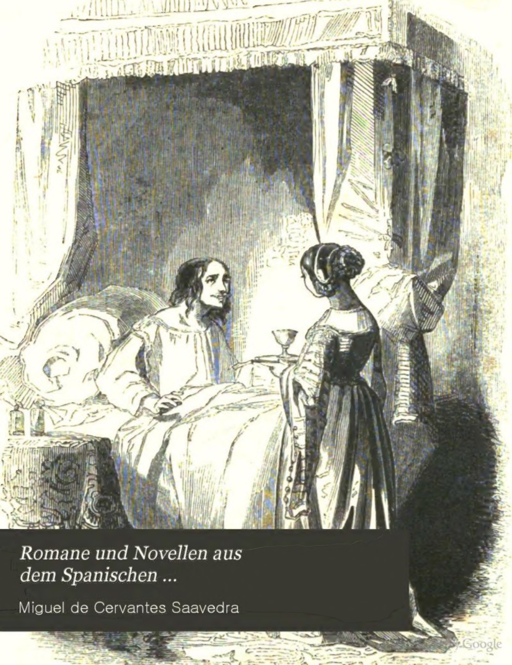
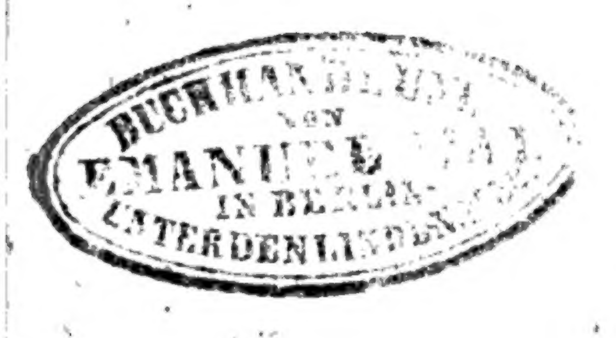



EL LIBRO de
CARL TILDEN KELLER


VON

Romane und Novellen

aus dem Spanischen

des

Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illustrationen

nach

Tony Johannot und andern Künstlern.

Achter Band.

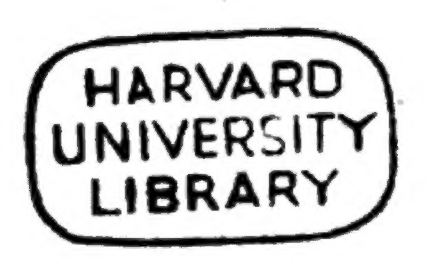
N o v e l l e n.

II.

1840.

Verlag von Dennig, Finck & Co.

Pforzhiem.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Muster-Novellen

des

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen

von

F. M. Duttenhofer.

Mit Illustrationen nach Laville und Andern.

Zweiter Band:

Die Spanierin als Engländerin. Die Macht des Blutes. Der eifersüchtige Estremadurianer. Die berühmte Scheuermagd.

1840.

Verlag von Dennig, Finck & C°

Pforzheim.

Die Spanierin als Engländerin.

Mit der Beute, welche die Engländer aus der Stadt Cadiz wegführten,[1] nahm Clotaldo, ein englischer Edelmann, welcher Befehlshaber eines englischen Schiffsgeschwaders war, ein Mädchen von etwa sieben Jahren mit sich nach London, und zwar gegen den Willen und ohne Wissen des Grafen von Essex, welcher das Mädchen mit der größten Sorgfalt hatte suchen lassen, um es seinen Eltern, die sich über den Verlust ihrer Tochter bei ihm beklagten, wiederzugeben. Die Eltern baten flehendlich, er möchte sich mit ihrem Gute begnügen und die Personen freilassen; er möchte sie nicht, nachdem sie in Armuth gestürzt wären, vollends elend machen, indem er sie ohne ihre Tochter, die das Licht ihrer Augen und das schönste Mädchen in der ganzen Stadt wäre, hier zurückließe. Der Graf ließ einen Befehl über die ganze Flotte ergehen, daß, wer das Mädchen verborgen hätte, es bei Lebensstrafe herausgeben solle. Allein weder Strafen, noch Drohungen waren mächtig genug, um Clotaldo zum Gehorsam zu nöthigen; er hielt sie in seinem Schiffe versteckt, denn er hatte, obgleich mit christlichem Sinne, die unvergleichliche schöne

[1] Admiral Howard und der Graf von Essex nahmen und plünderten unter der Regierung der Königin Elisabeth, den 1. Julius 1596, Cadiz.

Isabella, so hieß das Mädchen, überaus liebgewonnen. Endlich blieben die Eltern ohne ihr Kind zurück, in Trauer und Verzweiflung. Aber Clotaldo segelte, über die Maßen froh, nach London und übergab, als die reichste Beute, seiner Frau das schöne Kind.

Sein gutes Schicksal wollte, daß alle seine Hausgenossen heimliche Katholiken waren, obgleich sie öffentlich der Glaubensmeinung ihrer Königin zugethan zu seyn schienen. Clotaldo hatte einen Sohn, Namens Richardett, welcher zwölf Jahre alt war, und von seinen Eltern gelernt hatte, Gott zu lieben und zu fürchten und den Wahrheiten des katholischen Glaubens streng ergeben zu seyn. Catharine, Clotaldo's Gattin, war eine edle, christlich gesinnte und kluge Frau, und gewann Isabellen so lieb, daß sie sie erzog, unterrichtete und verpflegte, als wäre sie ihre eigene Tochter. Das Mädchen dagegen hatte ein so glückliches Naturell, daß es mit Leichtigkeit Alles lernte, worin man es unterwies. Mit der Zeit vergaß sie zwar, bei der guten Behandlung, die ihr zu Theil wurde, ihre wirklichen Eltern, so sie in Spanien gehabt hatte; allein nicht so sehr, daß sie nicht zuweilen an sie dachte und oft über ihr Unglück weinte. Obgleich sie nach und nach die englische Sprache lernte, so vergaß sie doch ihre Muttersprache nicht, denn Clotaldo sorgte dafür, heimlich Spanier bei sich einzuladen, damit sie mit ihr sprächen. Auf diese Weise sprach sie Englisch so gut, als ob sie in London geboren wäre, ohne ihr Spanisches zu vergessen.

Nachdem sie ihr alle weiblichen Arbeiten, in welchen eine wohlerzogene Dame unterrichtet seyn muß, gelehrt hatten, lehrten sie sie lesen und schreiben, worin sie eine mehr als gewöhnliche Fertigkeit erlangte. Aber die Kunst, in der sie

am glänzendsten vor allen hervorragte, war die Musik, indem sie alle Instrumente, welche sich für ein Weib passen, mit einer außerordentlichen Vollkommenheit erlernte. Dabei hatte sie von dem Himmel eine Stimme erhalten, die Jeden, der sie hörte, in Entzücken versetzte.

Alle diese Gaben, welche sie theils sich erworben, theils als eine Gunst vom Himmel empfangen hatte, entzündete nach und nach das Herz des Richardett, den sie als einen Sohn ihres Herrn liebte und ihm Dienste erwies. Anfänglich begnügte sich seine Liebe damit, sich in dem Anblick der unvergleichlich schönen Isabella zu ergehen und ergötzen, ihre grenzenlosen Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften zu betrachten, und sie zu lieben, als wäre sie seine Schwester, ohne daß seine Wünsche die Grenzen der Tugend und Ehrbarkeit überschritten. Allein als Isabella heranwuchs — und sie war gerade zwölf Jahre alt, als Richardett sich in sie verliebte — verwandelte sich jenes frühere Wohlwollen und jenes Vergnügen, sie zu schauen und zu hören, in die glühendsten Begierden, sie zu besitzen. Jedoch war er dabei weit entfernt, auf andere Weise zu dem Ziele seiner Wünsche zu gelangen, als daß er sie heirathete; denn von der unvergleichlichen Ehrbarkeit Isabellens, wie sie noch immer genannt wurde, konnte sich nichts Anderes erwarten lassen; aber auch er, als ein Mann von edlem Charakter, konnte bei der Hochachtung, die er gegen Isabella hegte, keinen schlechten Gedanken in seiner Seele Wurzel fassen lassen. Tausendmal faßte er bei sich den Entschluß, seinen Eltern die Neigung zu gestehen, welche seine ganze Seele erfüllte; tausendmal aber verwarf er diesen Entschluß wieder, weil er wußte, daß sie ihn bereits einem sehr schönen und reichen schottischen Fräulein zum Gatten bestimmt hatten,

welche, wie sie selbst, eine heimliche Katholikin war. Es schien ihm auch sehr klar, daß, um sich so auszudrücken, sie ihn wohl schwerlich mit einer Sklavin, wenn wir anders diesen Namen Isabella geben dürfen, verbinden werden; diese aber hatten sie im Sinne, einer vornehmen Edeldame als Begleiterin mitzugeben. So ging er denksam und unschlüssig umher, und wußte nicht, welchen Weg er einschlagen sollte, um an das Ziel seiner ehrlichen Wünsche zu gelangen. Sein Leben war so elend, daß er, wenn er es so fortgesetzt hätte, bald desselben verlustig gegangen wäre. Jedoch schien es ihm eine große Feigheit zu seyn, gerade sterben zu wollen, ohne irgend ein Mittel zur Erleichterung seiner Schmerzen vorher anzuwenden; und dieser Gedanke ermuthigte und stärkte ihn so, daß er beschloß, seine Liebe der Isabella zu gestehen. Alle Hausgenossen waren wegen der Krankheit des Richardett bestürzt, denn er war von Allen geliebt, und besonders von seinen Eltern, die ihn um so zärtlicher liebten, als es ihr einziger Sohn war, und seine Tugend, sein Verstand und sein Muth ihre Liebe verdiente. Die Aerzte wurden aus seiner Krankheit nicht klug, und er wagte es nicht, den Grund davon zu entdecken. Endlich hatte er beschlossen, die Hindernisse, die er sich einbildete, um jeden Preis zu überwinden; und eines Tags, als Isabella allein zu ihm kam, um ihn zu pflegen, sprach er zu ihr mit zitternder Stimme und gebrochenen Worten: „Schöne Isabella, dein ausgezeichneter Charakter, deine Tugend und deine unvergleichliche Schönheit sind die Ursache des Zustandes, in dem du mich siehst; und wenn du nicht willst, daß ich unter den fürchterlichsten Qualen, die ein Mensch sich denken kann, mein Leben verhauche, so komme meinen aufrichtigen Absichten entgegen, welche keine anderen sind, als dich zu

VIII. Seite 6.

meiner Gattin zu gewinnen. Dies kann ich aber nicht anders, als heimlicherweise; denn ich fürchte, daß meine Eltern deine Verdienste nicht erkennen, wie ich sie erkenne, und mir das Gut, das für mich Alles ist, vorenthalten werden. Wenn du mir dein Wort nicht gibst, du wollest die Meinige seyn, so gebe ich dir das meine, als ein wahrhafter katholischer Christ, daß ich dein seyn will. Ja, selbst wenn mir nie das Glück beschieden werden sollte, ganz der Deinige zu werden, wie dies nicht geschehen kann ohne den Segen der Kirche und den meiner Eltern, so wird das Bewußtseyn, daß du mir ewig und unverbrüchlich treu seyn wirst, hinreichen, mir meine Gesundheit wieder zu geben, und mich zufrieden und glücklich zu machen, bis ich endlich an das Ziel meiner Wünsche gelangen werde."

Während Richardett also sprach, stand Isabella ruhig da und hörte ihn mit gesenkten Augen an; und da zeigte sie, daß ihre Ehrsamkeit ihrer Schönheit, und ihre Bescheidenheit ihrem Geiste gleich war. Als sie aber sah, daß Richardett schwieg, antwortete sie ihm auf ehrsame und schöne Weise folgendermaßen: „Seitdem es der Härte oder der Gnade des Himmels gefallen hat — denn ich weiß nicht, welchem von diesen beiden Extremen ich es danken soll — mich meinen Eltern zu entreißen und den Eurigen, Herr Richardett, zu geben, denen ich für die unendlichen Wohlthaten, so sie mir erwiesen, stets dankbar bin, habe ich beschlossen, daß mein Wille nie von dem ihrigen abweichen soll. Daher halte ich die unschätzbare Gnade, so Ihr mir erweisen wollt, für kein gutes, sondern ein schlimmes Ereigniß; obgleich ich, wäre dies mit dem Wissen der Eltern geschehen, in dem Besitz dieses Vorzugs glücklich wäre. So lange aber dies sich entweder verzögert oder nicht geschieht,

so muß ich Euch sagen, daß meine Absichten stets mit der größten Reinheit nur dahin gehen werden, alles Gute, was Euch der Himmel je verleihen wird können, auf Euch herabzuflehen."

Hier machte Isabella ihrer eben so tugendhaften, als klugen Rede ein Ende, und damit fing Richardett an, zu genesen, und die Hoffnung seiner Eltern, die seine Krankheit bereits für tödtlich gehalten hatten, neu aufzublühen. Beide schieden mit freundlichem Grüßen, er mit Thränen in den Augen, sie voll Verwunderung, daß Richardetten die Liebe zu ihr so weit gebracht hatte. Richardett erhob sich vom Krankenlager, was seinen Eltern als ein Wunder erschien; er aber wollte seine Empfindungen ihnen nicht länger verheimlichen. Eines Tages entdeckte er sich daher seiner Mutter und sagte am Ende seiner Erklärung, die lang und ausführlich war, daß, wenn sie ihm nicht Isabellen zu Frau gäben, so müsse er sterben; denn sie ihm abschlagen oder ihn tödten sey ein und dasselbe. Zugleich erhob er die Tugenden der Isabella mit solchem Feuer, daß die Mutter glauben mußte, er habe sie getäuscht und sich schon heimlich mit Isabella vermählt. Sie gab indessen ihrem Sohne die beste Hoffnung und versprach, den Vater so zu stimmen, daß er mit geneigten Ohren seinen Wunsch anhören würde. Und in der That sagte sie ihrem Gatten dasselbe, was der Sohn ihr gesagt hatte, und vermochte ihn mit Leichtigkeit dazu, den Wünschen Richardetts entgegen zu kommen; wobei sie es an Vorwänden, welche Grund genug wären, die beschlossene Heirath mit dem schottischen Fräulein zu hintertreiben, nicht fehlen ließ. Zu dieser Zeit war Isabella vierzehn und Richardett zwanzig Jahre alt; aber obgleich sie in so grüner und blühender Jugend standen, waren sie an Klugheit und

Geist so gereift, daß sie für älter angesehen werden konnten.

Es fehlten nur noch vier Tage zu dem Termin, an welchem die Eltern des Richardett beschlossen hatten, daß ihr Sohn sein Haupt unter das heilige Joch der Ehe beugen sollte. Sie hielten sich für eben so glücklich als klug, daß sie ihre Gefangene zur Schwiegertochter auserſehen hätten, indem sie die Tugenden der Spanierin für eine höhere Mitgift ansahen, als die Reichthümer, welche die Schottin ihnen zugebracht hätte. Bereits waren die Hochzeitgewänder fertig, die Verwandten und Freunde eingeladen, und es fehlte nichts mehr, als daß man der Königin die Sache anzeigte, weil ohne ihr Mitwissen und ohne ihre Einstimmung unter dem Adel keine Heirath vorgehen konnte; allein man zweifelte nicht an der Erlaubniß, und verschob daher, darum zu bitten, von Tag zu Tag. Da nun Alles, wie ich bereits sagte, in diesem Zustand war, und eben noch vier Tage zu der Hochzeit fehlten, wurde eines Abends alle diese Freude durch einen Diener der Königin gestört, welcher dem Clotaldo anzeigte, Ihre Majestät befehle, er möchte den nächsten Morgen die gefangene Spanierin aus Cadiz ihr vorstellen. Clotaldo antwortete, daß er sehr gerne das thun wolle, was Ihre Majestät befohlen habe. Der Diener ging, und ließ die Herzen Aller mit Trauer, Furcht und Staunen erfüllt. „Wehe," rief Frau Catharina aus, „wenn nun die Königin erfährt, daß wir das Kind im katholischen Glauben erzogen haben, so wird sie auch bald erfahren, daß das ganze Haus dem wahren christlichen Glauben anhängt; und wenn die Königin fragt, was sie in den acht Jahren ihrer Gefangenschaft gelernt hat, was kann das arme Mädchen antworten, so gescheit sie es auch angreifen mag, wenn sie uns nicht

verdammen will?" — „Bekümmert Euch hierüber nicht, liebe Frau, und fürchtet nichts; denn ich vertraue auf den Himmel, der mir nach seiner göttlichen Barmherzigkeit in jenem Augenblick Worte eingeben wird, welche, weit entfernt, Euch zu verdammen, zu Euerm Vortheile ausschlagen werden." Richardett zitterte, indem er einen schlimmen Ausgang ahnte. Clotaldo suchte auf alle Weise, wie er seine Furcht unterdrücke, fand aber keine Beruhigung, außer in dem großen Vertrauen, das er zu Gott hegte, und in der Klugheit der Isabella, welcher er auf das dringendste empfahl, sie möchte auf alle Weise vermeiden, sie als Katholiken zu verrathen; denn obgleich ihr Geist bereit wäre, das Märtyrerthum zu erdulden, so sträube sich doch immer das schwache Fleisch gegen ein so bitteres Loos. Isabella versicherte sie zu wiederholten Malen, sie könnten ihretwegen ganz ruhig seyn; denn von alle dem, was sie fürchteten und muthmaßten, werde von ihrer Seite aus nichts geschehen; und ob sie gleich jetzt nicht wissen konnte, was sie auf die Fragen, die in diesem Falle ihr vorgelegt würden, antworten solle, so hege sie doch die gewisse und lebendige Hoffnung, daß ihre Antworten, wie sie bereits ihnen gesagt habe, auf eine solche Weise sich gestalten sollten, daß sie nur zu ihrem Glücke ausschlügen. Die ganze Nacht hindurch sprachen sie aber über viele Dinge, und kamen besonders auf die Idee, daß, wenn die Königin gewußt hätte, daß sie Katholiken wären, sie nicht auf eine so schonende und höfliche Weise zu ihnen geschickt hätte; woraus deutlich hervorginge, daß sie nur Isabella sehen wolle, deren unvergleichliche Schönheit und liebenswürdige Eigenschaften, wie sie in der ganzen Stadt bekannt wären, auch zu ihren Ohren gekommen seyn könnten. Daraus könne allerdings für sie eine Schuld erwachsen, nämlich die, daß



VIII. Seite 11.

sie Isabellen noch nicht bei Hofe vorgestellt hätten. Indessen könne man sich in der Art entschuldigen, indem man aussage, ihre Pflegetochter sey von dem Augenblick an, wo sie in ihre Gewalt gekommen wäre, ihrem Sohne Richardett zur Gattin bestimmt worden; und wenn es übrigens ihnen als ein Vergehen angerechnet werden könnte, ohne Erlaubniß der Königin dieses Verlöbniß eingegangen zu haben, so rechneten sie dies wenigstens keiner großen Strafe werth. Damit trösteten sie sich und kamen überein, Isabella solle nicht gleich einer Gefangenen in einfachen Kleidern, sondern in der Tracht einer Braut, wie sie eines so vornehmen Gatten, wie ihr Sohn wäre, würdig ist, erscheinen.

Nachdem sie dies beschlossen hatten, kleideten sie den nächsten Tag Isabella in spanische Tracht; sie trug einen vollkommenen Oberrock aus grünem Rasch, mit Stickereien und prächtigen Litzen geziert, die mit reichem, goldgesticktem Zeug ausgefüttert waren, und an den Rändern mit zierlich verschlungenen Perlenstickereien, am Saume aber mit größeren, reicheren Perlenschnüren besetzt waren. Zugleich trug sie um den Hals und um den Gürtel Diamantenschnüre, nebst einem Fächer, wie ihn die spanischen Edeldamen zu tragen pflegen. Ihre eigenen Haare, welche lang, reich und blond waren, wurden künstlich geflochten und mit Diamanten und Perlen auf das reichste geschmückt. In diesem prächtigen Schmuck, mit welchem sich ihre wundervolle Schönheit und ihr erhabener Wuchs verband, erschien sie diesen Tag in London in einer schönen Carrosse; und Aller Augen, welche sie sahen, und Aller Herzen, welche sie betrachteten, waren ihr zugethan. Clotaldo, seine Gemahlin und Richardett fuhren in derselben Carrosse, und viele erlauchte Verwandten der Familie begleiteten sie zu Pferd; denn Clotaldo wollte dadurch, daß

er seiner Gefangenen so große Ehre erwies, die Königin nöthigen, sie als die Verlobte seines Sohnes zu behandeln. Als Isabella, nachdem sie an dem Palaste vorgefahren waren, in einen großen Saal eintrat, wo die Königin war, überstrahlte sie an Schönheit Alles, was sich menschliche Einbildungskraft je gedacht hatte. Der Saal war weit und groß, die Begleiter Isabellens blieben zwei Schritte hinter ihr zurück, und sie selbst trat vor; wie sie aber allein dastand, so war sie anzuschauen gerade als ein Stern, welcher in einer heiteren und ruhigen Nacht sich von den Regionen des Feuers mit hellem Glanze herabbewegt, oder wie der Strahl der Sonne, wenn man ihn beim Anbruch des Tags zwischen zwei Bergen hervorbrechen sieht. Also erschien sie und gleich einem Kometen, welcher die Entflammung mehr als eines Herzens alle den Umstehenden zu verkünden schien, denn die Glut der Liebe brannte in den schönen sonnengleichen Augen Isabellens. Voll Demuth und Höflichkeit kniete diese vor der Königin nieder, und sprach in englischer Sprache: „Möge Eure Majestät ihrer Sklavin die Hand zum Kuß reichen, die sich von heute an erst für eine Edeldame halten wird, weil sie das Glück gehabt hat, Eure Größe anzuschauen."

Die Königin blickte sie, ohne ein Wort zu sprechen, längere Zeit an, denn es erschien ihr, wie nachher sich ihre Kammerfrau äußerte, als ob vor ihren Augen ein ganzer Sternenhimmel aufgegangen wäre, darin die vielen Perlen und Diamanten, mit welchen Isabella geschmückt war, die Sterne, ihr schönes Gesicht Sonne und Mond wären, und ihre ganze Erscheinung als ein neues Wunder von Schönheit zu erstehen schien. Die Damen, welche die Königin umgaben, hegten den Wunsch, nur ganz Auge zu seyn, damit ihnen bei dem Anblick der Isabella nichts entginge;

die Eine lobte die Lebendigkeit ihrer Augen, die Andere die Schönheit ihres Gesichtes, Diese ihren stolzen Wuchs, Jene den süßen Klang ihrer Rede, und nur Eine war, welche aus purem Neide sagte: „Die Spanierin ist nicht übel, sie ist sogar hübsch, aber ihr Anzug gefällt mir nicht." Nachdem die Königin von ihrem Erstaunen etwas zurückgekommen war, bat sie Isabellen, sich zu erheben, und sprach zu ihr: „Sprecht zu mir Spanisch, ich verstehe es gut und höre es gern." Dann wandte sie sich zu Clotaldo und sprach: „Clotaldo, es ist Unrecht von Euch, daß ihr mir so viele Jahre lang diesen Schatz verborgen habt; allein freilich ist er der Art, daß Ihr wohl Ursache haben konntet, geizig damit zu seyn; allein es ist Eure Pflicht, mir ihn zu überlassen, weil er nach Fug und Recht mein gehört." — „Große Frau", erwiderte Clotaldo, „was Eure Majestät sagt, ist sehr wahr; ich bekenne meine Schuld, wenn es ein Vergehen ist, diesen Schatz so lange aufbewahrt zu haben, bis er die Vollkommenheit erreichte, die ihn würdig machte, vor den Augen Eurer Majestät zu erscheinen; allein nachdem meine Pflegetochter diese Vollkommenheit erreicht hat, so glaube ich sie dadurch noch möglichst zu vervollkommnen, daß ich Eure Majestät um die Erlaubniß bitte, meinen Sohn Richardett mit ihr vermählen zu dürfen; und indem ich diese Verbindung gründe, vor Euerm erhabenen Throne Alles niederzulegen, was ich Euch geben kann." — „Selbst ihr Name gefällt mir," erwiderte die Königin, „und es dürfte in der That der Name Isabella nicht fehlen, um an ihrer Vollkommenheit nichts mehr mangeln zu lassen; [1] allein denkt daran, Clotaldo, daß Ihr sie ohne meine Erlaubniß Euerm Sohne verlobt habt." —

[1] Isabella ist im Spanischen dasselbe, was Elisabeth im Englischen ist.

„Es ist wahr, Herrin," antwortete Clotaldo, „allein dies geschah im Vertrauen auf die vielen und wichtigen Dienste, welche ich und meine Vorfahren der Krone Eurer Majestät geleistet haben, indem ich glaubte, selbst größere Gnadenbezeigungen, als nur diese Erlaubniß, von Eurer Majestät erwarten zu dürfen, um so mehr, da mein Sohn noch nicht vermählt ist." — „Er soll auch nicht mit Isabella vermählt werden," sagte die Königin, „bis er es selbst verdient hat, und ich erkläre hiermit, daß weder Eure Dienste, noch die Eurer Vorfahren ihm hierin ein Vorrecht gestatten sollen. Er selbst hat sich meinem Dienste zu widmen, um dieses Kleinod, das ich so hoch schätze, wie meine eigene Tochter, sich zu verdienen." Kaum hatte Isabella diese letzten Worte gehört, als sie sich vor der Herrin auf die Knie warf und in spanischer Sprache sagte: „Das Unglück, welches eine solche Genugthuung mit sich bringt, muß, o erlauchte Herrin, eher für ein Glück, als für ein Unglück gehalten werden. Eure Majestät hat mir den Namen Tochter gegeben, was könnte ich bei dieser Gnade noch Uebles fürchten, oder welch ein höheres Gut könnte ich zu hoffen wagen?" Dies sagte Isabella mit so viel Grazie und Wohllaut, daß die Königin sie außerordentlich liebgewann und ihr befahl, in ihrem Dienste zu bleiben. Sogleich übergab sie sie ihrer ersten Hofdame, einer Frau vom höchsten Rang, damit diese sie in ihr neues Amt einkleide. Richardett, der mit Isabellen sein Leben scheiden sah, war nahe daran, den Verstand zu verlieren; daher warf er sich zitternd und kaum seiner selbst mächtig der Königin zu Füßen und sprach: „Es ist nicht nöthig, daß Eure Majestät mich in Ihrem Dienste mit andern Wohlthaten belohnt, als mein Vater und meine Vorfahren in dem Dienste ihrer Monarchen

erlangt haben; da nun aber Euere Majestät beschlossen hat, daß ich mit der Aussicht auf andere Belohnungen und Würden meine Dienste der Krone weihe, so möchte ich wissen, durch welche Thaten ich zeigen kann, daß ich das Vertrauen verdiene, das Eure Majestät auf mich setzt.“ — „Zwei Schiffe sind bereit, um abzusegeln,“ antwortete die Königin. „Den Oberbefehl über beide habe ich dem Baron Lansac übergeben. Euch ernenne ich nun zum Kapitän auf einem dieser Fahrzeuge, denn das Geschlecht, aus dem Ihr stammt, bürgt mir dafür, daß Ihr an Muth ersetzen werdet, was Euch an Jahren abgeht. Dabei bedenkt nun wohl, welch große Gnade Euch zu Theil wird, denn ich gebe Euch Gelegenheit, daß Ihr, indem Ihr im Dienste Eurer Königin Euch als einen würdigen Sohn Euers Geschlechtes zeigt, nicht nur den Werth Eurer Persönlichkeit und Euers Geistes geltend machen könnt, sondern auch den schönsten Preis, den Ihr nach meinem Dafürhalten erstreben könnt, erreichen werdet. Ich selbst werde Isabella hüten und bewachen, obgleich sie aussieht, als ob ihre eigene Ehrbarkeit ihr bester Wächter wäre. Geht in Gottes Namen, und da Ihr verliebt scheidet, wie ich wohl denken darf, so verspreche ich mir Großes von Euren Thaten. Glücklich wäre der König, welcher, im Begriffe Krieg zu führen, zehntausend verliebte Soldaten in seinem Heere hätte, denen als Siegespreis der Besitz der Geliebten versprochen würde! Erhebt Euch, Richardett, und seht zu, ob Ihr noch etwas Isabellen zu sagen habt, denn morgen frühe müßt Ihr abreisen.“ Richardett küßte der Königin die Hand, zum Zeichen, daß er die Gnade, welche sie ihm verliehen, über Alles schätze; dann fiel er vor Isabella auf die Kniee und wollte mit ihr sprechen, konnte es aber nicht, denn die Kehle schnürte sich

ihm zusammen und seine Zunge war gebunden; die Thränen stürzten aus seinen Augen und er versuchte so viel wie möglich sie zu verbergen. Allein vor den Augen der Königin war dies Alles nicht zu verheimlichen; daher sagte sie zu ihm: „Schämt Euch nicht an Euren Thränen, Richardett, und haltet Euch deßhalb nicht für geringer, weil Ihr in diesem Augenblick Zeichen eines so zärtlichen Herzens gegeben habt, denn etwas Anderes ist es, mit den Feinden streiten, etwas Anderes, von einer Heißgeliebten Abschied nehmen. Umarmt Euern Richardett, Isabella, gebt ihm Euren Segen, welchen sein zartes Gefühl so sehr verdient.“ Isabella, welche über den Schmerz Richardetts und darüber, daß er sich ihr zu Füßen geworfen hatte, bestürzt und verwundert war — denn sie liebte ihn, als wenn er ihr Gatte wäre — hörte nicht den Befehl der Königin, und begann heiße Thränen zu weinen, ohne zu bedenken, was sie thäte, und war so ernst und bewegungslos, daß es schien, als weine eine Statue von Alabaster. Die stumme, aber innige Bewegung der beiden Liebenden war so zärtlich und innig, daß viele der Umstehenden darüber Thränen vergossen, und ohne daß Richardett ein Wort zu Isabellen gesprochen hätte, und ohne daß sie ein Wort zu Richardett gesprochen hätte, verließen sie den Saal, nachdem Clotaldo und seine Begleiter der Königin ihre Reverenz bezeigt hatten. Und Alle waren voll Mitleids, voll Trauer und voll Thränen.

Isabella blieb zurück, wie eine Waise, die so eben ihre Eltern zu Grabe getragen hat, und hatte nicht geringe Furcht, ihre neue Herrin möchte die Lebensweise, in der sie erzogen worden war, geändert wissen wollen. Indessen sie mußte bleiben und zwei Tage nachher ging Richardett unter Segel, wobei in seinem Herzen zwei Gedanken mächtig hin

und her kämpften, die ihn beinahe außer sich selbst brachten. Der Eine bestand in der Betrachtung, daß er Thaten verrichten müsse, welche ihn Isabella verdienen ließen; der Andere, daß er keine dieser Thaten ausführen könne, wenn er seinem katholischen Gewissen treu bleiben wollte, welches ihm nicht erlaubte, gegen Katholiken das Schwert zu ziehen. That er aber dies nicht, so wurde er entweder als rechtgläubiger Christ oder als Feigling bezeichnet — Verhältnisse, die ihn entweder das Leben kosten würden, mindestens aber ein unübersteigliches Hinderniß wären, seine Geliebte zu gewinnen. Endlich entschloß er sich, seine Liebe weniger zu achten als seinen Glauben, und er bat im Herzen den Himmel, er möchte ihm Gelegenheit geben, wo er, ohne seinen ächten Christenglauben zu verletzen, tapfer seyn könnte, um den Forderungen der Königin zu genügen und Isabella sich zu verdienen.

Sechs Tage lang schifften die beiden Fahrzeuge mit günstigem Winde, indem sie die Richtung gegen die Azoren verfolgten; einem Platze, wo es nie an portugiesischen Schiffen fehlt, welche von Ostindien kommen, noch an andern, welche von Westindien hersegeln. Nach Verfluß von sechs Tagen frischte ein heftiger Seitenwind auf, welcher im Ocean einen andern Namen hat, als im Mittelmeer, wo er Mittagswind genannt wird. Dieser Wind war so heftig und anhaltend, daß sie genöthigt waren, ohne die Inseln zu gewinnen, gegen Spanien zu segeln. Sie kamen gegen die Küste dieses Landes beim Eingang in die Meerenge von Gibraltar, wo sie drei Schiffe entdeckten, davon das eine groß und mächtig, die andern aber kleiner waren. Das Schiff des Richardett näherte sich nun dem Hauptschiff, um von dem General Befehl einzuholen, ob er im Sinne habe, die drei Schiffe, welche entdeckt worden wären, anzugreifen. Allein ehe er

an das Schiff kam, sah er, daß auf dem Hauptmast eine schwarze Standarte aufgehißt wurde; und als er näher kam, hörte er in dem Schiffe Töne von gestopften Posaunen und Trompeten, was ein sicheres Zeichen war, daß entweder der General oder sonst eine vornehme Person der Schiffsmannschaft gestorben sey. Bestürzt hierüber segelten sie näher, um mit dem Schiffe sprechen zu können, was sie, seitdem sie aus dem Hafen ausgelaufen waren, nicht gethan hatten. Aus dem Hauptschiff verlangte man, der Kapitän Richardett möchte herüber kommen, weil der General die Nacht vorher am Schlagflusse gestorben sey. Alle waren in tiefe Trauer versetzt, Richardett ausgenommen, der nicht sowohl über den Tod seines Generals, sondern vielmehr darüber erfreut war, daß er nun den freien Befehl über beide Schiffe habe; denn es war bestimmter Befehl der Königin, daß, wenn der General sterbe, Richardett an seine Stelle treten solle. So schnell als möglich ging nun Richardett auf das Hauptschiff, wo er die Einen in Thränen über den Tod des alten Generals, die Andern voll freudigen Glückwünschen fand, die sie dem neuen brachten. Endlich huldigte ihm die ganze Schiffsmannschaft und riefen ihn mit kurzen Ceremonien zum General aus; sodann war Aller Aufmerksamkeit auf die drei entdeckten Schiffe gerichtet, von denen zwei das Hauptschiff verließen und auf Richardetts Fahrzeug lossteuerten.

Sie bemerkten bald an den Halbmonden, welche sie auf den Flaggen hatten, daß es türkische Galeeren waren, worüber Richardett sich sehr freute, indem er dachte, daß eine solche Prise, wenn der Himmel sie ihm schenken wolle, von Bedeutung wäre, und dabei doch keinem Katholiken zum Nachtheil gereichte. Die beiden türkischen Galeeren ruderten heran, um die englischen Schiffe zu beobachten, welche aber nicht

unter englischer, sondern unter spanischer Flagge segelten, theils um diejenigen zu täuschen, welche ihnen begegnen würden, theils um nicht für Corsarenschiffe gehalten zu werden. Die Türken hielten sie für Schiffe, die von Indien kämen und mit leichter Mühe zu erobern wären; sie schifften nach und nach herbei, und Richardett verhielt sich aus List ruhig, bis sie in den Bereich seines schweren Geschützes gekommen waren. Er ließ sie sodann zu so guter Zeit beschießen, daß eine der Galeeren fünf Kugeln so heftig in ihren Rumpf bekam, daß sie plötzlich einen großen Leck erhielt, die Flagge strich und im Begriffe war, ohne Hülfe, zu Grunde zu gehen. Als die andere Galeere den schlechten Ausgang bemerkte, den diese genommen hatte, kehrte sie mit großer Eile um und legte sich an die Seite des großen Schiffes. Aber Richardett, dessen Schiffe leichte und rasche Segler waren, so daß sie sich so lenksam bewegten, als wenn sie Ruder hätten, ließ von Neuem seine Kanonen laden und verfolgte die Galeere bis zu dem Schiffe, indem er ihr einen ganzen Hagel von Kugeln nachschickte. Die Mannschaft der lecken Galeere sprang, sobald sie sich dem Hauptschiff nahe genug glaubte, über Bord, und erstieg mit Eile und Gewandtheit das Schiff. Als dies Richardett bemerkte und sah, daß die Mannschaft der noch unverletzten Galeere sich mit Rettung der Gestrichenen beschäftigte, segelte er mit seinen beiden Fahrzeugen auf sie zu und nahm sie, ohne ihnen Vorsprung durch Rudern zu gestatten, zwischen zwei Feuer; so daß die Türken kein anderes Mittel fanden, als sich auf das größere Schiff zu retten, wo sie sich nicht sowohl vertheidigen wollten, als vielmehr ihr Leben in Sicherheit bringen. Die Christen, welche als Ruderknechte auf den Galeeren waren, zerbrachen ihre Bande, zerrissen ihre

Ketten und retteten sich ebenfalls mit den Türken in jenes Schiff; allein als sie an dessen Seiten hinauf klimmen wollten, wurden sie durch Kleingewehrfeuer empfangen, welches ohne Unterschied auf Türken und Christen schoß. Richardett befahl, Niemand solle auf die Christen schießen. Auf diese Weise kamen beinahe alle Türken um, und selbst die, welche das Schiff gewannen, wurden durch die Christen, welche mit ihnen heranstiegen, in Stücke gerissen; denn die Stärke der Tapferen, welche fallen, geht über in die Feigheit derer, welche sich erheben; so gab auch der Gedanke, die englischen Schiffe seyen spanische, den Christen neuen Muth, und sie thaten Wunder für ihre Freiheit.

Endlich waren beinahe alle Türken getödtet worden, und nun erschienen einige Spanier an Bord des Schiffes und riefen der Schiffsmannschaft, die sie für Spanier hielten, sie möchten ihnen den Lohn ihres Sieges zutheilen. Richardett fragte sie auf Spanisch, was das für ein Schiff wäre? Die Antwort war, es sey ein Schiff, welches von den portugiesischen Besitzungen in Indien käme, seine Ladung bestehe in Spezereiwaaren und so viel Perlen und Diamanten, daß sie den Werth einer Million bei weitem überstiege. Nach großem Ungemach seyen sie bis hierher gekommen, seyen ganz verwahrlost und ohne Geschütz, weil sie das Kriegsvolk über Bord habe werfen müssen, das durch Krankheit, Hunger und Durst aufgerieben worden sey. Jene beiden Galeeren gehören dem Corsaren Arnaute Mami, welchem sie sich den Tag vorher ohne Vertheidigung übergeben hätten. So viel sie gehört hätten, habe dieser, weil er so viele Reichthümer auf seinen beiden Fahrzeugen nicht zu führen im Stande gewesen, den Plan gefaßt, ihr Schiff in's Schlepptau zu nehmen, um es in den nahe gelegenen Fluß

Larache zu bugsiren. Richardett antworte ihnen, daß sie sich sehr irrten, wenn sie die beiden Fahrzeuge für spanische Schiffe hielten, indem sie Kriegsschiffe der Königin von England wären. Diese Neuigkeit setzte die Spanier sehr in Schrecken und gab ihnen viel zu bedenken, indem sie glaubten, wie sie auch vermuthen konnten, sie seyen von einer Schlinge in die andere gefallen. Aber Richardett tröstete sie durch die Versicherung, es werde ihnen kein Leid geschehen, und sie sollten mit der Bedingung, nicht gegen sie zu fechten, in Freiheit gesetzt werden. „Dies ist auch unmöglich," antworteten sie, „weil, wie wir bereits gesagt haben, dieses Schiff weder Artillerie, noch wir Waffen haben; und daher sind wir genöthigt, unsere Zuflucht zu dem Edelmuthe und der Großherzigkeit euers Generals zu nehmen; denn es ist gerecht, daß der, der uns von der unausstehlichen Sklaverei der Türken befreit hat, seine große Gnade und Wohlthat nicht beim Anfang stehen läßt, denn dadurch wird er berühmt in allen Ländern und sein Name wird unvergeßlich seyn, wohin die Kunde seines Sieges und seiner Großmuth kommt, von der wir mehr zu hoffen, als zu fürchten haben werden." Die Rede des Spaniers gefiel Richardetten nicht übel, er berieth sich mit seiner Schiffsmannschaft und erkundigte sich bei ihnen, auf welche Weise man die Christen am besten in Spanien aussetzen könnte, ohne sich einer Gefahr bloßzustellen; denn da ihrer so Viele wären, so könnte die Möglichkeit eintreten, daß sie sich empörten. Die Einen waren der Ansicht, er solle Einen nach dem Andern auf das Schiff kommen und, sobald sie auf das Verdeck kämen, hinrichten lassen; auf diese Weise Alle tödten und ohne weitere Sorge das Frachtschiff nach London führen. Auf dies antwortete Richardett: „Da Gott uns so große Gnade gegeben

hat, indem er uns unvorhergesehen so ungeheure Reichthümer erlangen ließ, so will ich nicht mich durch Grausamkeit undankbar zeigen, denn es ist nicht gut, daß man Schwierigkeiten, welchen man durch Geistesgegenwart und List begegnen kann, durch das Schwert ein Ende mache. Daher bin ich der Meinung, daß keiner der katholischen Christen sterben solle, nicht etwa deßhalb, weil ich eine besondere Zuneigung zu ihnen hätte, sondern wegen meines eigenen Wohles. Denn ich möchte nicht, daß die heutige That weder mir noch euch, die ihr meine Waffengenossen seyd, neben dem ehrenvollen Namen der Tapferkeit den schändlichen Beinamen der Grausamkeit verleihen möchte; denn die Grausamkeit vertilgt den Ruhm, den sich die Tapferkeit erworben hat. Was nun zu thun ist, ist das, daß alles grobe Geschütz eines unserer Schiffe auf das große portugiesische Schiff gebracht werden muß, ohne daß in unserm Fahrzeuge weitere Waffen noch Munition zurückbleiben. Sodann bemannen wir das Portugiesenschiff mit unsern Leuten, nehmen es mit nach England und lassen die Spanier nach Spanien gehen."

Niemand wagte etwas gegen den Vorschlag des Richardett zu sagen, indem die Einen ihn für eben so großmüthig und billig, als tapfer, die Andern für mehr katholisch gesinnt hielten, als er seyn sollte. Nachdem dies beschlossen war, ging Richardett mit fünfzig Schützen, die sich schußfertig hielten und brennende Lunten führten, auf das portugiesische Schiff. Auf diesem befanden sich etwa dreihundert Personen von der Mannschaft, die den Galeeren entkommen waren: er ließ sich sogleich das Schiffsregister geben, wo ihm aber derselbe Spanier, der früher mit ihm sprach, erklärte, die Corsaren haben es ihnen abgenommen, und es sey mit ihnen untergegangen. Augenblicklich ließ Richardett Alles in die

rechte Ordnung bringen, und eines seiner Fahrzeuge an die Seite des großen Schiffes anlegen; worauf mit unglaublicher Schnelligkeit, durch äußerst kräftige Schiffswinden, die Artillerie des englischen Fahrzeugs auf das portugiesische gebracht wurde. Alsdann hielt er eine kleine Anrede an die Christen, und ließ sie in das entwaffnete Schiff steigen, in welchem sich mehr Lebensmittel vorfanden, als eine größere Mannschaft im Verlaufe eines starken Monats gebraucht hätte. Jedem der Spanier gab er aber vier spanische Goldgulden auf den Weg, welches Geld er aus seinem Schiffe holen ließ; denn er wollte, daß sie nicht jedes Bedürfnisses beraubt an das Land stiegen, das indessen so nahe war, daß man die hohen Gebirge Abila und Calpe sehen konnte.

Alle dankten ihm für die Gnade, so er ihnen bewies, unendliche Male; der Letzte aber, der fort ging, um sich einzuschiffen, war der, von dem wir schon gesprochen haben, und dieser sagte: „Ich hielte es für ein größeres Glück, tapferer Ritter, wenn du mich, statt nach Spanien zu schicken, mit dir nach England führtest, denn obgleich jenes mein Vaterland ist, und es nur sechs Tage her ist, daß ich es verließ, so finde ich doch dort nichts Anderes, denn Trauer, Gram und Herzeleid. Wisse, Herr, daß bei der Eroberung von Cadiz — es ist etwa fünfzehn Jahre her — ich eine Tochter verlor, welche die Engländer nach England mitgenommen haben müssen. Und mit ihr verlor ich die Stütze meines Alters, und das Licht meiner Augen, denn seit ich sie nicht mehr sah, habe ich nichts mehr gesehen, was mir gefallen mochte. Der bittere Kummer, sie und zugleich mein ganzes Vermögen verloren zu haben, schlug meinem Herzen so tiefe Wunden, daß ich weder Lust noch Kraft hatte, mein Handelsgeschäft wieder auszuüben, dessen Betrieb mich früher

glauben gemacht hatte, ich sey der reichste Kaufmann der ganzen Stadt. Und dies war die Wahrheit; denn außer meinem Credit, welcher mehrere hunderttausend Thaler überstieg, war die Habe meines Hauses mehr als fünfzigtausend Dukaten werth. Alles dies habe ich eingebüßt; allein ich hätte meinen Verlust für nichts geachtet, hätte ich nicht meine Tochter dabei verloren. Nach diesem allgemeinen Unglück, das mich besonders hart schlug, quälte mich die Noth dergestalt, daß weder ich selbst, noch mein Weib ihr zu widerstehen vermochten, daher beschlossen wir Beide, ich und meine Frau — und es ist jenes Weib, das dort so kummervoll kauert — nach Indien zu gehen, welches der allgemeine Zufluchtsort verarmter Edelleute ist. Wir schifften uns auf einem Paketboote vor sechs Tagen ein, und wurden auf der Höhe von Cadiz durch diese beiden Corsarengaleeren genommen und zu Gefangenen gemacht. In der Erneuerung unsers Unglücks erkannten wir nun, daß wir zu Leiden und Ungemach auf dieser Welt bestimmt waren, welches sich noch vergrößert hätte, wenn die Corsaren Herren jenes Portugiesenschiffs geworden wären, welches sich so lange hielt, bis die Begebnisse kamen, von denen du Zeuge gewesen bist.“ Richardett fragte ihn, wie seine Tochter heiße. Er erwiderte: „Isabella.“ Mit diesem Worte bestätigte sich das, was Richardett bereits geahnt hatte, daß nämlich der, mit dem er sprach, der Vater seiner geliebten Isabella sey. Er sagte ihnen aber hierüber nichts, sondern versprach ihnen, recht gern sie Beide mit sich nach London zu nehmen, wo sie vielleicht das finden würden, was sie suchten. Er ließ sie nun sogleich auf sein Admiralschiff gehen, bemannte das portugiesische Schiff mit der gehörigen Anzahl Matrosen und Seesoldaten, und ging schon die folgende Nacht unter Segel. Sie beeilten sich, die spanische

Küste zu verlassen; da sich aber in dem Schiffe der freigegebenen Christen zugleich etwa zwanzig Türken befanden, gab diesen Richardett ebenfalls die Freiheit, indem er beweisen wollte, daß er mehr aus Großmuth und Gutherzigkeit, als aus Hinneigung zu den Katholiken, sich edelmüthig zeigen wollte. Daher bat er bei seiner Abreise die Spanier, sie möchten bei der ersten Gelegenheit, so sich ihnen darböte, die Türken freilassen; und diese zeigten sich seinen Anordnungen willfährig.

Der Wind, welcher günstig und kräftig zu wehen schien, begann allmählig nachzulassen, so daß Windstille eintrat, welche die Engländer sehr bestürzt machte und in Furcht setzte, so daß sie den Richardett und seinen Edelmuth anklagten, indem sie sagten, die Befreiten könnten Spanien erreicht haben, und wenn gerade Kriegsgaleeren in dem Hafen wären, könnten diese auslaufen, um auf sie zu kreuzen, sie angreifen und am Ende nehmen oder in den Grund bohren. Richardett sah die Richtigkeit dieser Bemerkungen sehr gut ein, wußte aber durch Vernunftschlüsse ihre Reden zu widerlegen, und sie zu trösten; allein den besten Trost brachte ihnen der Wind, welcher auf so günstige Weise auffrischte, daß sie weder nöthig hatten, die Segel einzureffen, noch zu brassen, und in Zeit von neun Tagen mit vollen Segeln London erreichten. Und so kamen sie zurück, ehe dreißig Tage nach ihrem Auslaufe verflossen waren.

Richardett wollte, wegen des Todes seines Generals, nicht mit den Zeichen der Freude einlaufen, und daher vermengte er die Zeichen der Freude mit denen der Trauer. Bald ertönten lustige Trompetenstöße, bald Klänge von gestopften Posaunen, die Einen schlugen lustig die Trommeln und machten Geräusch mit den Waffen, welchem die Pfeifer

mit Trauertönen antworteten. Von einem Mastkorbe hing verkehrt eine Flagge herab, auf der eine Menge Halbmonde gestickt waren; von dem andern Mastkorbe sah man eine lange Fahne von schwarzem Tafft hängen, deren Spitzen das Wasser berührten. Endlich zog er, mit diesen verschiedenen Zeichen der Freude und der Trauer, mit seinem Schiff in London flußaufwärts ein, ließ aber das portugiesische Schiff, weil es zu tief im Wasser ging, auf der Rhede. Diese verschiedenen Zeichen und Signale machten die ungeheure Volksmenge, welche sie von dem Ufer erblickte, staunen, so daß sie in gespannter Erwartung zuschauten, denn aus einigen Anzeichen erkannten sie wohl, das kleinere Schiff sey das Hauptschiff des Baron von Lansac; allein sie konnten nicht begreifen, wie das andere Fahrzeug sich sollte in das große, schwere Schiff verwandelt haben, das in der Rhede wartete. Allein sie wurden bald aller dieser Zweifel enthoben, indem der tapfere Richardett, vom Wirbel bis zur Zehe in reiche, glänzende Waffen gehüllt, in das Boot sprang, und zu Fuß, ohne eine andere Begleitung, als einen unzählbaren Volkshaufen, der ihm erwartungsvoll nachzog, in den Palast ging, wo bereits die Königin auf einer Galerie auf Nachricht von den beiden Schiffen wartete. Mit der Königin und den andern Damen war auch Isabella daselbst, and zwar in englischen Kleidern, die ihr eben so gut standen, als ihre Nationaltracht. Ehe Richardett ankam, brachte ein Diener der Königin die Nachricht, daß er im Begriff wäre, zu kommen. Isabella wurde bei dem Namen Richardett bestürzt, denn sie schwebte in diesem Augenblick zwischen Furcht und Hoffnung, ob seine Ankunft wohl gut oder übel aufgenommen werde. Richardett war groß von Wuchs, und ein feiner und schön gewachsener Mann; und wie er daher schritt

in Panzer und Küraß, nebst Halsberge, Arm- und Beinschienen, mit einem in Mailand gefertigten Schilde, auf welchem elf Bilder eingegraben und mit Gold verziert waren, da schien er Allen, die ihn erblickten, ein Muster von Schönheit. Sein Haupt war mit keinem Helm bedeckt, sondern mit einem Hut von löwengelber Farbe und mit breiten Krempen, mit vielen Federn geschmückt, die auf geschmackvolle Weise gruppirt waren; sein Schwert war breit, mit reichen Gehängen versehen, und seine Schuhe waren nach Art der Schweizer. Als er, also geschmückt, in stolzen Schritten einherging, da verglichen ihn die Einen mit Mars, dem Gott des Krieges, die Andern, die von der Schönheit seines Gesichtes hingerissen wurden, riefen aus: es ist Venus, die dem Mars einen Streich spielen will, und sich also verkleidet hat.

Endlich erschien er vor der Königin, kniete vor ihr nieder und sprach: „Erhabene Majestät! begünstigt von dem hohen Glücke, daß über Euerm Throne waltet, und begünstigt durch das Glück in Erreichung meiner Wünsche, ließ mich das Schicksal, nachdem General Lansac uns in Folge eiuer Apoplexie entrissen ward, und ich, Dank sey es Eurer Gnade, an seine Stelle getreten war, zwei türkische Galeeren treffen, welche jenes große Schiff im Schlepptau führten. Ich griff sie an, und Eure Soldaten kämpften wie immer; die beiden Corsarenschaluppen wurden in den Grund gebohrt, und auf einem unserer Schiffe gab ich in Euerm königlichen Namen den Christen die Freiheit, welche den Händen der Türken entkommen waren; nur einen Mann und eine Frau, beide aus Spanieu, nahm ich mit mir, indem diese gern hierher kamen, um Eure Größe zu sehen. Jenes Schiff ist eines von denen, welche gewöhnlich von Indien nach

Portugal segeln; es kam durch Unglück in die Hände der Türken, welche mit geringer oder, besser gesagt, gar keiner Mühe es einnahmen. Nach der Aussage einiger Portugiesen, die darauf befindlich waren, enthält es mehr als den Werth einer Million an Gold und Spezereiwaaren, die übrige Fracht, als Perlen, Diamanten, ungerechnet. Nichts ist bisher darin berührt worden, denn selbst die Türken hatten es nicht bestiegen. Alles hat der Himmel Euch gewidmet, und ich war für Eure Majestät der Wächter dieses Schatzes, und wenn Ihr mir nur ein einziges Kleinod gebt, so beglückt dies mich mehr, als die Ladung von zehn solcher Schiffe; und dieses Kleinod hat Eure Majestät mir bereits versprochen, es ist meine theure Isabella. In ihrem Besitze werde ich reich und übermäßig belohnt seyn, und zwar nicht bloß für diesen Dienst, den ich so eben Eurer Majestät gethan, so bedeutend er auch seyn mag, sondern auch für eine Menge andere, welche ich im Sinne habe, zu vollführen, um wenigstens theilweise das Kleinod, das mir Eure Majestät versprach, zu verdienen, dessen Werth unendlich ist."

„Steht auf, Richardett," antwortete die Königin, „und glaubt mir, daß, wenn ich Isabellens Werth schätzen wollte nach dem Maße, wie ich sie hochachte, so könntet Ihr sie weder mit der Ladung dieses Schiffes, noch mit den Schätzen von ganz Indien aufwägen. Ich gebe sie Euch, weil ich sie Euch versprach, und weil sie Eurer eben so würdig ist, als Ihr Isabellens. Euer Werth allein verdient sie; seyd Ihr der Wächter der Schätze dieses Schiffes für mich gewesen, so war ich, im Gegentheil, die Wächterin Euers Kleinods für Euch. Und obgleich es scheint, daß ich Euch nicht viel gebe, indem ich Euch Euer Eigenthum zurückerstatte, so weiß ich doch, daß ich Euch große Gnade dadurch erweise; denn

ein Kleinod, das man nur durch Liebe erkauft, und welches seinen Preis in der Seele des Käufers findet, ist so viel werth, als eine Seele, wofür auf der ganzen Welt der gleiche Werth nicht zu finden ist. Isabella ist die Eure, schaut sie hier, Ihr könnt von ihr vollen Besitz nehmen, wenn es Euch gefällig ist. Und ich glaube, es wird dies ihren Wünschen gemäß seyn, denn sie ist verständig und weiß die Freundschaft, so Ihr für sie hegt, zu schätzen; ich will nicht sagen, die Gnade, die Ihr ihr bereitet, denn Euer Gefühl scheint mir Freundschaft und Liebe zu seyn; Gnade aber ist ein Titel, der nur meinen Handlungen gebührt. Geht nun, um Euch zu erholen, und kehrt morgen früh wieder zu mir zurück, wo ich von Euren Thaten das Nähere hören will. Alsdann mögt Ihr jene beiden Personen mitbringen, von denen Ihr sagt, daß sie aus freiem Willen gekommen sind, um mich zu sehen; ich werde sie freundlich aufnehmen."

Richardett küßte der Königin für die große Gnade, so sie ihm verliehen, die Hand. Die Königin trat in einen Saal zurück, und die Damen umgaben den Richardett. Eine derselben, welche Isabellen sehr lieb gewonnen hatte, Dame Tansi hieß, und im Rufe der verständigsten, geistreichsten und liebenswürdigsten Aller stand, sagte zu Richardett: „Was ist das, Herr Richardett, was soll diese Rüstung bedeuten? dachtet Ihr vielleicht, als Ihr hierher kamt, es gäbe einen Kampf mit Euren Feinden? In der That, wir Alle hier sind Eure Freundinnen, wenn nicht vielleicht Fräulein Isabella, als eine Spanierin, sich verpflichtet glaubt, Euch nicht gern zu haben." — „Sie wird sich wenigstens erinnern, verehrteste Tansi, daß sie mich etwas gern gehabt hat, und wenn mein Angedenken noch in ihr lebt," sagte

Richardett, „so weiß ich, daß sie mich recht gern haben wird, denn so viel Gemüth, Geist und so seltene Schönheit kann nimmermehr den Makel des Undankes an sich tragen.“ Hierauf antwortete Isabella: „Da ich nun ganz die Eure bin, so ist es an Euch, für all das Lob, das Ihr für mich verschwendet, und für alle die Güte, die Ihr mir zu erweisen gedenkt, von mir Genugthuung zu verlangen.“

Solche und noch andere Gespräche unterhielt Richardett mit Isabellen und den andern Damen. Unter diesen aber war ein kleines Mädchen von zartem Alter, das, während Richardett hier war, nichts Anderes that, als ihn betrachtete; sie hob die Beinschienen auf, um zu sehen, was er unter ihnen hätte, betrachtete sein Schwert und suchte auf kindische Weise seine Rüstung als Spiegel zu benutzen, indem sie ganz nahe hin ging, um sich darin zu beschauen. Kaum war Richardett fort gegangen, als sie sich zu den Damen wandte und sprach: „Ach, liebe Damen, jetzt glaube ich, daß es um den Krieg eine recht schöne Sache seyn muß, weil Männer in Waffen, selbst in Gesellschaft von Damen, so schön erscheinen.“ — „Und wie erscheinen sie,“ erwiderte Dame Tansi, „schaut nur den Richardett an, der scheint als eine Sonne, die auf die Erde herabgekommen ist, wenn er in diesem Kleide durch die Straßen geht.“ Alle lachten über die Worte des Kindes und über die ausgelassene Vergleichung der Tansi. Allein es fehlte auch nicht an solchen, welche mit bitterm Tadel es dem Richardett als eine Unverschämtheit auslegten, gewaffnet in den Palast gekommen zu seyn; wobei ihn jedoch Andere entschuldigten, indem sie sagten, als Soldat habe er ein Recht dazu gehabt, ein martialisches Wesen zu zeigen.

Von seinen Eltern, Freunden, Verwandten und Be-

kannten wurde Richardett mit den Zeichen der herzinnigsten Liebe empfangen; und in dieser Nacht war die Freude in London allgemein über den guten Erfolg dieses Seezuges. Isabellens Eltern waren bereits nach dem Hause des Clotaldo gebracht worden, dem Richardett gesagt hatte, wer sie waren, mit der Bedingung, ihnen von Isabellen nichts zu sagen, bis er es selbst thun würde; eine Anordnung, die sowohl der Frau Catharina, seiner Mutter, als der ganzen männlichen und weiblichen Dienerschaft des Hauses mitgetheilt wurde. Noch in derselben Nacht wurden eine Menge Boote, Schaluppen und Barken ausgerüstet, um Angesichts des ganzen Volkes das große Schiff zu entladen, welches acht Tage lang eine Menge Gewürz und andere kostbare Waaren hergab, die es in seinem ungeheuern Rumpfe eingeschlossen hatte.

Den folgenden Tag ging Richardett mit den Eltern der Isabella nach dem Palast; er hatte ihnen gesagt, die Königin begehre sie zu sehen, und hatte dafür gesorgt, daß sie neue Kleider nach englischem Schnitte bekämen. Sie trafen die Königin, umgeben von ihren Hofdamen, indem sie Richardett erwartete und ihn dadurch zu ehren und ihm zu schmeicheln im Sinne hatte, daß sie ihn neben Isabella sitzen ließ, welche dasselbe Kleid anhatte, als das erste Mal, aber nicht weniger schön erschien, als damals. Isabellens Eltern waren höchlich erstaunt und verwundert, solche Größe und solche Pracht vereint zu sehen. Sie richteten ihre Augen auf Isabella und erkannten sie nicht, obgleich ihnen das Herz, welches das Glück, das ihnen bevorstand, ahnte, heftig zu pochen begann, aber nicht bewegt durch die Ueberraschung eines traurigen Gefühls, sondern durch ein gewisses Etwas, das ihnen das Bewußtseyn der Freude gewährte, ohne daß sie

dessen gewiß zu seyn vermochten. Die Königin gab nicht zu, daß Richardett vor ihr kniete, im Gegentheil hieß sie ihn auf ein Tabouret sitzen, welches für ihn allein bereit war — eine Gnade, welche bei dem stolzen Charakter der Königin etwas ganz Ungewöhnliches erschien. Da flüsterte einer der Hofleute dem andern zu: „Richardett sitzt nicht heut auf dem Tabouret, das sie ihm hingestellt haben, sondern auf dem Pfeffer, den er mitgebracht hat;“ ein Dritter hörte dies und bemerkte: „Da sieht man es deutlich und klar, was man gewöhnlich sagt: daß Geschenke selbst Felsen zu erweichen vermögen; denn die, welche Richardett mitgebracht hat, haben das harte Herz unserer Königin sanft gemacht;“ dies hörte ein Vierter und setzte bei: „Nun da er so gut auf seinem Sessel sitzt, so werden mehr als Zwei sich daran machen, ihn aus dem Sattel heben zu wollen.“ Und so war es auch in der That; denn die neue Ehre, welche die Königin dem Richardett bereitete, war in dem Busen Vieler, die umher standen und ihn betrachteten, eine Quelle des Neides; denn es gibt keine Gnade, die ein Fürst seinem Dienstmanne erweist, welche nicht für das Herz des Neiders ein Lanzenstich wäre.

Die Königin forderte nun Richardetten auf, den Kampf mit den Corsarenschiffen auf das genaueste zu erzählen. Er erzählte die Waffenthat von Neuem, indem er den Sieg Gott und den kühnen Armen seiner Soldaten zuschrieb; indem er seinen Kriegern alles Lob spendete, und die Thaten Einiger, welche sich mehr als die Andern ausgezeichnet hatten, besonders rühmte. Dies bewog die Königin, Alle zu belohnen, und besonders den Ausgezeichneten Ehre zu erweisen. Nachdem er aber erzählt hatte, wie er, im Namen Ihrer Majestät den Türken und Christen die Freiheit

geschenkt hätte, setzte er bei, indem er auf die Eltern der Isabella deutete: „Jene Frau und jener Mann, die hier anwesend sind, sind die Leute, von welchen ich gestern Eurer Majestät gesagt habe, welche, gedrungen durch den Wunsch, Eure Größe zu sehen, mich flehentlich baten, sie mitzunehmen. Sie sind von Cadiz gebürtig, und sowohl aus ihren Erzählungen, als aus dem, was ich an ihnen gesehen und bemerkt habe, weiß ich, daß es Leute von Rang und Ansehen sind.“ Die Königin gebot ihnen, näher zu treten. Da erhob Isabella die Augen, um die zu sehen, welche sich für Spanier, und was ihr mehr war, für Leute von Cadiz ausgaben, denn sie hätte gern gewußt, ob sie vielleicht ihre Eltern kennen würden. Als aber Isabella ihre Augen aufschlug, richtete sie fest ihre Blicke auf ihre Mutter, denn sie fand Gelegenheit, sie aufmerksam zu betrachten; da stieg in Isabellens Gedächtniß nach und nach ein dunkles Bewußtseyn auf, das ihr mehr und mehr deutlich zu machen schien, sie habe einst die Frau, die jetzt vor ihr stehe, gesehen. Ihr Vater war in derselben Bestürzung, und wagte es nicht, dem zu trauen, was ihn seine Augen sehen ließen. Richardett war sehr begierig auf die Affecte und Bewegungen, welche in den drei zweifelvollen und bestürzten Seelen vorgingen, die durchaus ungewiß schienen, ob sie sich erkennen sollten oder nicht. Die Königin bemerkte ebenfalls sowohl die Verwirrung der beiden Fremden, als auch die Unruhe Isabellens, denn sie sah, wie sie in Schweiß gerieth und oft die Hand zur Stirne führte, um ihre Locken hinauszustreichen. Isabella wünschte immer, die, welche sie für ihre Mutter hielt, möchte sprechen, damit ihre Ohren ihr den Zweifel benehmen sollten, den ihre Augen noch immer hegten. Nun gebot die Königin Isabellen, sie möchte in spanischer

Sprache jenen Mann und jene Frau fragen, welch ein Grund sie dazu bewogen habe, die Freiheit, so ihnen Richardett angeboten habe, auszuschlagen, denn die Freiheit sey ja nicht nur für die vernunftbegabten Menschen, sondern auch für das vernunftlose Thier das höchste Gut. Isabella richtete diese Frage an ihre Mutter, welche, ohne eine Sylbe zu antworten, unverzüglich, doch halb und halb strauchelnd, auf Isabella zulief, und ohne sich um den Respect, den sie der Königin schuldig war, noch um die Blicke der Hofleute zu kümmern, mit ihrer Hand das rechte Ohr Isabellens ergriff, wo sie eine schwarze Linse, die Isabella dort hatte, entdeckte. Bei diesem Zeichen war sie gewiß, daß ihre Ahnung die Wahrheit gesprochen hatte; sie sah nun klar, Isabella sey ihre Tochter, umarmte sie und rief aus: „O Tochter meines Herzens! o theures Kleinod meiner Seele!“ und fiel, ohne weiter sprechen zu können, ohnmächtig in die Arme Isabellens. Ihr Vater, der nicht weniger zärtlich, als klug war, gab ebenfalls sein Gefühl zu erkennen, aber Worte fehlten ihm, und er vergoß Thränen, welche heiß über sein ehrwürdiges Gesicht flossen und seinen Bart benetzten. Isabella legte ihr Gesicht an das ihrer Mutter, schaute auf zu ihrem Vater und blickte ihn auf eine Weise an, daß er zugleich Lust und Schmerz fühlte, sie hier wieder zu treffen. Die Königin wunderte sich über diesen Auftritt, und sprach zu Richardett: „Ich denke, Richardett, daß Eure Bescheidenheit die Ursache von dieser Begegnung ist, allein ich weiß nicht, ob ich sagen soll, ob dies klug gewesen ist; denn es ist bekannt, daß eine schnelle Freude eben so gut tödten kann, als ein unvorhergesehener Schmerz.“ Mit diesen Worten trat sie zu Isabella und trennte sie von ihrer Mutter, deren Gesicht man mit Wasser besprengte,

und sie so wieder zu sich selbst brachte. Nachdem sie also ihrer Sinne wieder mächtig war, fiel sie vor der Königin auf die Kniee und sprach: „Möge Eure Majestät meiner Kühnheit verzeihen, denn die Freude, dieses geliebte Kleinod wiedergefunden zu haben, hat mich der Sinne beraubt.“ Die Königin antwortete, sie habe darin Recht, indem ihr Isabella als Dolmetscherin diente; und diese setzte der Königin auseinander, wie sie ihre Eltern und ihre Eltern sie erkannt hätten. Diesen gebot die Königin, in dem Palaste zu bleiben, damit sie nach Gefallen mit ihrer Tochter sprechen und verkehren könnten, und Zeit hätten, sich ihrer zu freuen. Richardett freute sich sehr darüber, und bat die Königin von Neuem, ihr Versprechen, Isabella mit ihm zu vermählen, zu halten, wenn seine Dienste der Art wären, daß er sie verdient hätte; wo nicht, bat er, ihm sogleich einen Dienst aufzutragen, der ihn würdig machte, in den Besitz des geliebten Gegenstandes zu gelangen. Die Königin wußte wohl, daß Richardett mit Recht auf sich selbst und seinen Muth stolz seyn dürfte, so daß keine neue Probe nöthig wäre, um dies zu beweisen; daher versprach sie ihm, von jetzt in vier Tagen ihm Isabella zu überliefern, indem sie versicherte, Beiden die größtmöglichste Ehre zu erweisen. Damit verabschiedete sich Richardett, im Herzen sehr zufrieden mit der nahen Hoffnung, Isabella ganz zu gewinnen, und unbekümmert, sie zu verlieren, denn das ist ja das letzte Ziel der Liebenden. Die Zeit entschwand, aber nicht mit den flüchtigen Schritten, wie es Richardett sich gewünscht hatte; denn wer in der Hoffnung der Erfüllung zukünftiger Versprechungen lebt, dem scheint die Zeit nicht zu fliegen, sondern mit den Füßen der Trägheit einherzugehen. Endlich kam der Tag herbei, wo Richardett nicht das Ende seiner

Wünsche zu erlangen hoffte, sondern gewiß war, in Isabellen immer neue und liebenswürdigere Eigenschaften zu finden, die ihn bewegen würden, sie mehr zu lieben, wenn dies möglich gewesen wäre. Allein selbst in diesem kurzen Zeitraume, wo er dachte, das Schiff seines guten Glückes laufe mit günstigem Winde in den ersehnten Hafen ein, erregte ihm sein böser Stern so heftige Stürme, daß er wieder in die hohe See hinausgeworfen wurde, wo er tausendmal in Gefahr kam, unterzugehen.

Das Schicksal wollte, daß die erste Hofdame der Königin, unter deren besonderer Aufsicht Isabella stand, einen Sohn von zweiundzwanzig Jahren hatte, welcher Graf Arnest hieß. Die Ausdehnung seiner Ländereien, die Hoheit seines Blutes und die große Gunst, in welcher seine Mutter bei der Königin stand, machten ihn übermäßig stolz, hochfahrend und übermüthig. Dieser Arnest verliebte sich so sterblich in Isabellen, daß das Licht ihrer Augen seine Seele gänzlich verzehrt zu haben schien. In der Zeit, als Richardett abwesend war, entdeckte er ihr aber mit deutlichen Zeichen seine Gluth, worauf jedoch Isabella niemals Rücksicht nahm; und wenn es auch sonst der Fall ist, daß Verliebte, wenn ihnen im Anfang ihrer Gluth mit Widerstreben und Nichtachtung begegnet wird, von ihrem Unternehmen abzustehen pflegen, so war Isabella's sprödes Betragen, das sie häufig und deutlich gegen Arnest merken ließ, die Quelle des Gegentheils, denn mehr und mehr wuchs in ihm die Eifersucht und entklomm desto mehr, je zurückgezogener und tugendhafter sie sich zeigte. Als er aber sah, daß Richardett, nach dem Dafürhalten der Königin, Isabellen verdient hatte, und daß sie schon in so kurzer Zeit seine Gattin werden sollte, glaubte er sich der Verzweiflung so nahe, daß er entschlossen

war, zu sterben. Allein ehe er zu einem so feigen und niedrigen Mittel greifen wollte, sprach er mit seiner Mutter, und bat sie, sie möchte die Königin angehen, daß sie ihm Isabella zur Gattin gebe, wo nicht, so denke er, daß der Tod an die Pforten seines Lebens pochen werde.

Die Hofdame verwunderte sich höchlich über die Rede ihres Sohnes; da sie aber die Heftigkeit seines kühnen Charakters und die Zähigkeit, mit welcher die Begierden in seiner Seele Wurzel faßten, kannte, so hegte sie Besorgniß, seine Liebesgluth möchte einen unseligen Ausgang nehmen. Allein sie war einmal seine Mutter, ihrem Gemüthe war der Wunsch eingepflanzt, für das Beste ihrer Kinder zu sorgen, und daher versprach sie ihm, obgleich Alles dagegen war, mit der Königin zu sprechen, hegte aber keine Hoffnung, diese werde ihr gegebenes Wort zurücknehmen, was unmöglich schien, sondern that es nur deßwegen, um sich nicht vorwerfen zu können, auch das letzte, verzweifeltste Mittel nicht angewandt zu haben.

An dem bestimmten Morgen war Isabella, auf Befehl der Königin, so reich gekleidet, daß keine Feder im Stande ist, es zu beschreiben; und die Königin selbst legte ihr eine Perlenschnur, von den größten Perlen, die in dem Schiffe gewesen waren, um den Hals, deren Werth man auf zwanzigtausend Dukaten schätzte, und gab ihr einen Brillantring, welcher sechstausend Goldgulden werth war. Die übrigen Damen waren überaus geschäftig, die Festlichkeiten anzuordnen, die bei der Hochzeit vor sich gehen sollten, als mit Einem die erste Hofdame der Königin eintrat, und auf den Knieen bat, man möchte die Vermählung der Isabella noch zwei Tage lang aufschieben; Ihre Majestät möchte ihr diese Gnade gewähren, die sie höher hielte, als alle

Gnadenbezeigungen, so sie für ihre Dienste zu verdienen und zu hoffen glaubte. Die Königin wollte vorher wissen, warum sie mit so viel Eifer diese Verschiebung verlange, die schnurstracks dem Wort entgegen sey, welches sie Richardetten gegeben habe; aber die Hofdame wollte dies nicht eher sagen, als bis ihr das, warum sie bat, gewährt sey. Die Königin aber war so begierig, die Ursache dieser Bitte zu erfahren, daß sie der Hofdame versprach, sie wolle den Verzug eingehen; worauf diese der Königin die Liebespein ihres Sohnes erzählte, und versicherte, sie fürchte sehr, daß wenn man ihm nicht Isabellen zum Weibe gebe, er verzweifeln würde, oder sich verleiten ließe, irgend eine auffallende That zu thun; sie selbst habe den Aufschub der beiden Tage nur deßhalb begehrt, um Ihrer Majestät Zeit zu lassen, über die Auskunftsmittel zu berathschlagen, die man in diesem Falle zur Heilung ihres Sohnes anwenden könne. Die Königin antwortete: daß wenn ihr königliches Wort nicht gegeben wäre, sie schon einen Ausweg aus diesem Labyrinth wüßte; allein sie möchte um alle Schätze der Welt die Hoffnungen des Richardett weder betrügen, noch schmälern. Diese Antwort hinterbrachte die Hofdame ihrem Sohne, welcher, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, glühend von Liebe und Eifersucht, sich in volle Rüstung hüllte, ein starkes und schönes Pferd bestieg, und vor das Haus Clotaldo's ritt. Hier rief er mit starker Stimme, Richardett solle sich am Fenster zeigen. Dieser war gerade zu der Zeit in den Hochzeitskleidern, und stand auf dem Punkt, mit der Begleitung, welche ein so feierlicher Akt erforderte, nach dem Palaste zu gehen. Als er den Ruf hörte und erfuhr, von wem und auf welche Weise er erschallt sey, ging er, nicht ohne im Geringsten zu erschrecken,

nach einem Fenster, und als ihn Arnest sah, sprach er: „Richardett, merke wohl auf das, was ich Dir sagen will: die Königin, meine Herrin, schickte dich hinaus, um ihr zu dienen, und Thaten zu verrichten, welche dich würdig machten, die unvergleichliche Isabella zu gewinnen. Du warst fort, und kamst mit Gold beladenen Schiffen wieder, mit welchen du dir einbildest, Isabellen verdient und erkauft zu haben; und wenn die Königin, meine Herrin, sie dir versprochen hat, so hat sie dies in dem Glauben gethan, daß Niemand an ihrem Hofe ist, der ihr besser dient, als du, noch Einer, der Isabellen auf bessere Weise verdient. Darin aber könnte es wohl seyn, daß sie sich getäuscht hat, und ich bin dieser Meinung, die ich für eine unumstößliche Wahrheit halte, und sage, daß du weder Thaten verrichtet hast, welche dich Isabellens würdig machen, noch je dergleichen thun wirst, daß du dich so hoch wirst erheben können; und wenn du etwas dagegen zu sagen hast, so fordere ich dich hier auf Tod und Leben."

Der Graf schwieg, und Richardett antwortete ihm folgendermaßen: „Eure Herausforderung, Herr Graf, berührt mich durchaus nicht, weil ich nicht nur bekenne, daß ich Isabella nicht verdiene, sondern sogar behaupte, daß Niemand ihrer würdig ist, so viel auch in gegenwärtiger Zeit auf der Welt leben. Daher bekenne ich dasselbe, was Ihr sagt, und erkläre auch noch einmal, daß Eure Ausforderung mich nicht angeht; allein ich nehme einen Zweikampf mit Euch an, um die Unverschämtheit Eurer Ausforderung zu bestrafen." Mit diesen Worten verließ er das Fenster, und verlangte eilig seine Waffen. Seine Eltern und alle diejenigen, welche sich bereit gehalten hatten, um ihn nach dem Palaste zu begleiten, wurden darüber auf das Aeußerste

bestürzt. Unter dem vielen Volk, welches den Grafen Arnest in Waffen gesehen und die Ausforderung angehört hatte, fehlte auch nicht Einer, der sich sogleich ein Geschäft daraus machte, dies bei Hofe zu erzählen, worauf die Königin auf der Stelle den Hauptmann ihrer Leibgarde aussandte, um den Grafen gefangen zu nehmen. Der Hauptmann beeilte sich dergestalt, daß er gerade zu der Zeit eintraf, als Richardett in demselben Waffengewande, in dem er aus dem Schiffe gestiegen war, auf einem prächtigen Pferde aus dem Hause sprengte. Als der Graf den Hauptmann sah, bildete er sich gleich den rechten Grund seiner Ankunft ein, und beschloß, sich nicht gefangen nehmen zu lassen. Daher sprach er mit erhabener Stimme: „Du siehst nun, Richardett, das Hinderniß, das gekommen ist, uns zu trennen; hast du Lust, mich zu bestrafen, so kannst du mich aufsuchen; ich wenigstens habe Lust, dich zu bestrafen, und werde dich aufsuchen, und weil Zwei, die sich aufsuchen, sich leicht finden, so wollen wir für jetzt unser Vorhaben verschieben.“ Richardett erwiderte: „Ich bin es zufrieden.“

In diesem Augenblick kam der Hauptmann in Begleitung seiner ganzen Wache, und sagte dem Grafen, er sey im Namen Ihrer Majestät sein Gefangener. Die Antwort des Grafen war: „Er ergebe sich, allein mit der Bedingung, daß sie ihn nirgends anders hinführten, als vor das Auge der Königin.“ Der Hauptmann war dies zufrieden, nahm ihn in die Mitte der Wache, und führte ihn nach dem Palast vor die Königin, welche bereits durch ihre Hofdame von der Liebe unterrichtet war, so Arnest für Isabella hegte. Diese aber bat die Königin unter Thränen, sie möchte ihrem Sohn vergeben und sein Vergehen seiner Jugend und Liebe zu gute halten. Arnest erschien vor der Königin

welche, ohne weiter mit ihm zu sprechen, ihm befahl, den Degen abzugeben, und als Gefangener in den Thurm zu geben.

Alle diese traurigen Begebenheiten waren für die Gemüther Isabellens und ihrer Eltern eine Quelle von Pein, denn sie sahen so plötzlich den Spiegel ihrer Ruhe sich trüben. Die Hofdame rieth der Königin, um das Uebel, welches aus dem Streit ihrer Verwandtschaft und der des Richardett entstehen könnte, zu vermeiden, und zugleich der Sache ein Ende zu machen, Isabellen nach Spanien zu schicken, denn nur auf diese Weise werde der Zunder des Haders ganz getilgt. Sie setzte noch bei, Isabella wäre katholisch und so sehr mit ihrem Christenthum verwachsen, daß keine Kraft der Unterredung — und sie habe viel angewandt — sie von ihrem katholischen Glauben abzubringen vermocht habe. Auf dies erwiderte die Königin: Daß sie sie darum nur höher schätze, weil sie das Gesetz, daß ihr ihre Väter gelehrt hätten, so gut zu halten wisse. Von einer Zurücksendung nach Spanien wolle sie weiter nichts mehr hören, weil ihre reizende Schönheit, ihr liebenswürdiges Benehmen und ihre ausgezeichnete Persönlichkeit ihr außerordentlich angenehm wären, und daß sie im Sinne habe, ohne alles Weitere, wo nicht heute, doch morgen sie mit Richardetten zu vermählen, wie sie dies versprochen habe.

Dies entscheidende Wort von Seiten der Königin machte die Hofdame so bestürzt, daß sie nicht ein Wort darauf zu sagen wagte, denn sie blieb immer noch auf ihrer alten Ansicht, daß wenn man nicht darauf dächte, Isabellen zu entfernen, sich auch kein Mittel finden würde, den störrischen Geist ihres Sohnes zu besänftigen und dahin zu vermögen, mit Richardett Frieden zu halten. Daher beschloß

sie, eine der größten Grausamkeiten auszuüben, die wohl je in der Seele eines so vornehmen Weibes, wie sie, entstanden war; sie beschloß nämlich, Isabellen mit Gift umzubringen. Und da gewöhnlich die Weiber in der Ausführung ihrer Beschlüsse Bestimmtheit und Raschheit zeigen, so gab sie noch denselben Abend Isabellen Gift in eingemachten Früchten, welche sie ihr aufnöthigte, indem sie behauptete, es sey ein gutes Mittel gegen die Herzensangst, so sie fühle. Isabella hatte noch nicht lange das Gift verschluckt, als ihr Zunge und Kehle aufschwollen, ihre Lippen sich schwärzten, ihre Stimme rauh und heiser wurde, ihre Augen sich verstörten und ihre Brust sich zusammenschnürte: lauter deutliche Zeichen, daß sie Gift bekommen habe. Die Damen liefen zur Königin und erzählten ihr das Vorgefallene, mit der Versicherung, daß die erste Hofdame dies schlechte Werk vollführt habe. Es kostete nicht viel Ueberredung, die Königin von der Wahrheit dieser Nachricht zu überzeugen, denn Isabella war nahe daran, den Geist aufzugeben. Elisabeth ließ sogleich nach ihren Aerzten schicken, und ließ ihr in der Zwischenzeit, bis diese ankämen, eine Gabe Einhornpulver und noch mehrere andere Gegengifte reichen, welche in den Häusern der Fürsten für ähnliche Unglücksfälle aufbewahrt zu werden pflegten. Die Aerzte kamen, und gaben stärkere Gegenmittel, wobei sie die Königin baten, der Hofdame zu befehlen, sie möchte die Gattung des Giftes angeben, deren sie sich bedient habe. Diese entdeckte dies, und nachdem die Aerzte davon unterrichtet waren, wandten sie so viele und so wirksame Gegenmittel an, daß mit ihrer und Gottes Hülfe Isabella mit dem Leben davon kam, oder wenigstens Hoffnung blicken ließ, daß sie nicht sterben werde.

Die Königin ließ ihre Hofdame ergreifen und in ein

enges Gemach im Palaste einsperren, fest entschlossen, ihr Verbrechen nach Verdienst zu richten, ob sie sich gleich mit der Ausrede entschuldigte, sie hätte dadurch, daß sie Isabellen vergiftete, die Absicht gehabt, dem Himmel ein wohlgefälliges Opfer zu bereiten, indem sie eine Katholikin vom Erdboden befreie und dem Streite ihres Sohnes ein Ende mache. Als Richardett die traurige Kunde von dem Vorgefallenen erhielt, war er beinahe daran, den Verstand zu verlieren, so zerrissen war Alles, was er that, und so trauervoll jede Klage, die er ausstieß. Endlich verlor zwar Isabella das Leben nicht, allein ihre ganze Natur veränderte sich so, daß sie Braunen und Wimpern, so wie das Haupthaar verlor, daß ihr Gesicht aufschwoll, ihre Haut verdorben wurde, indem die Oberhaut sich abschilferte, und ihre Augen triefend wurden, kurz sie wurde äußerst häßlich, so daß, wenn sie bisher ein Wunder von Schönheit war, sie von nun an ein Abscheu von Häßlichkeit wurde. Diese Veränderung war so groß, daß die, welche sie früher gekannt hatten, ihren Tod für ein geringeres Uebel hielten, als diese Vergiftung. Trotz dem bat Richardett die Königin um die Gnade, Isabellen in sein Haus nehmen zu dürfen, denn seine Liebe sey nicht sowohl auf ihren Körper, als auf ihre Seele gerichtet, und wenn auch Isabella ihre Schönheit verloren habe, so habe sie doch nicht ihre unendliche Tugend eingebüßt. „So ist es," sprach die Königin, „nehmt sie mit euch und denkt, daß ihr ein reiches Kleinod in einem Behältniß von schlechtem Holze besitzet; Gott weiß, wie sehr ich wünschte, sie Euch als dieselbe wieder geben zu können, wie Ihr sie meinen Händen übergeben habt; da es nun aber nicht möglich ist, so verzeiht mir, vielleicht mag die Strafe, welche ich der Vollführerin dieses Verbrechens bestimmt habe, in Etwas Euch Genugthuung

bereiten, wofern Ihr Euch zu rächen wünschet." Richardett brachte viele Gründe vor, um die Hofdame bei der Königin zu entschuldigen; er bat sie dringend, ihr zu verzeihen, indem die Entschuldigungen, so sie angegeben hätte, gewöhnlich hinreichten, um noch größere Verbrechen zu sühnen. Endlich wurde Isabella und ihre Eltern Richardetten übergeben, der sie in sein Haus, nämlich in das seiner Eltern brachte. Die Königin fügte zu der reichen Perlenschnur und dem Brillantenring noch andere Juwelen und viele kostbare Kleider bei, welche ein Zeugniß der großen Liebe waren, so sie für Isabella hegte. Zwei Monate lang dauerte ihre Häßlichkeit, ohne daß es den Anschein hatte, als ob sie ihre frühere Schönheit erlangen könnte; allein nach dieser Zeit begann ihre schuppige Haut abzufallen, so daß ihr Teint die frühere Schönheit wieder erlangte.

Während dieser Zeit beschlossen Richardetts Eltern, denen es unmöglich schien, daß Isabellens Reize wieder zurückkehren würden, wieder mit dem schottischen Fräulein, das früher Richardetten zur Gattin bestimmt worden war, Verhältnisse anzuknüpfen. Sie thaten aber dies ohne sein Mitwissen, indem sie keineswegs zweifelten, daß diese neue Braut in ihrer blühenden Schönheit ihrem Sohne die verwelkten Reize Isabellens vergessen machen werde, die sie im Sinne hatten, nebst ihren Eltern nach Spanien zu schicken, welchen sie so viel an Gütern und Reichthümern zu geben entschlossen waren, daß sie darüber ihre früheren Verluste vergessen könnten. Kaum waren anderthalb Monate vergangen, als ohne Vorwissen des Richardett seine neue Braut im Hause erschien, mit einer Begleitung, die ihrem Range gemäß war, und so schön, daß sie, Isabellen, wie sie früher gewesen war, ausgenommen, alle Schönheiten in London überstrahlte.

Richardett wurde, als er so unvorhergesehen das Fräulein erblickte, bestürzt, und fürchtete, der Schreck über ihre Ankunft könne der kranken Isabella das Leben rauben. Entschlossen aber, jede Besorgniß, die in ihr aufkeimen könnte, niederzuschlagen, ging er an das Lager, auf dem Isabella ruhte, und neben welchem er ihre Eltern fand, und sprach zu Allen: „Isabella! Herz meiner Seele! meine Eltern haben, bewogen durch allzugroße Liebe für mich, aber unkundig derjenigen, welche ich für dich hege, ein schottisches Fräulein, und zwar dasselbe, mit welchem sie beschlossen hatten, mich zu vermählen, ehe ich deinen Werth erkannt hatte, in das Haus gebracht. So viel ich glaube, ist dies in der Absicht geschehen, die große Schönheit dieses Fräuleins sollte aus meiner Seele das Bild der deinigen verscheuchen, das doch so fest mir in's Herz gegraben ist. Aber von dem Augenblick, als ich dich, Isabella, liebte, war meine Liebe eine andere, als die, welche ihr einziges Ziel und ihre letzte Grenze in der Erfüllung sinnlicher Begierden findet; und wenn auch deine körperliche Schönheit meine Sinne gefangen hielt, so haben dagegen deine unendlichen Tugenden meine Seele gefesselt, so daß, wenn ich dich liebte, während du schön warst, ich dich anbete, da du häßlich bist. Um diese Wahrheit zu bekräftigen, gib mir deine Hand;" und sie gab ihm ihre Rechte, und er legte die seinige hinein und sprach weiter: „Bei dem katholischen Glauben, den meine wahrhaft christlichen Eltern mich gelehrt haben, schwöre ich, sollte auch der meinige nicht gänzlich der ächte seyn, bei demjenigen, dessen Wächter der Pabst in Rom ist, und der derselbe ist, den ich im Herzen bekenne, glaube und festhalte, und verspreche dir bei dem wahrhaftigen Gott, der uns hört, Isabella, Hälfte meiner Seele, dein Gatte zu seyn, und bin es

von diesem Augenblick an, wenn du mich zu der Höhe erheben willst, daß ich dein sey.“ Isabella wurde von der Rede des Richardett tief ergriffen, und ihre Eltern waren erstaunt und erstarrt vor Verwunderung. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, und vermochte nur, Richardettens Hand zu wiederholten Malen zu küssen, und sagte ihm mit einer von Thränen beinahe erstickten Stimme, sie nehme ihn als ihren Herrn an, er möge sie als seine Sklavin achten. Richardett küßte sie auf ihren Mund, obgleich er nun häßlich war, und so lange er schön war, hatte er nie gewagt, sich ihr zu nähern. Die Eltern der Isabella feierten mit häufigen und zärtlichen Thränen dieses Verlobungsfest, worauf ihnen Richardett versprach, seine Heirath mit der Schottin, wie sie bald sehen werden, in die Länge zu schieben. Wenn aber sein Vater sie alle Drei nach Spanien schicken wollte, so sollten sie sich nicht dagegen sträuben, sondern hingehen und ihn in Cadiz oder Sevilla zwei Jahre lang erwarten, wobei er ihnen sein Wort gab, binnen dieser Zeit, wenn der Himmel ihn so lange leben ließe, bei ihnen zu seyn. Sollte dieser Termin überschritten werden, so dürfen sie es für ausgemacht ansehen, daß nur ein großes Hinderniß, oder der Tod selbst, was das Gewissere wäre, seine Reise zunichte gemacht hätte. Isabella antwortete ihm, daß sie nicht nur zwei Jahre, sondern ihr ganzes Leben lang auf ihn warten wolle, bis sie die sichere Kunde gewinne, daß er gestorben sey, welche Kunde auch der Augenblick ihres Todes seyn werde.

Mit diesen zärtlichen Worten brachen sie Alle in Thränen aus. Hierauf entfernte sich Richardett und versicherte seinen Eltern, daß er sich auf keine Weise verheirathen, noch seine Hand dem schottischen Fräulein geben werde, ehe er in Rom

gewesen sey, um sein bedrängtes Gewissen dort zu erleichtern. Dies wußte er sowohl ihnen, als den Verwandten, die mit Clisterna gekommen waren (denn so hieß die Schottin) beizubringen, welche als Katholiken der Rede leicht Glauben schenkten; und Clisterna beschloß, in dem Hause ihres zukünftigen Schwiegervaters so lange zu bleiben, bis Richardett wiederkäme, welcher sich eine Frist von einem vollen Jahre erbat.

Nachdem dies beschlossen und ausgemacht war, sagte Clotaldo zu Richardett, er habe im Sinne, Isabellen und ihre Eltern nach Spanien zu schicken, wenn die Königin ihre Erlaubniß dazu gebe, denn vielleicht würde die Luft ihres Vaterlandes die Heilung erleichtern und vollenden, davon sich bereits an ihr Spuren erblicken lassen. Richardett antwortete seinem Vater auf dies, um keine Ahnung von seinem Plan entstehen zu lassen, sehr frostig, und bat ihn nur, er möchte Isabellen nichts von den Reichthümern entziehen, so ihr die Königin gegeben habe. Clotaldo versprach dies, und ging noch denselben Tag zur Königin, um von ihr die Erlaubniß zu erhalten, ihren Sohn mit Clisterna vermählen und Isabella mit ihren Eltern nach Spanien schicken zu dürfen. Die Königin war dies Alles zufrieden, und billigte den Entschluß Clotaldo's als sehr vernünftig. Am selben Tage aber jagte sie, ohne weder einen Rechtsgelehrten anzuhören, noch ihre Hofdame einem Gerichte zu unterwerfen, die Schuldige aus ihren Diensten, und verdammte sie zu einer Geldstrafe von zehntausend Goldgulden zu Gunsten der Isabella. Den Grafen Arnest aber verbannte sie für seine Ausforderung auf sechs Jahre aus England. Es waren nicht vier Tage vorbei, als Arnest sich aufmachte, um in's Exil zu gehen, und als seine Mutter das Geld zusammengebracht

hatte. Die Königin ließ nun einen reichen Kaufmann rufen, der in London wohnte, ein Franzose war, und in Frankreich, Italien und Spanien Correspondenzen hatte: diesem händigte sie die zehntausend Goldgulden ein, und Richardettens Vater bat diesen um Wechselbriefe, welche Isabellens Vater in Sevilla oder einem andern Platze Spaniens benutzen könnte. Der Kaufmann rechnete erst seine Zinsen und seine Gewinnste ab, und sagte dann der Königin, er wolle gute und sichere Papiere auf einen andern französischen Kaufmann, der sein Correspondent sey, in Sevilla ausstellen, und zwar unter dieser Form: er wolle nach Paris schreiben, damit dort die Wechsel durch einen seiner Geschäftsfreunde gemacht würden, damit sie aussehen, als kämen sie von Frankreich und nicht von England, weil die directe Verbindung von England und Spanien unterbrochen sey; es sey zu Erhebung des Geldes alsdann ein Avisobrief von ihm hinreichend, mit seiner Unterschrift, aber ohne Ort und Datum, auf welchen ihnen sogleich der bezeichnete Kaufmann in Sevilla das Geld schießen würde, indem ihm von seinem Pariser Correspondenten die Nachricht zugekommen seyn müsse. Endlich nahm die Königin solche Maßregeln der Sicherheit bei dem Kaufmann, daß sie nicht zweifelte, die Summe werde richtig ausbezahlt werden. Allein damit noch nicht zufrieden, ließ sie den Kapitän eines flamändischen Schiffes rufen, der im Begriff war, nach Frankreich abzusegeln, und dies nur deßhalb, um in dem nächsten französischen Hafen sich ein Patent geben zu lassen, nach Spanien reisen zu dürfen, als käme er von Frankreich, und nicht von England. Diesen baten sie auf das dringendste, er solle Isabella und ihre Eltern einschiffen, und sie sicher und wohlbehalten in dem nächsten spanischen Hafen, den er erreiche,

an's Land setzen. Der Schiffspatron, der die Königin zufrieden zu stellen im Sinne hatte, versprach dies zu thun und sie in Lissabon, Cadiz oder Sevilla an's Land zu setzen. Die Königin ließ sich von dem Kaufmann die gehörigen Garantien geben, und schickte zu Clotaldo, mit dem Befehl, er möge Isabella ziehen lassen, ohne ihr Etwas von dem, das sie ihr gegeben habe, vorzuenthalten, seyen es Kleider oder Edelsteine. Den andern Tag kam Isabella nebst ihren Eltern, um von der Königin Abschied zu nehmen, welche sie mit vieler Liebe aufnahm. Elisabeth gab ihnen den Brief des Kaufmanns, und beschenkte sie mit vielen Gaben, die theils in Geld, theils in Dingen bestanden, so sie für die Reise brauchen konnten. Isabella dankte ihr mit so schmeichelhaften Worten, daß die Königin immer von Neuem sich verbunden fühlte, ihr Gnade zu erzeigen. Sie nahm Abschied von den Damen des Hofes, welche, da sie nun häßlich war, ihre Abreise ungern sahen; denn nun hätten sie, vom Neide befreit, den sie früher auf ihre Schönheit gehabt hatten, gerne sich ihrer anmuthigen und geistreichen Gesellschaft erfreut. Die Königin umarmte die drei Abreisenden, empfahl sie ihrem besten Glücke und dem Schiffspatron; zugleich bat sie Isabellen, sie möge ihr Nachricht von ihrer glücklichen Ankunft in Spanien und ihrem künftigen Wohlergehen durch den französischen Kaufmann geben. Alsdann nahm sie von Isabellen und ihren Eltern Abschied, und noch denselben Abend schifften sie sich ein, nicht ohne daß Clotaldo, seine Gemahlin und alle Hausgenossen, von denen sie sehr geliebt wurden, heiße Thränen vergossen hätten. Richardett war bei diesem Abschied nicht zugegen, er hatte mit einigen seiner Freunde eine Jagd veranstaltet, um dieser Veranlassung, seine Zärtlichkeit merken lassen zu müssen, zu entgehen. Die

Geschenke, welche Doña Catharina Isabellen auf die Reise mitgab, waren beträchtlich, die Umarmungen unendlich, die Thränen im Ueberfluß, die Bitten, ihnen doch zu schreiben, zahllos, welchem Allem die Dankesbezeigungen Isabellens und ihrer Eltern entsprach, so daß sie, obgleich in Thränen, doch sehr zufrieden abreisten.

Noch in dieser Nacht ging das Schiff unter Segel, lief mit glücklichem Wind in einem französischen Hafen ein, und ließ sich dort die nöthigen Papiere geben, um ungestört in Spanien landen zu dürfen. Dreißig Tage nachher gelangten sie auf die Rhede von Cadiz, wo Isabella und ihre Eltern sich ausschifften. Alle Einwohner der Stadt erkannten sie sogleich als ihre Landsleute, und empfingen sie mit den Zeichen der größten Freude. Alle wünschten ihnen Glück über die Wiederauffindung Isabellens, sowie darüber, daß sie ihre Freiheit, einerseits von den Mauren, die sie gefangen genommen hatten (denn sie hatten den ganzen Hergang von den gefangenen Spaniern erfahren, welche ihre Freiheit der Großmuth des Richardett verdankten), andererseits der Gefangenschaft entgangen waren, welche sie unter den Engländern erdulden mußten. Bereits zeigte Isabella zu jener Zeit die größte Hoffnung, ihre frühere Schönheit wieder zu erlangen. Etwas über einen Monat blieben sie in Cadiz, um sich von den Mühseligkeiten der Seereise zu erholen, dann gingen sie nach Sevilla, um zu sehen, ob die zehntausend Goldgulden, davon sie eine Anweisung auf den französischen Kaufmann hatten, auch richtig ausbezahlt würden. Nachdem sie nach Sevilla gekommen waren, suchten sie zwei Tage lang nach diesem Kaufmann, und fanden ihn endlich, sodann gaben sie ihm den Brief des französischen Kaufmanns in London, er erkannte ihn als richtig, erklärte

aber, daß, ehe nicht von Paris Wechsel- und Avisobriefe kämen, er das Geld nicht auszahlen könne; allein er erwarte von dort jeden Tag Nachricht.

Isabellens Eltern mietheten ein schönes Haus in der Nähe von Santa Paula, weil in diesem heiligen Kloster eine ihrer Nichten Nonne war, welche durch die Schönheit ihrer ausgezeichneten Stimme berühmt war. Sie wählten diese Gegend theils um ihrer Nichte nahe zu seyn, theils weil Isabella dem Richardett gesagt hatte, daß, wenn er nach Sevilla komme, um sie zu suchen, solle er in Santa Paula nach ihrer Base fragen, welche ihm ihren Aufenthaltsort bekannt machen würde; um aber zu wissen, welche der Klosterfrauen ihre Base sey, habe er sich nur nach der Nonne zu erkundigen, welche im ganzen Kloster die schönste Stimme habe, denn daran sey er sicher, die rechte zu finden. Es verflossen noch vierzig Tage, ehe die Avisobriefe von Paris kamen; sobald aber der französische Kaufmann sie erhalten hatte, übergab er Isabellen die zehntausend Goldgulden, welche das Geld ihren Eltern gab. Hiemit, sowie mit andern Geldern, die sie aus dem Verkaufe einiger Juwelen Isabellens machten, begann ihr Vater wieder sein früheres Handelsgeschäft zu errichten, worüber sich Alle wunderten, die seine früheren Verluste gekannt hatten. Binnen wenigen Monaten war sein verlorener Credit hergestellt, und die Schönheit Isabellens erreichte so sehr ihren früheren Glanz, daß, wenn man von Schönheiten sprach, Alle der Spanierin, welche in England gewesen war, den Preis zuerkannten; denn unter dem Namen der Spanierin aus England sowohl, als durch ihre Schönheit, war sie in der ganzen Stadt bekannt.

Durch den französischen Kaufmann in Sevilla schrieb

Isabella nebst ihren Eltern an die Königin von England, wie sie angekommen wären, indem sie ihren Dank und ihre Ergebenheit in den lebendigsten Ausdrücken schilderten, welche die vielen Wohlthaten, so sie empfangen hatten, ihnen eingab. Einen ähnlichen Brief schrieben sie an Clotaldo und seine Gattin Catharina, in welchem ihnen Isabella den Namen Eltern, und ihren Eltern den Namen Herrschaft gaben. Von der Königin erhielten sie keine Antwort, wohl aber von Clotaldo und seiner Gattin, welche ihnen Glück wünschten über ihre glückliche Ankunft, und ihnen zugleich die Nachricht mittheilten, ihr Sohn Richardett sey den Tag nach ihrer Abreise nach Fankreich gesegelt, und habe von da im Sinne, andere Orte zu bereisen, um seine Gewissenszweifel zu beschwichtigen.

Isabella bildete sich sogleich ein, Richardett habe England nur verlassen, um sie in Spanien aufzusuchen, und lebte, sich an dieser Hoffnung weidend, zufriedener als je, und dachte so zu leben, daß Richardett, wenn er nach Sevilla käme, den Ruhm ihrer Tugenden hörte, ehe er ihr Haus gefunden hätte. Selten oder nie ging sie aus ihrem Hause, ohne einen Besuch im Kloster zu machen, und lebte keinen andern Vergnügungen, als denjenigen, die sie in jenem Kloster fand. In ihrem Hause und bei ihrer Hausandacht war sie in Gedanken bei der Feier des Charfreitags, bei den Processionen der Stationen, sowie bei den sieben Erleuchtungen des heiligen Geistes; sie ging nie nach dem Flusse, nie nach Triana, und besuchte nie die gewöhnlichen Feste auf dem Feld Tablada vor dem Jereztthore, wenn alle Welt am San-Sebastian-Tage bei schöner Witterung hinausgeht, und in solcher Menge, daß man kaum im Stande ist, sie zu zählen; kurz sie besuchte in Sevilla weder öffentliche

noch Privatfeste; denn sie war in ihrer Zurückgezogenheit gänzlich der Hoffnung auf Richardett hingegeben, dem alle ihre Reden und alle ihre Wünsche gewidmet waren.

Diese ihre große Zurückgezogenheit von der Welt entflammte die Begierden und Wünsche aller der schmachtenden Seladone, die in ihrer Nähe wohnten, sowie aller derjenigen, die sie auch nur mit einem halben Auge gesehen hatten, und da war der Nachtmusiken in ihrer Straße, sowie des Umherstreichens und Paradereitens bei Tage, kein Ende. Da sie sich nicht sehen ließ, und Viele dies wünschten, so zogen daraus die Makrelen Nutzen, welche das Versprechen gaben, sie seyen die einzigen, die vermögend wären, Isabella zu einer Erhörung zu bringen, und es gab nicht Wenige, die mit Hexenkünsten zu helfen versprachen; Dinge, welche aber nichts sind, als Betrügereien und Thorheiten. Jedoch bei dem Allen erschien Isabella gleich einem Felsen im Meere, von Wellen und Winden umwogt, aber nicht bewegt. Bereits waren anderthalb Jahre verflossen, als das nahe Ende des Termins, den Richardett ihr gesetzt hatte, die Hoffnung Isabellens so sehr zu steigern begann, daß ihr Herz stärker als je bewegt war, und oft erschien es ihr, wie ihr Geliebter käme, dessen Bild ihr stets vor Augen schwebte, und wie sie ihn fragte, welch ein Hinderniß ihn so lange aufgehalten habe, und da schien ihr Ohr die Entschuldigung des Richardett zu hören, und wie sie ihm vergab, und ihn umarmte, und ihn aufnahm wie die Hälfte ihrer Seele. Da kam auf einmal ein Brief von Frau Catharina aus London, mit einem Datum vor fünfzig Tagen; er war englisch geschrieben und lautete übersetzt also:

„Tochter meiner Seele! Du kennst Guillart, Richardetts Pagen, dieser war mit ihm auf jener Reise, von der ich Dir

früher geschrieben habe, auf welcher Richardett nach Frankreich und andern Ländern den Tag nach Deiner Abreise sich begeben hat. Derselbe Guillart kam gestern nach Verfluß von sechzehn Monaten, in welcher wir keine Nachricht von unserm Sohne hatten, mit der Nachricht zu uns, Graf Arnest habe in Frankreich unsern Sohn meuchlings umgebracht. Urtheile nun, liebe Tochter, in welchem Zustande wir Eltern bei dieser Nachricht sind, die leider der Art ist, daß wir nicht einmal über unser Unglück zweifeln können. Clotaldo und ich bitten Dich wiederholt, Tochter meiner Seele! Du mögest mit brünstigem Gebet Richardettens Seele Gott empfehlen, der diese Wohlthat von dir verdient; denn er hat Dich, wie Du weißt, heiß geliebt. Ebenso erbitte von unserm Herrn für uns Geduld und ein seliges Ende; wir unsererseits aber wollen beten, er möge Dir und Deinen Eltern langes und glückliches Leben schenken."

Dieser Brief und die Handschrift ließen Isabellen über den Tod ihres Geliebten keinen Zweifel. Sie kannte den Pagen Guillart wohl als einen aufrichtigen Burschen, der aus eigenem Antrieb eine Todesnachricht nie erfunden hätte, und noch weniger der Mutter seines Herrn, der Frau Catharina, etwas dergleichen vorgelogen haben würde, namentlich, da eine solche Nachricht sie in bittere Trauer versetzte. Aber kein Bedenken, das ihr hierüber aufstieg, noch wie sie sich irgend die Sache vorstellte, konnte ihr die Idee aus dem Kopfe bringen, die ganze Nachricht seines Unglücks sey wahr. Sie las den Brief zu Ende, ohne Thränen zu vergießen und ohne ein Zeichen des Schmerzes blicken zu lassen, und ging mit trockenen Augen und scheinbar ruhigem Gemüthe von der Bank weg, auf die sie sich gesetzt hatte; trat vor ihren Hausaltar, fiel vor dem Bilde eines geweihten Cruzifixes

nieder und that das Gelübde, den Schleier zu nehmen, sobald sie es könnte, indem sie sich für eine Wittwe ansah. Ihre Eltern ließen sich den Schmerz, welchen ihnen die traurige Nachricht bereitet hatte, nicht anmerken, und verhehlten aus Schonung gegen Isabella, um sie in dem bitteren Leide, das sie empfand, trösten zu können, ihr Gefühl. Diese aber tröstete ihre Eltern, als hätte ihr Schmerz ihre Seele ganz befriedigt in dem Bewußtseyn der heiligen und christlichen Entschließung, so sie genommen. Ihre Eltern aber riethen ihr, diesen Gedanken nicht früher auszuführen, als bis die beiden Jahre, die Richardett als den letzten Termin seiner Ankunft bestimmt hätte, verflossen wären, denn dann würde sich erst die Wahrheit von Richardetts Tod bestätigen, und sie könne dann mit größerer Sicherheit ihrem Entschlusse gemäß handeln. Also that Isabella, und verbrachte die siebenthalb Monate, welche noch zu den zwei Jahren fehlten, in frommen Uebungen und mit dem Entschlusse, das Kloster zu betreten, wozu sie Santa Paula erwählte, wo ihre Verwandtin war.

Die Frist von zwei Jahren ging zu Ende, und es kam der Tag heran, wo sie den Schleier nehmen sollte, davon sich die Nachricht in der ganzen Stadt verbreitet hatte. Und alle diejenigen, welche Isabella nur vom Sehen kannten, und Alle, zu deren Ohren nur ihr Ruf gekommen war, erfüllten das Kloster und den kurzen Weg, der Isabellens Haus von diesem trennte; und ihr Vater lud seine Freunde ein und diese luden wieder ihre Freunde ein, so daß sie Isabellen eines der ehrenvollsten Begängnisse machten, wie nicht ein ähnliches bei dergleichen Gelegenheiten in Sevilla gesehen worden war. Der Kaplan, der Pfarrverweser und der Vicar des Erzbischofs der Kirche, nebst allen Herren

und Damen von Rang der ganzen Stadt waren zugegen, so groß war die Begierde Aller, die Sonne der Schönheit Isabellens anzuschauen, welche so viele Monate hindurch für sie verfinstert war. Da es aber bei den Jungfrauen, welche hingehen, um den Schleier zu nehmen, Sitte ist, so reich und so schön geschmückt wie möglich zu erscheinen, indem sie in diesem Augenblick den letzten Rest der Eitelkeit nehmen und von sich werfen, wollte Isabella so prächtig erscheinen, als möglich; daher zog sie jenes Kleid an, in welchem sie vor der Königin von England erschienen war, und von dem ich schon gesagt habe, wie reich und in die Augen fallend es war. Die Perlenschnüre und der prächtige Diamant nebst dem Halsband und dem Gürtel traten in vollem Glanze hervor und zeigten ihren Werth. In diesem Schmuck herrlich anzuschauen, so daß Alle, welche sie sahen, Gott priesen, ging Isabella zu Fuß aus ihrem Hause, denn da das Kloster sehr nahe war, so war der Nichtgebrauch einer Karrosse oder Sänfte entschuldigt; der Zulauf des Volkes war so groß, daß sie bereute, keinen Wagen genommen zu haben, denn der Weg zum Kloster wurde ihr dadurch versperrt. Die Einen segneten ihre Eltern, die Andern den Himmel, daß er sie mit so großer Schönheit begabt habe; die Einen richteten sich auf den Fußspitzen in die Höhe, um sie zu sehen, und Andere, die sie einmal gesehen hatten, drängten sich vor, um sie wieder zu sehen. Darunter aber war Einer, der sich am meisten Mühe zu geben schien, so sehr, daß Alles auf ihn blickte; es war dies ein Mann in der Tracht eines zurückgekauften Gefangenen, mit dem Zeichen der Dreieinigkeit auf der Brust; als einen Beweis, daß er von den heiligen Brüdern der Trinität zurückgekauft worden sey.

In dem Augenblicke, als Isabella bereits den Fuß auf



VIII. Seite 57.

die Schwelle des Klosters gesetzt hatte, aus welchem, wie dies gewöhnlich Sitte ist, die Priorin und die Nonnen mit dem Kreuz herausgekommen waren, um sie zu empfangen, rief jener Zurückgekaufte mit starker Stimme: „Halt ein, Isabella, halt ein! Denn während ich lebe, darfst du nicht Nonne werden." Isabella und ihre Eltern schauten bei diesem Ausruf umher und sahen, daß jener losgekaufte Gefangene sich durch die ganze Menge Bahn brach, um zu ihnen zu kommen; eine runde blaue Mütze, die sein Haupt bedeckte, fiel zufälliger Weise herab, und enthüllte eine Fülle von gelockten goldenen Haaren und ein Gesicht, dessen Roth dem Karmin und dessen Weiß dem Schnee glich — lauter Zeichen, die ihn von der ganzen Menge als einen Fremden erkennen ließen. Endlich kam er durch das Gedränge hindurch dahin, wo Isabella stand, nahm sie bei der Hand und sprach zu ihr: „Kennst du mich, Isabella? Schau, ich bin Richardett, dein Verlobter." — „Ja, ich kenne dich," sprach Isabella, „wenn du nicht ein Gespenst bist, das gekommen ist, um meine Ruhe zu stören." Ihre Eltern griffen nach ihm und betrachteten ihn aufmerksam; endlich aber erkannten sie, es sey Richardett. Diesem traten die Thränen in die Augen, er fiel vor Isabella auf die Knie und bat sie auf das inständigste, ihr Auge möge sich nicht an der fremdartigen Tracht stoßen, daß sie ihn nicht erkenne, und sie möge sich durch sein niedriges Aussehen nicht abhalten lassen, ihm das Wort zu halten, das sie ihm gegeben. Isabella, welcher noch immer der Eindruck, den auf ihr Gemüth der Brief der Mutter Richardetts gemacht hatte, und die Nachricht von seinem Tode lebendig vor Augen stand, glaubte endlich doch mehr ihren Augen und der Wahrheit, welche sie vor sich sah. Daher umarmte sie den

Gefangenen und sprach: „Mein Herr, Ihr seyd ohne Zweifel der, welcher allein im Stande ist, meinen christlichen Entschluß zu hindern; Ihr, o Herr, seyd ohne Zweifel die Hälfte meiner Seele, weil Ihr mein wahrhafter Verlobter seyd; Euer Bild ist tief in mein Gedächtniß eingegraben und wird in meiner Seele unverwüstlich aufbewahrt. Die Nachricht von Euerm Tode schrieb mir meine Herrin, Eure Mutter, welche Nachricht mich beinahe diesem Leben entrissen hätte, und daher wählte ich den Stand der Klosterfrau, den ich in diesem Augenblick entschlossen war zu ergreifen. Da aber Gott mir durch ein so gerechtes Hinderniß zeigt, daß er etwas Anderes mit mir vorhat, so soll und darf von meiner Seite dieser Rathschluß nicht gehindert werden. Kommt, o Herr, in das Haus meiner Eltern, es ist das Eure, und dort will ich Euch unter den Bedingungen, welche unser heiliger katholischer Glaube vorschreibt, meine Hand reichen." Alle diese Reden hörten die Umstehenden, und der Pfarrverweser, der Kaplan und der Vicar des Erzbischofs wunderten sich und erstaunten, als sie sie hörten; sie baten daher, man möge ihnen dies Alles erklären, ihnen sagen, was dies für eine Geschichte wäre, wer der Fremde sey und von welcher Verlobung sie spräche. Hierauf antwortete der Vater Isabellens, indem er erklärte, daß diese Erzählung einen andern Ort und mehr Zeit erfordere. Daher bat er alle diejenigen, welche sie wissen wollten, mit ihm nach seinem Hause zu gehen, wo sie ihnen die Geschichte so wahrhaft erzählen wollten, daß sie mit dem Wunderbaren und Großen jener erstaunenswürdigen Begebnisse zufrieden seyn sollten.

In diesem Augenblick erhob einer der Anwesenden die Stimme und sprach: „Meine Herren, dieser junge Mann

ist ein großer englischer Corsar, ich kenne ihn wohl, und es ist derselbe, der vor etwas mehr als zwei Jahren den Corsaren aus Algier jenes portugiesische Schiff nahm, das aus Indien war. Ohne Zweifel ist es derselbe, denn ich kenne ihn ganz genau, denn er gab mir die Freiheit und noch Geld dazu, um nach Spanien kommen zu können, und dies that er nicht nur an mir, sondern noch an andern dreihundert Gefangenen." Diese Rede machte das Volk noch weit aufmerksamer, und in Allen wurde der Wunsch lebendig, so verwirrte Begebnisse genau zu erfahren und bei ihnen bis auf den Grund zu sehen. Endlich begaben sich die Vornehmsten der Anwesenden, nebst dem Generalvicar und den beiden geistlichen Herren, mit Isabella in ihre Wohnung. Die Nonnen aber blieben traurig und bestürzt zurück, und weinten viel um den Verlust, die schöne Isabella nicht unter sich zu sehen. Diese aber führte ihre ganze Begleitung in ihrem Hause nach einem großen Saale, wo sie alle die Herren sich setzen ließ. Obgleich Richardett zuerst im Sinne hatte, seine Geschichte zu erzählen, erschien es ihm endlich doch besser, sie der bescheidenen und klugen Rede Isabellens anzuvertrauen, selbst aber nicht zu sprechen, weil er in der Aussprache des Castilischen keine große Gewandtheit hatte. Alle Anwesenden schwiegen und Aller Seelen hingen an den Worten der Isabella, welche ihre Erzählung begann, von der ich nur sagen will, daß sie ihre Lebensgeschichte preisgab von dem Augenblicke an, wo Clotaldo sie in Cadiz raubte, bis zu dem Augenblicke, wo sie wieder zurückkehrte; sie erzählte ebenfalls die Schlacht, welche Richardett mit den Türken bestanden hatte, und hob die großmüthige Freigebigkeit hervor, die er an den Christen ausgeübt habe, sagte, wie sie sich das Wort gegeben haben, sich zu

heirathen, erzählte von dem Versprechen der beiden Jahre, sowie von der Nachricht seines Todes, so sie von England erhalten hätte, und die ihr so wahrhaftig vorgekommen sey, daß sie, wie sie gesehen hätten, den Entschluß gefaßt habe, den Schleier zu nehmen. Besonders hob sie die Freigebigkeit der Königin, die Rechtgläubigkeit Richardetts und seiner Eltern heraus und endigte mit der Bitte an Richardett, er möge das, was ihm seit seiner Abreise von London bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke zugestoßen sey, erzählen; da sie ihn hier in Sklavenkleidern und mit den Zeichen, daß er losgekauft worden wäre, erblickten. „Also ist es," sagte Richardett, „ich will nun in kurzen Worten meine ungewöhnlichen Unglücksfälle erzählen.

„Nachdem ich London verlassen hatte, um durch meine Reise der Heirath mit Clisterna, jener schottischen Dame, zu entgehen, von der Isabella schon erzählt hat, daß sie katholisch war, und daß meine Eltern im Sinne hatten, mich mit ihr zu verheirathen, durchreiste ich ganz Frankreich. Mein Gesellschafter war Guillart, jener Page, von dem meine Mutter schrieb, daß er die Nachricht meines Todes nach London gebracht habe; hierauf kam ich nach Rom, wo sich meine Seele erheiterte und mein Glauben bestärkte; ich küßte die Füße des heiligen Vaters und beichtete meine Sünden bei dem Großbeichtiger. Dieser gab mir Absolution nebst den nöthigen Ausweisen über meine Beichte und Buße und über die Ehrenbezeigung, welche ich unserer gemeinsamen Mutter, der katholischen Kirche, gewidmet hatte. Alsdann besuchte ich die heiligen Plätze dieser Stadt, die eben so heilig als unzählig sind; sodann wechselte ich von zweitausend Goldgulden, die ich bei mir führte, eintausend sechshundert ein, und ließ mir auf diese Stadt von einem

gewissen Raqui, einem Florentiner, Wechsel geben. Mit den vierhundert Goldgulden, welche mir dann noch blieben, ging ich, da ich im Sinne hatte, nach Spanien zu gehen, nach Genua, wo, wie ich erfahren hatte, zwei Galeeren der Republik bereit standen, nach Spanien abzusegeln. Auf dieser Reise kam ich mit meinem Pagen Guillart nach einem Ort, welcher Aqua pendente heißt und der auf dem Wege von Rom nach Florenz der letzte ist, über den der Pabst zu gebieten hat. Dort fand ich in einem Wirthshaus oder einer Kneipe, wo ich abstieg, meinen Todfeind, den Grafen Arnest, welcher verkappt und verlarvt mit vier Dienern nach Rom reiste, mehr, wie ich hörte, der Neugierde wegen, denn als echter katholischer Christ. Ich dachte, ohne Zweifel habe er mich nicht erkannt, daher schloß ich mich mit meinem Diener in mein Zimmer ein und hatte im Sinne, der Vorsorge wegen, mit Einbruch der Nacht ein anderes Wirthshaus zum Aufenthalt zu wählen. Ich that es aber nicht, weil die auffallende Sorglosigkeit, welche ich an dem Grafen und seinen Dienern bemerkte, mir versicherte, sie haben mich nicht erkannt; ich speiste in meinem Zimmer zu Nacht, verschloß die Thüre, rüstete meinen Degen und betete zu Gott, dem ich mich befahl, konnte aber nicht schlafen. Wir Beide, mein Diener und ich, hatten uns nicht niedergelegt, sondern nur auf Stühle gesetzt; jener schlief ein, ich aber konnte nur halb schlummern. Kaum war aber die Hälfte der Nacht verstrichen, so wurde ich vom Schlafe durch vier Pistolenschüsse aufgeweckt, die dazu bestimmt waren, mich in den ewigen Schlaf einzuwiegen, wie ich nachher erfuhr. Der Graf und seine Diener ließen mich für todt liegen und brachen mit Eile auf, denn sie hatten ihre Pferde schon in Bereitschaft gehalten, und befahlen dem Wirth, er solle

mich einscharren, denn ich wäre ein bedeutender Edelmann. Mein Diener suchte, wie mir nachher der Wirth erzählte, erschreckt durch den Lärm und das Getöse, ein Fenster zu gewinnen, welches auf den Hof ging, mit den Worten: „Ich Unglückseliger, jetzt haben sie meinen Herrn umgebracht!“ Er sprang zum Fenster hinaus und war so tief erschreckt, daß er sich wohl auf seiner ganzen Reise nach London nicht aufgehalten hat; der war es, der die Nachricht von meinem Tode überbracht hat. Die Wirthsleute kamen auf mein Zimmer und fanden mich von vier Kugeln und mehreren Schroten durchbohrt; alle Wunden aber befanden sich an Stellen, wo keine Todesgefahr zu besorgen war. Ich bat um einen Beichtiger, der mir, wie es einem katholischen Christen gebührt, alle Sacramente reichte. Man pflegte und heilte mich sodann, so daß ich binnen zwei Monaten im Stande war, meine Reise anzutreten. Nun reiste ich nach Genua, wo ich kein anderes Fahrzeug fand, als zwei Feluken, welche ich mit zwei andern vornehmen Spaniern miethete, und zwar bestimmten wir die eine dazu, auf dem Wege als Kundschafterschiff voran zu gehen; die andere bestiegen wir und folgten nach. Mit dieser Vorsicht schifften wir uns ein und schifften von Land zu Land, in der Absicht, auf keinerlei Weise uns der hohen See zu überlassen. Als wir aber an den Ort kamen, den man die drei Marien nennt (dieser Ort liegt an der Küste von Frankreich), liefen, während unsere Lootsen-Feluke auf Kundschaft ausging, plötzlich zwei türkische Galeeren aus einer Hafenbucht, wovon die eine uns von der Landseite, die andere von der Seeseite umsegelte, so daß uns der Weg abgeschnitten ward und wir gefangen wurden, gerade in dem Augenblick, wo wir das Ufer zu gewinnen suchten. Kaum hatten wir die Galeere betreten, als sie uns bis auf

das Hemd auszogen. Die Feluken wurden gleichfalls geplündert, aber nicht in den Grund gebohrt, sondern an dem Lande vor Anker gelegt, indem die Türken sagten: sie könnten sie wieder benutzen, um eine andere Prise darin aufzukapern.

„Man wird mir auf's Wort glauben, daß mich meine Gefangenschaft in der tiefsten Seele verletzte; über Alles schmerzte mich aber der Verlust der römischen Papiere, welche ich nebst dem Wechsel über die sechzehnhundert Dukaten in einer blechernen Büchse bei mir führte. Allein mein guter Stern wollte, daß diese Büchse in die Hände eines spanischen Gefangenen fiel, der sie aufhob. Wäre sie in die Hände der Türken gekommen, so hätten diese wenigstens den Werth des Wechsels für mich als Lösegeld verlangt; denn sie hätten bald herausgebracht, an wen er gestellt wäre. Sie brachten mich nach Algier, wo ich glücklicher Weise die Brüder der heiligen Trinität antraf, welche beschäftigt waren, Gefangene loszukaufen. Ich wandte mich an sie, sagte ihnen, wer ich wäre, und sie kauften mich, obgleich ich kein Spanier war, bewogen von Mitleid, los. Sie gaben für mich dreihundert Dukaten, hundert sogleich, und zweihundert, wenn das Almosenschiff käme, um einen Pater des Ordens der Erlösung loszukaufen, der in Algier festsaß, wegen viertausend Dukaten, die er über die Summe, so er mit sich führte, ausgegeben hatte. Denn der Edelmuth und die Barmherzigkeit dieser ehrwürdigen Väter geht so weit, daß sie ihre Freiheit für die Anderer dahingeben, und Sklaven werden, um Gefangene loszukaufen. Um das Glück meiner Freiheit vollkommen zu machen, fand ich die Büchse mit dem Ablaßzettel und dem Wechselscheine wieder; ich zeigte sie dem ehrwürdigen Pater, der mich losgekauft hatte,

und bot ihm fünfhundert Dukaten über mein Lösegeld an, als einen Beitrag für sein heiliges Amt. Beinahe ein Jahr verging, ehe das neue Almosenschiff ankam, und wenn ich das erzählen wollte, was mir während dieses Zeitraums begegnete, so würde eine neue Geschichte daraus werden. Ich will nur sagen, daß ich von einem der zwanzig Türken, denen ich die Freiheit mit den Christen, wovon schon die Rede war, geschenkt hatte, erkannt wurde, welcher so dankbar und so gut gegen mich war, daß er mich nicht entdecken wollte. Denn hätten mich die Türken erkannt, denen ich die beiden Galeeren in den Grund gebohrt und das große indische Schiff abgenommen hatte, so hätten sie mich entweder dem Großtürken zugeführt oder getödtet; und hätten sie auch nur das Erstere gethan, so hätte ich die Freiheit zum Mindesten mein Leben lang eingebüßt.

„Endlich kehrte der Pater der Erlösung mit mir und fünfzig andern losgekauften Christen nach Spanien zurück. In Valencia wohnten wir der großen Procession bei und alsdann erhielt Jeder die Erlaubniß, hinzugehen, wo es ihm gefiele, angethan mit den Kleidern der Freiheit, das diese Kleider sind. Ich kam heute in diese Stadt, so sehr erfüllt von dem Wunsche, Isabellen, meine Braut, zu sehen, daß ich, ohne nach etwas Anderem zu fragen, nach jenem Kloster mich erkundigte, wo ich Nachrichten von meiner Braut erfahren sollte; was hier geschehen ist, habt ihr gesehen. Was euch noch zu sehen übrig bleibt, sind diese Beichtzettel, die zur Bestätigung meiner Geschichte dienen mögen, welche eben so wunderbar als wahrhaftig ist.“

Nachdem er dies gesagt hatte, nahm er aus einer blechernen Büchse die erwähnten Certificate, übergab sie dem Generalvicar, der sie mit dem Herrn Kaplan durchsah, und

nichts daran fand, was ihm einen Zweifel an der Wahrheit dessen, was Richardett gesagt hatte, hätte erregen können. Was aber diese Sache noch weit mehr bestätigte, war, daß, ohne Zweifel vermöge einer besonderen Schickung des Himmels, bei dieser ganzen Erzählung der florentinische Kaufmann zugegen war, an welchen der Wechsel über die sechzehnhundert Dukaten lautete. Dieser bat sogleich, ihm den Wechsel zu zeigen, und erkannte ihn als richtig, worauf er ihn im Augenblick zu honoriren versprach, indem er schon seit einigen Monaten einen Avisobrief darüber erhalten habe. Alles dies häufte Wunder auf Wunder und Staunen auf Staunen. Richardett sagte, daß er die fünfhundert Dukaten, die er versprochen habe, von Neuem anbiete. Der Generalvicar umarmte den Richardett, Isabellen und ihre Eltern; indem er ihnen auf höfliche Weise seine Dienste anbot; dasselbe thaten die beiden andern geistlichen Herren, und diese baten Isabellen, sie möchte diese ganze Geschichte aufschreiben und im Drucke herausgeben, damit der Erzbischof sie lesen könnte. Dies versprach sie gerne. Nun wurde das tiefe Stillschweigen, welches bisher die Umstehenden gefesselt hatte, indem sie der wunderbaren Geschichte zuhörten, durch das allgemeine Lob Gottes für so große Wunder unterbrochen; und Alle, Hohe wie Niedere, wünschten Isabellen, Richardetten und den beiden Eltern der Braut Glück, und verabschiedeten sich. Diese baten den Generalvicar, er möchte ihre Hochzeit mit seiner Anwesenheit beehren, welche sie von heute über acht Tage feiern wollten. Der Vicar nahm dies mit Freuden an und acht Tage nachher war die Hochzeit, welcher die vornehmsten Familien der Stadt beiwohnten.

Dies waren die Umwege und Schicksalsfügungen, die

die Eltern mit ihrer Tochter Isabella, so sie verloren hatten, erfuhren. Sie gewannen nach der Wiedererlangung ihres Kindes auch ihr Vermögen wieder, und Isabella erlangte durch ihre hohen Tugenden, sowie durch die Gnade des Himmels, trotz so vieler Widerwärtigkeiten des Schicksals, einen so edlen Gatten, in dessen Vereinigung sie, wenn ich es recht weiß, noch bis auf diesen Tag in einem der Häuser gegenüber von Santa Paula wohnt, welches Haus sie dem Erben eines Hidalgo aus Burgos, Namens Fernando Cifuentes, abkauften.

Diese Geschichte kann euch lehren, wie viel die Tugend vermag und wie groß auf der andern Seite wieder die Macht der Schönheit ist; denn beide zusammen sowohl, als jede für sich, kann selbst dem Feinde liebenswürdig erscheinen; zugleich zeigt sie uns, wie der Himmel aus unsern größten Unglücksfällen unser reinstes Glück gestalten kann.



Die Macht des Blutes.

In einer der schwülsten Sommernächte ging ein alter Hidalgo mit seiner Frau in Toledo am Strande des Flusses lustwandeln; das Ehepaar begleitete ihr kleines Söhnchen und ihre Tochter von sechzehn Jahren, nebst einer Dienerin. Die Nacht war klar, der Weg einsam, und es war um die elfte Stunde, als sie langsamen Schrittes dahin gingen, um nicht das Vergnügen, welches ein Spaziergang am Uferstrande oder auf der Ebene in Toledo gewährt, durch Ermüdung sich zu verbittern. Mit derjenigen Sicherheit, welche die rastlose Justiz und der sanftmüthige Charakter der Bewohner jener Stadt Jedem einflößen, ging der gute Hidalgo mit seiner ehrenwerthen Familie dahin, weit entfernt, an ein Unglück zu denken, das ihm aufstoßen könnte. Aber wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, daß die größten Unglücksfälle kommen, ohne daß man an sie denkt, so widerfuhr auch ihm gegen alles Vermuthen ein Unfall, welcher nicht nur sein Behagen und die Freude seiner Familie störte, sondern ihnen viele Jahre lang Thränen verursachte. In dieser Stadt war ein junger Edelmann von etwa zwanzig Jahren, dessen Reichthum und Adel seine Neigungen verkehrte, und ihn in dem Gebrauch seiner Freiheit die Grenzen nicht kennen ließ; so daß er in Gesellschaft von übermüthigen

Gesellen Thaten ausführte und sich Dinge erfrechte, welche seine Würde schändeten und ihm den Beinamen eines Unverschämten verliehen. Dieser Edelmann, dessen wahren Namen wir für jetzt aus guten Gründen verheimlichen, indem wir ihn Rodolfo nennen, kam mit Vieren seiner Freunde, die Alle jung, lustig und unverschämt waren, denselben Uferhang herab, an welchem gerade der Hidalgo hinauf ging. Die beiden Schaaren begegneten sich; die Schaar der Schafe kam mit der der Wölfe zusammen, denn Rodolfo und seine Kameraden betrachteten die Frau, die Tochter und das Dienstmädchen mit vorgehaltenen Masken und frechen, unverschämten Blicken. Der Alte ärgerte sich über dies Betragen, tadelte sie und hielt ihnen ihre Unverschämtheit vor; sie antworteten ihm mit Grimassen und Narrenpossen und gingen, ohne sich zu trennen, weiter. Allein die große Schönheit Leocadia's (denn so wollen wir die Tochter des Hidalgo nennen), welche Rodolfo besonders genau in's Auge gefaßt hatte, prägte sich seinem Gedächtnisse so sehr ein, daß dadurch sein Wille ganz gefesselt und in ihm der Entschluß erweckt wurde, trotz aller Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen könnten, sie zu gewinnen. Im Augenblick theilte er diesen Gedanken seinen Genossen mit, und im Augenblick darauf hatten sie den Entschluß gefaßt, zurück zu gehen und sie zu rauben, um Rodolfo gefällig zu seyn; denn reiche Leute, welche gegen Genossen verschwenderisch sind, finden deren immer, welche ihre Ungerechtigkeiten preisen und ihre schlechten Absichten für gut und lobenswerth ausgeben. Daher war die Entstehung dieses bösen Vorsatzes, die Mittheilung desselben, der Applaus darüber, der Entschluß, Leocadia zu rauben, und der Raub selbst das Werk eines Augenblicks.

Sie banden ihre Schnupftücher vor das Gesicht, zogen die Degen, liefen zurück, und erreichten mit wenigen Schritten die Familie, die noch nicht geendet hatte, Gott zu danken, daß er sie aus den Händen dieser rohen Bursche befreit hatte. Rodolfo sprang auf Leocadia zu, umschlang sie mit seinen Armen und floh mit ihr, welche keine Kraft hatte, um sich zu vertheidigen. Der Schrecken lähmte ihre Stimme, so daß sie nicht um Hülfe rufen konnte, und verdunkelte das Licht ihrer Augen, denn sie fiel in Ohnmacht, und sah in ihrer Bewußtlosigkeit nicht, wer sie wegtrug, noch wohin sie getragen wurde. Ihr Vater rief ihnen zu, die Mutter heulte laut, ihr Brüderchen weinte und das Dienstmädchen zerraufte sich die Haare; allein der Hülferuf verklang, das Geheule wurde nicht gehört, das Weinen erregte kein Mitleid und das Händeringen war von keinem Nutzen, weil Alles dies durch die Einsamkeit des Ortes, durch die schweigsame Stille der Nacht und die Hartherzigkeit der Bösewichter vereitelt wurde. Das Ende war, daß die Einen froh weggingen, und die Andern traurig zurückblieben.

Rodolfo kam, ohne durch irgend etwas aufgehalten zu werden, nach seinem Hause, und die Eltern der Leocadia gelangten nach dem ihrigen in Kummer, Trauer und Verzweiflung, denn sie waren blind ohne die Augen ihrer Tochter, welche das Licht der ihrigen war; sie waren allein, denn Leocadia war ihnen eine süße und angenehme Gesellschaft; sie waren bestürzt und unentschlossen, denn sie wußten nicht, ob es gut wäre, die Justiz von ihrem Unglück in Kenntniß zu setzen, denn sie fürchteten, dies möchte das beste Mittel seyn, um die Kunde von ihrer Schande zu verbreiten. Dabei waren sie als arme Edelleute in der Lage, fremder

Gunst sehr bedürftig zu seyn, und wußten nicht, über wen sie sich beklagen sollten, als über ihr Unglück.

Rodolfo, der eben so listig als vorsichtig war, hatte indessen Leocadia in sein Haus und auf sein Zimmer gebracht. Als er bemerkt hatte, daß sie in Ohnmacht gefallen war, wie er sie forttragen wollte, verband er ihr mit einem Schnupftuche die Augen, damit sie weder die Straße, noch das Haus, noch das Zimmer, wohin sie getragen würde, erkennen sollte. Hiebei wurde er von Niemandem bemerkt, denn er bewohnte einen Flügel seines väterlichen Hauses (und sein Vater lebte noch), und besaß die Schlüssel für seine Zimmer und für den ganzen Flügel, den er bewohnte — eine große Unklugheit von Vätern, dies zu gestatten, wenn sie haben wollen, daß ihre Söhne wohlerzogen seyen. Ehe Leocadia zu sich kam, hatte Rodolfo seine Begierden gestillt. Denn die Begierden der Lüsternheit in der Jugend lassen sich von dem Ziele ihrer Wünsche nie oder selten durch Verhältnisse abhalten. Das Licht seiner Vernunft war geblendet, und so beraubte er im Dunkeln Leocadia ihres theuersten Kleinodes. Die Neigungen, welche bloß durch die Sinnlichkeit begründet werden, erstrecken sich aber meistens nicht weiter, als bis zur Grenze ihrer Befriedigung; daher hätte Rodolfo nun Leocadia gern weggeschafft, und es kam ihm der Gedanke, sie ohnmächtig, wie sie war, auf die Straße zu setzen. Als er dies im Begriff war auszuführen, bemerkte er, daß sie wieder zu sich kam. „Weh mir, wo bin ich, ich Unglückliche?“ sprach sie; „was ist das für eine Dunkelheit? Welche Finsterniß umgibt mich? Bin ich im Schoße meiner Unschuld, oder in der Hölle meiner Schuld? Jesus! wer berührt mich, wie, ich bin im Bette? Mißhandelt? Hörst du mich, liebe Mutter? Hörst du mich,

geliebter Vater? O, ich Unglückselige! ich sehe wohl, meine Eltern hören mich nicht, und meine Feinde sind in meiner Nähe. Glücklich wäre ich, wenn dieses Dunkel ewig dauerte, und meine Augen nie zurückkehrten, um das Licht der Welt zu sehen. Möge dieser Ort, wo ich nun bin, wer er auch sey, zum Grabe meiner Ehre werden, denn besser ist Entehrung, von der Niemand weiß, als Ehre, an der Jedermann zweifelt. Nun erinnere ich mich — o könnte ich doch das Erinnern vergessen! — noch eben jetzt war ich mit meinen Eltern; jetzt erinnere ich mich, daß sie mich ergriffen, und jetzt sehe ich ein und denke mir, es ist nicht gut, daß mich die Leute wieder sehen. O du, wer du auch seyest, der hier bei mir ist (und bei diesen Worten nahm sie Rodolfo's Hände fest), ist es möglich, daß deine Seele für irgend eine Art von Bitten zugänglich ist, so bitte ich dich, du mögest mein Leben zu Grunde richten, wie du meinen guten Ruf zu Grunde gerichtet hast; tödte mich plötzlich, denn es ist nicht gut, daß, wer keine Ehre mehr hat, länger lebe; du wirst sehen, daß die Grausamkeit, die du gegen mich verübt hast, indem du mich beleidigt, durch das Mitleid, das du ausübst, indem du mich tödtest, aufgehoben wird, und so wirst du in demselben Augenblicke grausam und mitleidig seyn."

Diese Rede Leocadia's machte den Rodolfo bestürzt, der als ein junger, wenig erfahrner Mann nicht wußte, was er sagen, noch was er thun sollte. Sein Schweigen machte Leocadia noch mehr staunen, und sie suchte sich mit den Händen Gewißheit zu verschaffen, ob es ein Gespenst oder ein Schatten sey, was in ihrer Nähe wäre; allein als sie einen Körper fühlte, und sich der Gewalt erinnerte, die ihr, als sie mit ihren Eltern ging, angethan worden war,

erkannte sie erst die ganze Fülle ihres Unglücks. Dann suchte sie den Faden der vorwurfsvollen Unterredung wieder anzuknüpfen, welcher durch viele Seufzer und häufiges Schluchzen unterbrochen ward, und sprach: „Verwegener junger Mann, denn die That, so du gethan hast, ist ein Zeugniß deiner Jugend, ich verzeihe dir die Beleidigung, so du mir zugefügt hast, mit der einzigen Bedingung, daß du mir versprichst und beschwörest, daß du, gleichwie du diese That im Dunkel begrubst, sie mit ewigem Stillschweigen bedeckest, ohne einer Seele etwas davon zu sagen. Für den großen Schimpf, den du mir angethan, bitte ich dich nur um diese kleine Vergütung, aber für mich ist diese die größte, um welche ich dich bitte und welche du mir gewähren kannst. Bedenke, daß ich dein Gesicht noch nicht gesehen habe und daß ich es auch nicht sehen will; denn wenn ich an den Schimpf denke, welchen du mir zufügtest, so will ich nicht an den Beleidiger denken, noch in meinem Gedächtniß das Bild des Urhebers meines Unglücks aufbewahren. Meine Klagen soll Niemand hören, als der Himmel, ich will nicht, daß sie die Welt vernehme, welche alle Dinge nicht sowohl nach ihrer Ursache, sondern nach ihrer vorgefaßten Meinung beurtheilt. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, dir diese Wahrheiten zu sagen, die gewöhnlich die Frucht langer Erfahrung und das Resultat vieler Jahre sind, da ich nicht älter bin, als sechzehn; dies aber beweist mir, daß der Schmerz die Gewalt hat, die Zunge der Bedrängten zu binden und zu lösen, und bald sie veranlaßt, ihr Unglück zu vergrößern, daß man es glaube, bald gänzlich schweigend, weil sich kein Heilmittel dafür finden läßt. Daher glaube ich, daß mein Schweigen so gut als mein Reden dich veranlaßt, mir Glauben zu schenken und mir zu helfen; denn glaubtest du mir nicht, so

wäre dies Thorheit, würdest du mir nicht helfen, so wäre die Unmöglichkeit vorhanden, irgend eine Hülfe zu finden. Ich will nicht verzweifeln, weil es dir wenig kosten wird, mir zu helfen; und diese Hülfe besteht darin, hege nie den Glauben oder Ueberzeugung, die Zeit werde den gerechten Zorn, der mich gegen dich entflammt, mildern, und laß dir nie einfallen, Schimpf auf Schimpf zn häufen; je schneller du mich verlässest, da du mich bereits mißbraucht hast, desto weniger werden sich deine strafbaren Begierden entzünden. Denke, daß du mich zufällig beleidigt hast, indem dein besseres Ich durch die Leidenschaft übermannt wurde; ich dagegen werde denken, daß ich nur auf die Welt gekommen bin, um unglücklich zu seyn. Bringe mich sogleich auf die Straße, oder wenigstens in die Gegend des großen Doms, denn von da an werde ich meinen Weg nach Hause wissen. Allein du mußt mir schwören, mir nicht zu folgen, den Namen meiner Eltern nicht zu erfahren zu suchen, noch nach ihnen zu fragen, und weder nach mir, noch nach meinen Verwandten forschen zu wollen, die, wären sie eben so reich als edel, durch mich weniger unglücklich würden. Antworte mir hierauf; wenn du aber fürchtest, ich könne dich an der Stimme erkennen, so wisse, daß ich außer meinem Vater und meinem Beichtiger mein ganzes Lebenlang mit keinem Manne gesprochen habe, und die wenigen, die ich sonst sprechen hörte, sprachen so durcheinander, daß ich sie an ihrer Stimme nicht erkennen würde."

Die einzige Antwort, welche Rodolfo auf die sinnvolle Rede der unglücklichen Leocadia gab, war, daß er sie umarmte und zu erkennen gab, seine Lüste von Neuem befriedigen und ihre Schande von Neuem bekräftigen zu wollen. Als Leocadia dies fühlte, vertheidigte sie sich gegen seine

Angriffe mit größerer Stärke, als ihr zartes Alter hätte erwarten lassen, und wehrte sich gegen ihn mit ihren Armen, Beinen und Zähnen, indem sie ausrief: „Wisse, verrätherischer, herzloser Mann, wer du auch seyn magst, daß der Sieg, den du über mich gewonnen hast, kein anderer ist, als wäre ich ein Holzblock oder ein fühlloser Stein gewesen — ein Triumph, der dir nichts eintragen kann, als Schmach und Schande; der aber, den du nun über mich zu feiern gedenkst, wird dir nur mit meinem Tode zu Theil werden! In meiner Ohnmacht hast du meine Ehre angegriffen und zu Grunde gerichtet; aber nun, da ich Muth und Kraft wieder erlangt habe, wirst du mich eher tödten, als überwinden. Und wenn ich jetzt, da ich bei vollen Sinnen bin, mich deinen schändlichen Gelüsten ohne Sträuben überließe, könntest du denken, meine Ohnmacht sey nur Maske gewesen, als du dich erfrechtest, mich zu schänden.“

Endlich widerstand Leocadia den Angriffen Rodolfo's so kräftig und hartnäckig, daß seine Kräfte nachließen und seine lüsterne Begierde erschlaffte; und da die Unverschämtheit, die er gegen Leocadia ausgeübt, keinen andern Beweggrund hatte, als lüsterne Begierde, aus welcher niemals wahrhafte, bleibende Liebe entspringen kann, so trat an die Stelle der Leidenschaft die Reue, oder wenigstens nur eine durchaus schwache Begierde, den vorgefaßten Zweck zu verfolgen. Rodolfo fühlte sich abgekühlt und ermüdet; er sprach kein Wort mehr, ließ Leocadia auf dem Bette liegen, verschloß das Gemach und ging, um seine Genossen zu suchen, um sich mit ihnen über das, was er thun sollte, zu berathen. Sobald Leocadia merkte, daß sie allein und eingesperrt war, stand sie vom Lager auf und ging durch das ganze Zimmer, indem sie mit den Händen an den Wandungen umher tastete,



VIII. Seite 77.

um zu sehen, ob sie nicht eine Thür fände, durch welche sie hinausgehen, oder ein Fenster, durch das sie hinunter springen könnte. Bald entdeckte sie eine Thür, die aber wohl verschlossen, und kurz darauf stieß sie auf ein Fenster, daß sie öffnen konnte, und durch welches der Glanz des Mondes so klar hereinbrach, daß Leocadia im Stande war, die Farbe der Damasttapeten, welche das Zimmer schmückten, zu erkennen. Sie sah, daß das Bett vergoldet und so reich eingerichtet war, daß es eher das eines Prinzen, als eines gewöhnlichen Edelmannes zu seyn schien. Sie zählte die Sessel und Schreibtische, bemerkte sich den Theil, wo die Thür war, und obwohl sie erkennen konnte, daß an den Wänden Gemälde hingen, so war sie doch nicht im Stande, den Gegenstand, den sie vorstellten, zu unterscheiden. Das Fenster war groß und durch ein großes Gitter ebensowohl verziert, als verwahrt; die Aussicht ging in einen Garten, welcher ebenfalls von Mauern umgeben war — lauter Schwierigkeiten, welche sie verhinderten, wie sie im Sinne gehabt, sich durch einen Sprung zum Fenster hinaus zu retten. Alles, was sie aus der Größe und dem reichen Schmucke dieses Zimmers schließen konnte, gab ihr zu verstehen, daß der Herr desselben ein vornehmer und reicher Mann seyn müsse, und zwar keiner von gewöhnlichem Schlage, sondern ein ausgezeichneter. Auf einem Schreibtische, welcher nahe an dem Fenster stand, sah sie ein kleines, massiv aus Silber gearbeitetes Crucifix. Dieses nahm sie und steckte es in ihren Aermel; allein weder aus Devotion, noch in der Absicht, es zu stehlen, sondern von einem sehr klugen Vorsatze bewegt. Nachdem sie dies gethan, verschloß sie das Fenster, wie es vorher gewesen war, warf sich wieder auf das Bett und erwartete das Ende des traurigen Anfangs ihres Unglücks.

Kaum war nach ihrem Dafürhalten eine halbe Stunde vergangen, als sie die Thür des Gemaches öffnen hörte; nun trat Jemand herein, verband ihr mit einem Tuche, ohne ein Wort zu sprechen, die Augen, nahm sie beim Arm und führte sie aus dem Zimmer; worauf sie wieder bemerkte, daß die Thür verschlossen wurde. Dies war Rodolfo, der, obgleich er mit dem Entschlusse fortgegangen war, seine Genossen zu suchen, sie nicht finden wollte, denn es kam ihm der Gedanke, es wäre doch nicht gut, wenn er darüber, was mit der Dame vorgegangen wäre, sich Zeugen verschaffte. Im Gegentheil faßte er den Entschluß, ihnen zu sagen, daß er, bewogen von ihren Thränen, die böse That bereut, und sie auf der Hälfte des Weges freigelassen habe. Mit diesem Vorsatze kehrte er so schnell wie möglich zurück, um Leocadia an den großen Dom zu führen, wie sie ihn gebeten hatte, und zwar ehe der Morgen anbräche, und der Tag ihn verhinderte, sie wegzubringen, wodurch er genöthigt worden wäre, sie in seinem Zimmer bis zur nächsten Nacht aufzubewahren, eine Zeit, in welcher er weder Lust hatte, einen neuen Angriff zu wagen, noch irgend eine Gelegenheit herbeiführen wollte, die ihn entdecken könnte. Er führte sie nun auf den Platz der Plaza de Ayuntamiento, und dort sprach er mit veränderter Stimme und halb portugiesischer, halb kastilischer Mundart: sie könne nun sicher nach Hause gehen, denn es werde ihr Niemand folgen, sodann flüchtete er sich so schnell wie möglich an einen Ort, wo er nicht bemerkt werden konnte, noch ehe sie Zeit hatte, die Binde von ihren Augen zu nehmen.

Leocadia blieb allein, nahm sich die Binde von den Augen nud erkannte sogleich den Ort, wo sie allein gelassen worden war. Sie sah überall umher, konnte aber Niemand

entdecken; da sie aber besorgte, man möchte ihr von ferne nachfolgen, sah sie sich bei jedem Schritte um und näherte sich so schnell wie möglich ihrem Hause, das nicht sehr weit davon stand. Um aber Späherblicke, welche ihr dennoch vielleicht folgen könnten, zu täuschen, ging sie in ein Haus, welches sie offen fand, und suchte erst einige Zeit nachher in das ihrige zu kommen, wo sie ihre Eltern in der größten Trauer fand, die sich weder zu Bett gelegt, noch irgend an Ruhe gedacht hatten. Als diese sie sahen, liefen sie ihr mit offnen Armen entgegen und empfingen sie mit Thränen in den Augen. Leocadia bat ihre Eltern, noch voll von Schrecken und Bestürzung, sie möchten mit ihr bei Seite gehen, und erzählte ihnen mit kurzen Worten die ganze Geschichte ihres gräßlichen Unglücks, wobei sie keinen Umstand verschwieg, und sagte, wie sie durchaus nicht wissen könne, wer der niederträchtige Räuber ihrer Ehre sey. Sie sagte ihnen, was sie auf dem Schauplatze, der Zeugniß von dem Trauerspiel ihres Unglücks gewesen sey, gesehen habe; das Fenster, den Garten, das Gitter, die Schreibtische, das Bett, die Damasttapeten, und endlich zeigte sie ihnen das Crucifix, das sie mitgenommen hatte. Vor diesem Heiligenbilde flossen ihre Thränen von Neuem, und sie verwünschte den Schändlichen, flehte um Rache und bat um wundervolle Züchtigung. Sodann bemerkte sie, daß, obgleich es nicht ihr Wunsch wäre, ihren Beleidiger kennen zu lernen, so schiene es ihr doch zweckmäßig, wenn ihre Eltern diesen kennen würden, und dies könne man durch dieses Crucifix in's Werk setzen, indem man in allen Kirchen der Stadt durch den Sakristan von der Kanzel verkündigen ließe, der, welcher ein solches Crucifix verloren habe, könne es bei einem Geistlichen, den sie selbst bezeichnen sollten, abholen, und wisse

man den Herrn des Crucifixes, so wisse man das Haus und wisse, wer ihr Feind sey. Hierauf antwortete der Vater: „Du hättest vollkommen recht, meine Tochter, stände nicht deiner klugen Absicht die niederträchtige Tücke unserer Gegner im Wege; allein es ist klar, daß dieses Bild heute in dem Zimmer, von dem du sprachst, vermißt werden muß, und der Eigenthümer desselben muß sicher glauben, daß die Person, welche er eingeschlossen hatte, es genommen haben müsse; kommt ihm nun zu Ohren, daß ein Geistlicher es in Händen habe, so dient ihm dies eher dazu, zu erfahren, von wem jener es erhalten hat, als uns, wer der Eigenthümer desselben ist. Denn er kann leicht veranstalten, daß ein Anderer es abholt, dem der wahre Eigenthümer eine Beschreibung der verlorenen Sache gab; und verhält es sich so, so werden wir eher in einen neuen Irrthum hinein geführt, als aufgeklärt, selbst dann, wenn wir denselben Kunstgriff, den wir befürchten, anwenden und durch die dritte Hand dem Geistlichen das Bild zukommen lassen. Alles, was du thun kannst, liebe Tochter, ist, daß du das Crucifix aufhebst und dich ihm empfiehlst, denn da dies Heiligenbild Zeuge deines Unglücks war, so wird es für einen Richter sorgen, der dir Gerechtigkeit verschafft. Bedenke, mein Kind, daß eine Unze öffentlicher Schande mehr drückt, als eine Arobe heimlicher Beschimpfung, und so lange du in Gottes Namen öffentlich geehrt leben kannst, so lasse es dich nicht kümmern, daß insgeheim deine Ehre befleckt worden ist. Die wahre Entehrung besteht in der Sünde, die wahre Ehre in der Tugend. Mit Worten, mit Gelüsten und in Werken beleidigt man Gott; da du aber weder in Worten, noch durch Gedanken, noch in That ihn beleidigt hast, so halte deine Ehre für unbefleckt, wie ich sie

für rein halte, und ich werde dich niemals mit andern Augen betrachten, denn als deinen wahrhaften Vater.“ Mit diesen klugen Reden tröstete der Vater seine Leocadia, die Mutter umarmte sie von Neuem und suchte ihr Trost einzuflößen. Sie aber seufzte und weinte, und streute, wie man zu sagen pflegt, Asche auf ihr Haupt; sie beschloß, in der größten Zurückgezogenheit unter dem Schutze ihrer Eltern in so einfachen als ehrsamen Kleidern zu leben.

Indessen war Rodolfo nach Hause gekommen und bemerkte sogleich, daß das Crucifix fehlte; er konnte sich einbilden, wer es weggenommen hatte, allein es war ihm gleichgültig, denn als ein reicher Mann fragte er nach dessen Verlust nicht. Eben so wenig fragten seine Eltern darnach, als er einer Kammerfrau seiner Mutter Alles, was in seinem Zimmer war, übergab, indem er im Sinne hatte, binnen drei Tagen nach Italien abzureisen. Rodolfo hatte diese Reise nach Italien schon seit längerer Zeit im Sinne gehabt, und sein Vater, der früher dort gewesen war, hatte ihm sehr dazu gerathen, indem er sagte, es sey nicht genug, daß man in seinem Vaterlande ein Edelmann sey, man müsse sich auch in fremden Landen als solcher zeigen. Aus diesen und andern Gründen fügte sich Rodolfo's Willen dem seines Vaters, welcher ihm starke Creditbriefe auf Barcelona, Genua, Rom und Neapel gab. Rodolfo reiste mit zweien seiner Genossen ab, und war lüstern auf das, was er von einigen Soldaten von der guten Bewirthung in den Gasthöfen Italiens und Frankreichs und von der Freiheit, welche die Spanier in ihren Wohnungen genössen, hatte rühmen hören. Die Worte: ecco li buoni pollastri, piccioni, presciutto e salsiccie,[1]

[1] Fette Hühner, junge Tauben, guter Schinken, frische Würste.

nebst andern Lauten dieser Art, waren seinem Ohre ein gar süßer Klang, dessen sich besonders die Soldaten freuen, wenn sie von diesem Lande in jenes kommen, und die Armuth und Unbequemlichkeit der spanischen Wirthshäuser und Gasthöfe mit der Wohlhäbigkeit der italienischen vertauschen. An das, was mit Leocadia vorgefallen war, dachte er am Ende so wenig, als wenn es nie geschehen wäre.

In der Zwischenzeit lebte sie in dem Hause ihrer Eltern so zurückgezogen als möglich, ohne sich vor Jemand sehen zu lassen, indem sie fürchtete, ihre Schande sey ihr auf der Stirn zu lesen. Allein wenige Monate nachher sah sie sich genöthigt, dieses Betragen mit Fleiß anzunehmen, das sie früher aus freiem Willen angenommen hatte. Sie bemerkte, daß es für sie nöthig sey, eingezogen und verborgen zu leben, indem sie sich in andern Umständen fühlte — eine Entdeckung, die ihr die Thränen, welche einige Zeit in ihren Augen vertrocknet waren, wieder hervorlockte; von Neuem verwundeten ihre Seufzer und Klagen die Luft, und kein Trostgrund ihrer guten und klugen Mutter war fähig, sie zu beruhigen. Mit der Zeit nahte sich der Augenblick ihrer Niederkunft, die man so geheim betrieb, daß man es nicht einmal wagte, sich einer Hebamme anzuvertrauen. Die Mutter unternahm daher dieses Geschäft, und Leocadia genas eines Knäbchens, das über alle Begriffe schön war. Mit derselben Verborgenheit und eben so heimlich, wie die Geburt gewesen war, brachte sie das Kind in ein Dorf, wo es vier Jahre lang verblieb, nach welcher Frist es sein Großvater unter dem Namen eines Neffen wieder zu sich nahm, wo es zwar nicht sehr reich, aber doch sehr gut erzogen wurde. Das Knäbchen, dem man den Namen Luis gab, weil sein Großvater so hieß, war schön von Angesicht,



VIII. Seite 83.

sanft von Charakter, besaß einen lebendigen Verstand und ließ aus allen Handlungen, die man in diesem zarten Alter in ihm erkennen konnte, bemerken, daß es von einem edlen Vater abstamme. Seine Schönheit und sein feines, kluges Betragen erregte die Liebe seiner Großeltern so sehr, daß sie das Unglück ihrer Tochter fast für ein Glück hielten, da sie ihnen einen solchen Enkel geschenkt hatte. Wenn der Junge auf der Straße ging, so floß auf ihn ein Regen von Segnungen nieder. Die Einen priesen seine Schönheit, die Andern die Mutter, so ihn geboren hätte; Diese segneten seinen Vater, Jene die Leute, die ihn so gut erzogen hätten. Unter dem Lobe Derjenigen, welche ihn kannten, und Derjenigen, welche ihn nicht kannten, erwuchs der Knabe bis zu dem Alter von sieben Jahren, wo er anfing, lateinisch und spanisch zu lernen, und bereits eine sehr gute Handschrift hatte; denn seine Großeltern hatten im Sinne, ihn tugendsam und weise zu machen, weil sie ihn nicht reich machen konnten, denn Weisheit und Tugend sind weder den Räubern, noch den Unbillen des Schicksals ausgesetzt.

Eines Tages geschah es, daß der Knabe eines Auftrags wegen von seiner Großmutter zu einer Verwandten geschickt wurde, und da kam er durch eine Straße, wo Edelleute ihre Reitkünste übten. Er stand still, um zuzusehen; um aber einen bessern Platz zu gewinnen, lief er quer über die Straße und unglücklicher Weise zu einer Zeit, wo ein Pferd in vollem Laufe daher kam, dessen Reiter nicht im Stande war, es sogleich aufzuhalten, so daß er durch das Pferd zu Boden geworfen wurde. Dieses ging über den Knaben hin, welcher wie todt ausgestreckt auf dem Boden lag und aus einer Kopfwunde viel Blut vergoß. Kaum war dies vorgefallen, als ein alter Edelmann, der dem Rennspiele zusah,

mit unglaublicher Schnelligkeit von seinem Pferde sprang und auf das Kind zueilte. Er nahm den Knaben Einem, der ihn schon aufgehoben hatte, aus den Armen und trug ihn, ohne seiner Würde, noch seines Alters eingedenk zu seyn, mit schnellen Schritten nach Hause, wo er seinen Dienern befahl, schnell fortzugehen, um einen Chirurgen zu holen, der den Knaben heilen sollte. Viele Edelleute folgten ihm, bekümmert über das Unglück eines so schönen Knaben; bald aber ging das Gerücht, der Verwundete wäre Luis, ein Neffe von dem und dem Hidalgo, wobei man seinen Großvater nannte. Dieses Gerücht lief von Mund zu Mund, bis es seinen Großeltern und seiner verborgenen Mutter zu Ohren kam. Als diese sich über die Gewißheit des Unfalls unterrichtet hatten, liefen sie bestürzt und fast wie Wahnsinnige anzusehen hin, um ihr theures Kind zu suchen. Da aber der Edelmann, welcher den Knaben mit sich genommen hatte, sehr vornehm und in der ganzen Stadt wohl bekannt war, sagten ihnen viele Leute, die ihnen begegneten, sein Haus, in das sie gerade zu der Zeit eintrafen, wo das Kind sich eben unter den Händen des Chirurgen befand. Der Edelmann und seine Frau baten die Leute, von welchen sie dachten, sie wären die Eltern des Kleinen, sie möchten weder weinen, noch die Stimme zu Klagen erheben, weil dies doch dem Verwundeten von keinem Vortheile seyn könnte. Der Chirurg, ein geschickter und berühmter Wundarzt, hatte bereits den Knaben mit großer Behutsamkeit und Meisterschaft verbunden, und erklärte die Wunde für nicht tödtlich, was er anfangs besorgt hatte. Während des Verbandes kam Luis zu sich, denn bisher war er in Ohnmacht gelegen, und da freute er sich sehr, seinen Onkel und seine Tante zu sehen, die ihn unter Thränen

fragten, wie er sich befände. Er antwortete: Gut, nur habe er am Leibe und namentlich am Kopfe Schmerzen. Der Arzt befahl ihnen, sie sollten nicht mit ihm sprechen, sondern ihn ruhen lassen; man gehorchte dieser Verordnung, und nun begann der Großvater dem Herrn des Hauses für die große Liebe, die er gegen seinen Neffen gehabt habe, vielfach zu danken. Der Edelmann antwortete, er habe ihm nicht zu danken, denn er müsse wissen, daß, als er den Knaben umgeworfen und auf dem Boden liegen gesehen habe, so sey es ihm vorgekommen, als sehe er das Angesicht seines Sohnes, welchen er zärtlich liebe; dies habe ihn auch bewegt, den Kleinen aufzuheben und nach seinem Hause zu tragen, wo er wünsche, daß er so lange bleibe, bis die Kur vollendet sey, und er wolle ihm alle mögliche Pflege angedeihen lassen. Seine Frau, die eine edle Dame war, versicherte dasselbe und gab noch mehr und größere Versprechungen. Die Großeltern waren sehr verwundert über so große Zärtlichkeit, noch mehr aber wunderte sich die Mutter, denn nachdem sich ihr etwas erschrecktes Gemüth durch die Versicherung des Chirurgen beruhigt hatte, betrachtete sie aufmerksam das Zimmer, in welches man ihren Sohn gebracht hatte, und erkannte aus vielen Zeichen klar, dies sey dasselbe Zimmer, wo ihre jungfräuliche Ehre geendet und ihr Unglück angefangen habe. Obgleich die Damasttapeten, welche früher das Zimmer schmückten, nicht mehr vorhanden waren, so erkannte sie doch wieder die ganze Bauart desselben und bemerkte das Gitterfenster, welches nach dem Garten ging; da es aber des Verwundeten wegen verschlossen war, fragte sie, ob dieses Fenster nicht die Aussicht auf einen Garten habe? worauf man ihr mit ja antwortete. Was ihr aber am meisten auffiel, war dasselbe Bett, das sie für den Sarg

ihres Grabes ansah. Ebenso stand der nämliche Schreibtisch, auf welchem das Crucifix, das sie mit sich genommen hatte, gewesen war, auf demselben Ort. Endlich benahmen ihr die Treppen allen Zweifel und steckten ihr das Licht der Wahrheit auf; denn sie hatte, als man sie mit verbundenen Augen nach der Straße hinunterführte, mit vorsichtiger Klugheit alle Stufen gezählt, zählte sie nun aber, als sie von ihrem Sohne weg nach Hause ging, wieder und fand die Zahl vollkommen richtig. Sie verglich nun die einen Anzeichen mit den andern, und diese bestätigten Punkt für Punkt die Wahrheit ihrer Meinung. Sie erzählte nun ihrer Mutter Alles, welche auf kluge Weise sich zu unterrichten suchte, ob der Edelmann, der ihren kleinen Neffen aufgenommen habe, einen Sohn besitze? worauf sich fand, daß es Derjenige war, den wir Rodolfo nennen und der zu jener Zeit in Italien lebte; sie fragte weiter nach der Zeit, wie lange er von Spanien weg wäre? und es zeigte sich, daß er genau sieben Jahre abwesend war, und dies war ja das Alter des Kleinen. Alles dies sagte die Mutter ihrem Gemahl, und die beiden Eltern kamen mit der Tochter überein, man sollte erwarten, was Gott über den Verwundeten verhänge. Nach fünfzehn Tagen war dieser außer Gefahr, nach dreißig Tagen stand er auf, und in dieser ganzen Zeit besuchten ihn seine Mutter und Großmutter, und die Herrschaft des Hauses ließ ihm Pflege angedeihen, als wäre er ihr eigener Sohn. Einige Male äußerte Doña Estefania (dies war der Name der Frau des Edelmanns) gegen Leocadia, der Knabe habe so viele Aehnlichkeit mit ihrem Sohne, der in Italien wäre, daß sie ihn nie betrachten könne, ohne daß das Bild ihres Sohnes ihr vor Augen trete.

Diese und andere Reden veranlaßten Leocadia, ihr eines

Tages, als sie sich mit ihr allein befand, ungefähr Folgendes zu sagen, worüber sie zuvor mit ihren Eltern gesprochen hatte: „An dem Tage, o Herrin, wo meine Eltern die traurige Nachricht von dem Unfalle erhielten, glaubten sie, daß nun der Himmel seine Augen für sie geschlossen habe, und meinten, die Last einer ganzen Welt stürze auf sie ein; denn sie glaubten, wenn ihr Neffe nicht mehr sey, fehle ihnen das Licht ihrer Augen und der Stab ihres Alters. Ihre Liebe zu ihm ist so groß, daß sie die, welche sonst Eltern für ihre Kinder hegen, weit übertrifft. Allein gleich wie das Sprichwort sagt: Wen der Herr züchtiget, den liebt er, und wen Gott verwundet, den heilt er, so traf es sich auch hier, daß das Kind in diesem Hause sein Glück machte, und ich die Erinnerung an einen Augenblick wieder bekam, den ich in meinem ganzen Leben nie vergessen werde. Ich bin edel, o Herrin, weil es meine Eltern sind, und edel waren alle meine Vorfahren, und mit mittelmäßigen Gütern begabt, hat unsere Familie ihre Ehre, wo sie auch lebten, glücklich bewahrt." Doña Estefania hörte voll Verwunderung und Staunen die Rede Leocadiens an und konnte, obgleich sie es sah, kaum glauben, daß so viele Klugheit und Sinnigkeit sich mit so jugendlichem Alter verbinden könnte, denn sie schätzte sie ungefähr auf zwanzig Jahre oder etwas drüber oder etwas drunter. Sie antwortete ihr aber nicht, sondern erwartete ihre ganze Rede, welche nichts Anderes enthielt, als die Erzählung von dem rohen Betragen ihres Sohnes und die Art, wie er sie geraubt und ihre Ehre befleckt, wie er ihr die Augen verbunden und sie in jenes Gemach gebracht hätte, das sie an den Zeichen als dasselbe erkannt habe. Um dies zu bestätigen, zog sie aus ihrem Busen das Crucifix, welches sie genommen hatte, und

redete es also an: „Du, o Herr, bist Zeuge der Gewalt gewesen, die mir angethan wurde, sey nun Richter der Vergeltung, die ich jetzt zu erfahren habe; ich habe dich von dem Rande dieses Schreibtisches weggenommen, mit dem Vorsatze, dir stets mein Unglück zu klagen, nicht um dich um Rache zu bitten, die ich nicht begehre, sondern dich anzuflehen, du mögest mir Trost verleihen, daß ich mein bitteres Leid besser tragen könne. — Dieser Knabe, o Herrin, gegen den Ihr ein Uebermaß von Liebe gezeigt habt, ist Euer wahrhaftiger Enkel; es war eine Fügung des Himmels, daß das Pferd ihn zu Boden warf, damit es in Euer Haus gebracht werde, wo ich, wenn nicht ein Mittel des Heiles für mein Unglück, doch wenigstens ein Mittel zu finden hoffen werde, es besser zu ertragen.“ Mit diesen Worten drückte sie das Crucifix an ihre Brust und fiel Estefanien ohnmächtig in die Arme. Diese sah — als ein gemüthvolles Weib, in der das Gefühl des Mitleidens und Erbarmens eben so lebendig war, als in den Männern die Grausamkeit — nicht so bald Leocadia in Ohnmacht, als sie ihr eigenes Gesicht an dem der Unglücklichen verbarg und so viele Thränen auf sie hinweinte, daß kein anderes Wasser nöthig war, um Leocadien wieder aus ihrer Ohnmacht zu wecken.

Während diese Beiden in dem beschriebenen Zustande waren, kam Estefaniens Gatte, der den kleinen Luis an der Hand führte. Als er Estefania in Thränen und Leocadia in Ohnmacht sah, fragte er schnell nach der Ursache dieser Scene. Der Knabe umarmte zuerst seine Mutter, dann seine Großmutter, die ihm so viel Gutes gethan hatte, und fragte auch, warum sie weinten? „Wir haben dir Großes zu verkünden, o Herr,“ erwiderte Estefania ihrem Gatten, „und das Ende von Allem ist, daß diese ohnmächtige Frau

Eure Schwiegertochter und dieses Kind Euer Enkelsohn ist. Diese Wahrheit, die ich Euch sage, hat mir Leocadia bekannt und bewiesen; bestätigt wird sie durch das Gesicht des Knaben, in welchem wir Beide längst unsern Sohn gesehen haben." — „Wenn Ihr Euch nicht besser erklärt, Verehrteste, so verstehe ich Euch nicht," erwiderte der Edelmann.

In diesem Augenblick kam Leocadia zu sich, küßte das Crucifix, schloß es in die Arme und schien in ein Meer von Thränen verwandelt zu seyn. Alles dies verursachte dem Edelmann immer mehr Bestürzung, aus welcher er auch nicht früher gerissen wurde, als bis ihm seine Frau Alles erzählte, was sie von Leocadia erfahren hatte. Er schenkte auch dem Allen Glauben, denn der Himmel fügte es so, daß er davon überzeugt wurde, als wäre die Wahrheit dieser Aussage durch viele Zeugen erhärtet worden. Er umarmte und tröstete Leocadia, küßte seinen Enkel und schickte noch an demselben Tage einen Courier nach Neapel, mit welchem er seinem Sohne befahl, sogleich zu kommen, indem sie beschlossen hätten, ihn mit einer wunderschönen Dame, die vollkommen für ihn passe, zu verheirathen. Die beiden Schwiegereltern gestatteten nicht, daß Leocadia mit ihrem Sohne wieder in ihr väterliches Haus zurückkehrte, ihre Eltern aber waren sehr zufrieden über die günstige Wendung der Dinge, und dankten dafür mit vielen Gebeten Gott.

Der Courier kam nach Neapel und Rodolfo wurde durch den Brief seines Vaters, der ihm seine zukünftige Hausfrau so überaus schön schilderte, sehr lüstern gemacht. Daher benutzte er zwei Tage, nachdem er die Botschaft empfangen hatte, vier Galeeren, die im Begriffe waren, nach Spanien zu gehen, schiffte sich mit seinen zwei Genossen, die ihn noch nicht verlassen hatten, ein, und gelangte mit

günstigem Winde binnen zwölf Tagen nach Barcelona, von wo er binnen sieben Tagen mit Post nach Toledo kam. In sein väterliches Haus aber kam er so heiteren Sinnes und so aufgeputzt, daß in ihm die Blüthe des guten Humors mit der Kunst, elegant zu erscheinen, vereinigt schien. Seine Eltern waren über das gute Befinden und über die glückliche Ankunft ihres Sohnes erfreut. Leocadia, welche von einem Verstecke aus, auf Anrathen und Befehl der Doña Estefania, zusah, wurde durch seinen Anblick sehr bestürzt. Rodolfo's Genossen wollten sogleich nach ihren Wohnungen gehen, allein Estefania gab dies nicht zu, indem sie sie zu dem Plane, den sie ausgedacht hatte, nöthig fand. Rodolfo war mit Einbruch der Nacht angekommen, und während man das Abendessen richtete, nahm Estefania die Genossen ihres Sohnes auf die Seite, indem sie ohne Zweifel glaubte, sie müßten zwei von den drei Gesellen seyn, von denen Leocadia gesagt hatte, daß sie in Rodolfo's Gesellschaft während ihres Raubes gewesen wären. Nun drang sie mit den ernsthaftesten Bitten in sie, ihr zu sagen, ob sie sich nicht erinnerten, daß ihr Sohn vor so und so viel Jahren, in der und der Nacht ein Mädchen geraubt habe, denn es hinge die Ehre und die Ruhe ihrer ganzen Verwandtschaft davon ab, daß man über diesen Punkt die Wahrheit erfahre. Dabei wußte sie auf so freundliche Weise in sie zu dringen und ihnen so bestimmt die Versicherung zu geben, daß aus der Entdeckung dieses Raubes keinerlei Schaden für sie erwachsen sollte, daß sie für gut fanden, die Wahrheit zu gestehen; worauf sie bekannten, daß sie in einer Sommernacht nebst einem andern Freunde und Rodolfo ausgegangen wären und ein Mädchen geraubt hätten; Rodolfo habe sie entführt, während sie selbst ihre Familie aufgehalten hätten, die sich auf alle Weise zu



VIII. Seite 91.

vertheidigen gesucht und laut um Hülfe gerufen habe; den andern Tag habe ihnen Rodolfo gesagt: er habe sie mit sich nach Hause genommen, und dies sey Alles, was sie zu sagen hätten.

Das Geständniß der beiden Genossen war ein Schlüssel zu allen den Zweifeln, welche über diese Sache noch hätten obwalten können, und Estefania beschloß daher, ihren Plan auf die bereits vorbereitete Weise zu vollführen, und dies that sie auf folgende Art: Wenige Augenblicke, ehe man sich zur Tafel setzte, um zu speisen, rief sie Rodolfo zu sich in ein Zimmer, gab ihm ein Gemälde in die Hand und sagte zu ihm: „Mein Sohn Rodolfo, ich will den Genuß der Mahlzeit dadurch erhöhen, daß ich dir deine zukünftige Braut zeige; dies hier ist ihr Portrait, das ihr vollkommen gleicht. Ich versichere dir jedoch, daß, was ihr an Schönheit abgeht, durch ihre Tugend ersetzt wird, denn sie ist edel, geistvoll und ziemlich reich. Ich und dein Vater haben sie für dich ausgewählt, und ich versichere dir, daß sie für dich paßt.“ Rodolfo betrachtete das Portrait aufmerksam und sprach: „Wenn die Maler, die gewöhnlich mit der Schönheit auf den Portraiten, so sie malen, sehr freigebig sind, es auch bei diesem Bilde waren, so glaube ich ohne Zweifel, daß das Original davon ein Muster von Häßlichkeit seyn muß. Auf Ehre, liebe Mutter und Herrin, es ist gut und recht, daß die Söhne ihren Eltern in allen Stücken gehorsam sind, aber auf der andern Seite ist es auch billig und noch mehr recht, daß die Eltern ihren Kindern nichts Anderes zumuthen, als was diesen angenehm ist; besonders wenn es sich von einer Heirath handelt, die ein Band ist, welches nur der Tod auflöst; bei welchem ich es für gut finde, daß die Stricke gleich und aus denselben Fäden gesponnen seyen.

Die Tugend, der Edelmuth, der Geist und die Glücksgüter können die Seele dessen, welcher diese Eigenschaften bei seiner Frau findet, erheitern; aber daß die Häßlichkeit derselben die Augen des Gatten vergnügen soll, scheint mir eine Unmöglichkeit. Ich bin jung und glaube, daß es eine billige Forderung ist, mit dem heiligen Sacrament der Ehe auch das Vergnügen verbinden zu wollen, das diese gewährt; fehlt aber dies, so hinkt die Ehe und erfüllt ihren Zweck nicht. Aber der Gedanke, daß ein häßliches Gesicht, das man zu allen Stunden vor Augen haben muß, im Salon, bei Tisch, im Bett, einen Mann wird ergötzen können, ist, ich sage es noch einmal, eine Unmöglichkeit. Bei Euerm Leben, liebe Mutter, bitte ich Euch, gebt mir eine Genossin, die mir gefällt und mich nicht abstoßt, damit wir Beide, ohne rechts oder links abzuschweifen, gleich und auf geradem Wege das Joch tragen, das uns der Himmel auferlegt. Ist diese Dame edel, geistvoll und reich, wie Eure Gnaden versichert, so wird es nicht für sie an Männern fehlen, die einen andern Humor haben, als ich; denn der Eine sucht edeln Sinn, der Andere Geist, der Dritte Geld, der Vierte Schönheit, und ich gehöre zu diesen Letzteren. Denn was den Adel betrifft, so habe ich den, Dank sey dem Himmel, von meinen Vorfahren und Eltern ererbt; was den Geist betrifft, so braucht eine Frau nur nicht gerade unwissend, albern oder einfältig zu seyn: es ist genug, daß sie die Sinnreiche spielt und nicht so thörigt ist, daß man sie gar nicht brauchen kann; was den Reichthum betrifft, so machen die Güter meiner Eltern mich nicht fürchten, einmal arm zu werden. Schönheit ist es, was ich suche, Lieblichkeit, was ich wünsche, und mit keiner andern Mitgift, als mit Sittsamkeit und gutem Betragen."

Rodolfo's Mutter war über die Antwort ihres Sohnes sehr zufrieden, indem sie daraus erkannte, daß ihr Plan sehr gut gehe; sie sagte ihm daher, daß sie ihn ganz seinen Wünschen gemäß verheirathen wolle; er möge sich nur nicht darüber grämen, denn es sey leicht, die Unterhandlungen, welche man mit der Dame des Portraits angeknüpft habe, wieder zu unterbrechen. Rodolfo dankte ihr darüber auf das Beste, und da indessen die Stunde des Abendessens gekommen war, gingen sie zu Tische. Nachdem die beiden Eltern, Rodolfo und seine Genossen sich an die Tafel gesetzt hatten, sagte auf einmal Doña Estefania, wie wenn ihr schnell etwas einfiele: „Verzeihe mir Gott meine Sünden, ich behandle meinen Gast schön! Geht," sagte sie weiter zu einem Diener, „und sagt dem Fräulein Leocadia, daß sie, ohne weitere Umstände zu machen, komme, um uns die Ehre zu geben, unser Mahl zu theilen; denn Alle, die Theil daran nehmen, sind meine Kinder und ihre Diener." Alles dies war ein ausgemachter Plan und Leocadia war bereits von Allem unterrichtet.

Leocadia zögerte nicht lange mit ihrer Ankunft und gab den Anblick der vollendetsten Schönheit, die je natürliche Reize durch Schmuck erhöht zeigen konnte, zu erkennen. Sie war, da es Winter war, mit einem vollkommenen Oberkleid von schwarzem Sammt bekleidet, an welchem goldene, mit Perlen besetzte Knöpfe waren, und ihr Halsband, sowie ihr Gürtel waren mit Diamanteu besetzt; ihre Haare, welche lang und von dunkelblonder Farbe waren, verliehen ihrem Haupte den schönsten Schmuck, und die Zöpfe und Locken, durch welche Diamantenschnüre hellstrahlend sich schlangen, blendeten jedes Auge, das auf sie blickte. Leocadia war fein, aber kräftig gewachsen, sie führte ihren

Sohn an der Hand und vor ihr her gingen zwei Mädchen, die ihr mit Wachskerzen in silbernen Leuchtern vorleuchteten. Alle erhoben sich, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen, als wäre sie ein wundervoller Engel, der vom Himmel herabgestiegen wäre. Keiner von ihnen war, der von diesem Anblick nicht trunken wurde, und Keiner fand vor lauter Erstaunen Worte, um sie anzureden. Leocadia verneigte sich mit anmuthiger Grazie und feiner Sitte gegen Alle und Estefania nahm sie bei der Hand und führte sie vor das Angesicht des Rodolfo. Den Knaben setzte man neben seinen Großvater. Als Rodolfo die unvergleichliche Schönheit Leocadia's von Nahem betrachtete, sprach er bei sich: „Wenn Diejenige, welche meine Mutter mir zur Gattin ausersehen hat, nur halb so schön wäre, als Diese hier, so würde ich mich für den glücklichsten Menschen auf der Welt halten. Heiliger Gott! was sehe ich hier? Ist es vielleicht ein Engel in Menschengestalt, der vor mir steht?“ Und also nahm seine Seele, indem er mit den Augen sie ansah, Besitz von dem reizenden Bilde Leocadia's. Leocadia aber, die nun den, den sie bereits mehr liebte, als das Licht ihrer Augen, als sie zu Tische kam, so nahe sah, begann in ihrer Seele sich dessen zu erinnern, was mit Rodolfo vorgegangen war. Die Hoffnung, welche ihr Estefania gemacht hatte, sie ihm zur Gattin zu geben, glaubte ihr zu entschwinden, denn sie dachte, daß ihr böser Stern die Versprechung der Mutter zunichte machen werde. Sie dachte, wie nahe sie daran wäre, nun für immer glücklich oder unglücklich zu werden; und diese Betrachtung wirkte so mächtig in ihren aufgeregten Gedanken, und ihr Herz pochte so heftig in ihrer Brust, daß ein Schweiß an ihr ausbrach, sie die Farbe verlor und von einer Ohnmacht ergriffen wurde, die sie

zwang, sich mit dem Kopf auf den Arm der Doña Estefania zu stützen, die, als sie sie in diesem Zustande erblickte, sie in ihre Arme aufnahm. Alle wurden dadurch bestürzt, verließen die Tafel und liefen hinzu, um ihr beizuspringen, aber derjenige, der am meisten ergriffen zu seyn schien, war Rodolfo, so daß er in der Eile zweimal stolperte und fiel, ehe er zu ihr kam. Sie kam weder dadurch, daß man sie aufschnürte, noch durch Wasser, das man ihr in das Gesicht sprützte, zu sich, und ihr unterdrückter Athem, sowie das, daß ihr Puls nicht mehr zu finden war, gab die sichersten Zeichen ihres Todes, so daß die Diener und Dienerinnen des Hauses, die weniger besonnen waren, überall ausriefen, sie wäre todt. Davon kam die bittere Kunde Leocadiens Eltern zu Ohren, welche Doña Estefania für eine freudigere Begebenheit bisher verborgen hatte; daher kamen sie gegen den Befehl Estefaniens, nebst dem Pfarrer der Parochie, der ebenfalls bei ihnen war, in den Saal. Der Geistliche näherte sich sogleich, um zu sehen, ob die Ohnmächtige noch fähig wäre, zu sprechen und ihre Beichte abzulegen; aber da er dachte, nur eine Ohnmächtige zu finden, fand er zwei, denn Rodolfo's Haupt lag auf Leocadiens Busen. Seine Mutter hatte ihn nicht gehindert, sich ihr zu nähern, weil sie sie als die Seinige betrachtete; allein als sie sah, daß er ebenfalls bewußtlos wurde, war sie nahe daran, daß auch ihr die Sinne vergingen, was auch der Fall gewesen wäre, wäre nicht Rodolfo zu sich gekommen, voll Beschämung, daß man ihn in diesem Zustande gesehen hatte. Allein seine Mutter sprach nun zu ihm, wie wenn sie hätte ahnen können, was ihr Sohn fühlte: „Schäme dich nicht, mein Sohn, über das Außerordentliche, das dir so eben begegnete; aber schäme dich über die Thaten, die du thatest, als uns das

verborgen war, was wir jetzt wissen, und das ich dir nicht verschweigen, sondern nur auf eine frohere Zeit versparen wollte. Wisse denn, Sohn meiner Seele, die Ohnmächtige, die hier in meinen Armen liegt, ist deine wahrhafte Gattin, und ich nenne sie wahrhaft, weil wir Eltern sie für dich auserlesen haben, denn jenes Gemälde war falsch."

Als Rodolfo dies hörte, näherte er sich, von den Gluthen der Liebe getrieben, indem er bei dem Namen eines Gatten Alles, was die Umgebung von abgemessenem Betragen verlangen konnte, auf die Seite setzend, dem Gesichte Leocadiens, legte seinen Mund auf den ihrigen, als erwartete er, ihre Seele sollte in ihn übergehen. Als aber die Thränen und die Zeichen der Trauer immer stärker wurden und die Ausrufungen des Schmerzes sich vermehrten, als die Eltern Leocadiens sich die Haare zerrauften und das laute Weinen ihres Sohnes zum Himmel drang, kam sie wieder zu sich, und mit diesem Augenblick kehrte in den Herzen der Umstehenden wieder die Freude und Zufriedenheit ein, so aus ihnen gewichen war. Leocadia fand sich in den Armen Rodolfo's und wollte mit sittiger Gewalt sich aus ihnen befreien. Aber er sprach zu ihr: „Nein, Fräulein, so soll es nicht seyn, es ist nicht gut, daß Ihr Euch Mühe gebt, Euch aus den Armen Dessen loszuringen, in dessen Seele Euer Bild wohnt." Bei diesen Worten kam nach und nach Leocadia gänzlich zu sich, und Doña Estefania verließ ihren früheren Plan und sagte dem Geistlichen, er möge ihren Sohn sogleich mit Leocadia trauen. Dieser aber that es augenblicklich, denn da die Geschichte in einer Zeit vorfiel, in welcher bloß der Willen der beiden zu Verlobenden nöthig war, ohne die heiligen und gerechten Maßregeln der Vorsicht, die gegenwärtig Brauch sind, nahm er keinen Anstand, die

Trauung zu vollziehen. Nachdem dies geschehen war, so war die Freude aller Gegenwärtigen so groß, daß ich einer andern zarteren Feder und einem andern schärferen Verstand es überlasse, die Umarmungen Rodolfo's und der Eltern Leocadiens zu beschreiben, den Dank zu schildern, den sie dem Himmel und den Eltern ihres Schwiegersohnes zollten und die gegenseitigen Versprechungen, sowie das Staunen der Genossen Rodolfo's auszumalen, die so plötzlich und am Abende ihrer Ankunft Zeugen einer so schönen Verbindung waren; um so mehr, als sie von Doña Estefania, die den ganzen Hergang vor Allen erzählte, erfuhren, Leocadia sey jenes Mädchen, welches in ihrer Gesellschaft Rodolfo geraubt hätte. Nicht weniger erstaunt darüber war dieser selbst. Um sich aber von dieser Wahrheit völlig zu überzeugen, bat er Leocadien, sie möchte ihm ein Zeichen geben, wodurch er dies Alles, an dessen Wahrheit er zwar nicht zweifle, weil seine Eltern sie bestätigt hätten, vollkommen klar sehe. Sie antwortete: „Als ich aus jener Ohnmacht erwachte, fand ich mich, o Herr, in Euren Armen und entehrt; allein ich halte dieses Unglück für versöhnt, weil ich aus der Ohnmacht, die mich so eben befallen hatte, als ich zu mir selbst kam, mich in den Armen desselben fand, als geehrt. Genügt Euch dieses Zeichen nicht, so mag auch dieses Crucifix die Wahrheit erhärten, das Euch Niemand entwenden konnte, außer mir; es ist dasselbe, das Ihr an jenem Morgen vermißt haben müßt, und das in den Händen meiner Herrin, Eurer Mutter, sich befindet." — „Ihr seyd die Herrin meiner Seele," erwiderte Rodolfo, „und werdet es, Geliebte, so lange seyn, als es Gott gefallen wird." Er umarmte sie von Neuem und von Neuem empfing das Paar die Segnungen und Glückwünsche der Eltern.

Nun setzte man sich zur Tafel, welche durch festliche

Musik, die man vorher bestellt hatte, verherrlicht wurde. Rodolfo sah sich selbst in dem Spiegel des Gesichtes seines Sohnes wieder. Die vier Großeltern vergossen Freudenthränen und im ganzen Hause war kein Winkel, in welchem nicht der Jubel, die Freude und die Zufriedenheit einkehrte. Obgleich die Nacht mit ihren leichten schwarzen Schwingen dahin flog, schien sie Don Rodolfo nicht mit Schwingen, sondern mit Krücken dahin zu gehen, so groß war sein Wunsch, sich mit der geliebten Gattin allein zu sehen. Endlich kam die ersehnte Stunde, denn nichts auf der Welt gibt es, das kein Ende hätte. Nun legten sich Alle zu Bette und das ganze Haus war in Stillschweigen begraben, in welchem sich aber die Wahrheit dieser Geschichte nicht begrub; denn dies hätten die zahlreichen Kinder und erlauchten Kindeskinder, die aus der Ehe der beiden glücklich Verheiratheten in Toledo entsprangen und noch leben, nicht geduldet. Viele Jahre lang lebten die Beiden glücklich und zufrieden und erlebten Kinder und Enkel; dies Alles aber geschah nach dem Rathschluß des Himmels und durch die Macht des Blutes, die in dem erhabenen und christlichen Großvater des kleinen Luis so stark erwachte, als dieser am Boden lag.

Der eifersüchtige Estremadurianer.

Vor nicht gar vielen Jahren ging ein Hidalgo aus einem Städtchen in der Provinz Estremadura. Er war der Sohn edler Eltern, und durchreiste, gleich andern verschwenderischen Leuten, den größten Theil Spaniens, Italiens und Flanderns, wo er seine Zeit und sein Vermögen verschleuderte. Nach langer Wanderung kam er, nachdem seine Eltern bereits gestorben und seine Gelder verpraßt waren, nach der großen Stadt Sevilla, wo sich ihm eine hinreichende Gelegenheit darbot, das Wenige, was ihm übrig blieb, vollends zu verzehren. Da er sich aber so ganz entblößt von Geld sah, und auch auf nicht viele Freunde zu zählen hatte, ergriff er das Mittel, an das sich viele zu Grunde gerichtete Leute in dieser Stadt zu halten pflegen, das heißt, er beschloß, nach Indien zu gehen, nach Indien, dem Schutzwinkel und Schild der Verzweifelten in Spanien, der Kirche aller betrügerischen Banqueroutiers, dem Geleitsbrief der Mörder, dem Deckmantel und Hinterhalt derjenigen Spieler, die man sicher und kunstgeübt nennt, der allgemeinen Lockspeise freier Weiber, kurz, ein Ort für Alle, wo die Meisten sich betrügen und nur Wenige sich helfen. Endlich kam die Zeit heran, wo eine Flotte nach Terrafirma absegeln sollte. Unser Hidalgo kam mit dem Admiral derselben überein, kaufte sich die

nöthigen Lebensmittel, richtete seine Schilfmatte und ließ sich in Cadiz einschiffen, von wo er Spanien seinen Segen gab. Die Flotte lichtete die Anker und zog unter allgemeinem Jubelgeschrei die Segel auf, die sich bald vom günstigen und sanften Wind schwellten, so daß nach wenigen Stunden sich den Seefahrern das Land entzog, und die Meereswogen, sowie die weiten Wasserebenen des großen Vaters der Gewässer, des Oceans, sich vor ihren Blicken ausbreiteten.

Unser Abenteurer wurde nachdenklich, denn vor seinem Gedächtnisse stieg das Andenken an die vielen und verschiedenartigen Gefahren auf, die er während seiner Wanderschaft durchgemacht hatte, und zugleich dachte er darüber nach, wie schlecht er mit seinem eigenen Leben in dieser ganzen Zeit gewirthschaftet hätte. Daher faßte er nun bei sich selbst den festen Entschluß, seine Lebensweise durchaus zu ändern, und das Vermögen, das ihm vielleicht Gott wieder geben würde, in ganz anderer Weise wieder umzutreiben; besonders aber sich klüger als bisher mit den Weibern zu benehmen. Die Flotte feierte Windstille, während in der Brust des Felipe de Carrizales dieser Sturm wüthete, denn dies ist der Name Dessen, der uns den Stoff zu dieser Erzählung geliefert hat. Der Wind begann aber bald wieder zu wehen, und nun mit solcher Gewalt die Schiffe vor sich herzutreiben, daß Niemand im Stande war, sich auf seinem Sessel zu halten, und dies war eine Gewalt, welche den Carrizales antrieb, seine eigenen Gedanken zu verlassen und nur an die Sorgen zu denken, welche die Reise darbot; diese aber war so glücklich, daß sie ohne Aufenthalt, noch widerwärtige Zufälle zu erleiden, in dem Hafen von Cartagena ankamen. Um Alles das, was nicht unmittelbar zu unserer Geschichte gehört, vollends abzuschließen, sage ich, daß Felipe, als er nach Indien abreiste,

ungefähr achtundvierzig Jahre alt war, und dort binnen zwanzig Jahren seiner Anwesenheit mit Hülfe seines Fleißes und Gewerbsinns mehr als hundertundfünfzigtausend vollwichtige Piaster erwarb.

Als er sich dort nun wieder reich und glücklich fand, ergriff ihn das natürliche Gefühl, welches in jeder Menschenbrust wohnt, sein Vaterland wieder sehen zu wollen; er ließ die großen Interessen, die sich ihm darboten, im Stich, verließ Peru, wo er ein so großes Vermögen zusammengescharrt hatte, nahm sein Geld in Gold- und Silberbarren mit sich, die er, um jeden schlimmen Zufall zu vermeiden, vorher stempeln und einregistriren ließ, und ging damit nach Spanien zurück. Er schiffte sich in San-Lukan aus, und kam eben so reich an Jahren, als an Reichthümern nach Sevilla, legte seine Gelder auf sichere Weise an, suchte seine Freunde auf, fand diese aber Alle todt, und obgleich er die sichere Kunde empfangen hatte, daß der Tod ihm keinen Verwandten zurückgelassen hätte, wollte er doch seine Vaterstadt besuchen. Als er arm und dürftig nach Indien gesegelt war, kämpften in seinem Innern vielerlei Gedanken, welche ihm mitten unter den Meereswogen keine Ruhe ließen; aber selbst jetzt bestürmten ihn, wo er sicher auf dem Lande war, Sorgen, die jedoch sehr verschiedener Natur waren. Konnte er früher nicht schlafen, weil er arm war, so ließ ihn jetzt sein Reichthum nicht mehr ruhen; denn der Reichthum ist für den, der es nicht versteht, ihn vernünftig zu besitzen, eine eben so schwere Last, als die Armuth für den, den sie immer niederdrückt. Der Besitz des Goldes bringt Sorgen mit, und Sorgen erzeugt der Mangel desselben; aber die Einen helfen sich von diesen Sorgen, indem sie eine mäßige Summe davon erwerben, und die Andern vergrößern ihre Sorgen, je mehr

sie davon erlangen. Carrizales betrachtete seine Barren, nicht, weil er geizig war, denn in den wenigen Jahren, in denen er Soldat gewesen, hatte er gelernt, freigebig zu seyn, sondern deßwegen, weil er nicht wußte, was er damit anfangen sollte; denn er sah ein, daß sie unfruchtbar seyen, wenn er sie aufhebe, und hätte er sie im Hause, so wären sie nichts als eine Lockspeise für die Habsüchtigen und ein Stachel und Sporn für die Diebe. Die Lust, das unruhige Geschäft eines Kaufmanns auszuüben, war in ihm erstorben, und wenn er an sein Alter dachte, so schien es ihm, er habe Geld genug, um ohne diese Schererei leben zu können. Daher wollte er in seine Heimath gehen, seine Habe auf Zinsen legen, und die Jahre seines Alters in Frieden und Ruhe zubringen, dabei aber Gott geben, was er könne, weil er der Welt mehr gegeben habe, als er hätte sollen. Auf der andern Seite machte er indessen die Betrachtung, daß sein Vaterland ein armseliger Landstrich voll bitterarmen Volkes war, und daß, wenn er dort hinginge, er sich allen den Unbequemlichkeiten aussetzte, mit denen arme Leute den Reichen belästigen, den sie für ihren Nachbarn halten, um so mehr, wenn sie keinen Andern haben, an den sie sich in ihrem Elende wenden können.

Er hegte jedoch den Wunsch, irgend Jemanden, wenn er seine Tage beschlossen hätte, seine Güter zu hinterlassen, und mit diesem Wunsch im Herzen fühlte er seiner Mannhaftigkeit den Puls, und diese erschien ihm noch stark genug, um das Joch der Ehe tragen zu können. Kaum war dieser Gedanke in ihm aufgestiegen, als ihn gleich hinterdrein eine große Furcht befiel, welche auf diese Idee dieselbe Wirkung hatte, wie ein starker Wind auf den Nebel, den er zerstreut und in die Lüfte verweht. Von Natur war er der eifersüchtigste

Mensch von der Welt, selbst ohne verheirathet zu seyn; daher ihm, wenn er nur daran dachte, wie es wäre, wenn er eine Frau hätte, sogleich Gedanken der Eifersucht aufstiegen, und er sich allen Verdacht, allen Zweifel, alle Pein der Eifersucht so lebhaft und stark vorstellte, und dadurch so im Ernste tief bekümmert wurde, daß er, wenn er Alles überlegte, endlich es für's Beste hielt, nicht zu heirathen.

Nachdem er diesen Entschluß fest gefaßt hatte, aber doch nicht darüber ganz im Reinen war, wie er den Rest seines Lebens zubringen sollte, fügte es das Schicksal, daß er eines Tages durch die Straße ging, die Augen aufschlug und an einem Fenster eine junge Dame bemerkte, die ungefähr dreizehn oder vierzehn Jahre alt zu seyn schien. Ihre Gesichtsbildung war so angenehm und so schön, daß der gute alte Carrizales sich dagegen nicht mehr zu vertheidigen im Stande war, und die Schwäche seiner vielen Jahre den wenigen Leonora's erlag; denn so hieß die schöne junge Dame. Ohne sich weiter aufzuhalten, fing er nun gleich eine ganze Menge von Gesprächen mit sich selbst an zu halten, die ungefähr so lauteten: „Dieses Mädchen ist schön, und so viel sich aus dem Hause, in dem sie wohnt, schließen läßt, muß sie nicht reich seyn; dabei ist sie jung; also kann ihre große Jugend bei mir keinen Verdacht erregen. Ich will sie heirathen, einsperren, sie nach meinem Willen erziehen, und so wird sie keinen andern Charakter bekommen, als den, welchen ich ihr einpräge. Ich bin keineswegs so alt, daß ich die Hoffnung aufgeben sollte, Kinder zu bekommen, die mich einst beerben; ob sie eine Mitgift hat oder nicht, kann mir gleichgültig seyn, weil mich der Himmel mit allem Nöthigen versehen hat. Reiche Leute brauchen, wenn sie heirathen, nicht auf Vermögen, sondern auf Vergnügen zu sehen, denn das

Vergnügen verlängert das Leben, und Mißvergnügen, sowie Nahrungssorge verkürzen und schmälern das Leben, wenn man verheirathet ist. Frisch zu! das Loos ist geworfen und diese ist es, die ich nun nach dem Rathschluß des Himmels haben soll.“ Solcherlei Selbstgespräche pflegte er nicht nur einmal, sondern hundertmal zu halten, und nach Verfluß einiger Tage sprach er mit Leonorens Eltern, von denen er erfahren hatte, daß sie, wenn gleich arm, doch von gutem Adel wären. Er sprach mit ihnen zuerst über seine Absichten im Allgemeinen, über die Würde seiner Persönlichkeit und sein Vermögen und bat sie endlich auf eine sehr verbindliche Weise, sie möchten ihm ihre Tochter zur Frau geben. Sie baten ihn um einige Frist, um sich über die Wahrheit seiner Aussage zu erkundigen, in welcher er selbst sich auch darüber Gewißheit verschaffen könnte, was sie ihm von ihrem Adel gesagt hätten. Man verabschiedete sich gegenseitig, suchte die gewünschten Erkundigungen einzuziehen, wodurch beide Theile von der Wahrheit ihrer gegenseitigen Versicherungen überzeugt wurden; endlich ward Leonora die Gemahlin des Carrizales, der ihr zwanzigtausend Dukaten zur Morgengabe schenkte; so sehr war das Herz des eifersüchtigen Alten entbrannt.

Kaum hatte er vor dem Traualtare das Jawort gegeben, als in seine Brust mit einem Schlage ein ganzes wildes Heer von Gedanken der Eifersucht einkehrte. Ohne irgend eine Ursache fing er an zu zittern und eine größere Sorgenlast als jemals in sich zu fühlen. Das erste Zeichen, wodurch sich sein eifersüchtiger Charakter kund gab, war, daß er durchaus nicht litt, daß irgend ein Schneider seiner Frau das Maaß nehmen sollte, obgleich er im Sinne hatte, ihr viele Kleider anzuschaffen. Daher schaute er sich nach irgend

einer andern Dame um, die an Statur und Körperbildung seiner Leonora möglichst ähnlich wäre, und fand auch wirklich ein armes Mädchen auf, nach dessen Maß er ein Kleid anfertigen ließ. Seine Frau probirte es an und fand es recht passend, daher ließ er ihr nach demselben Maß die übrigen Kleider machen, deren er so viele und so reiche verfertigen ließ, daß die Eltern der Neuvermählten sich für überglücklich hielten, einen so guten Schwiegersohn, der sie und ihre Tochter so ausgezeichnet unterstütze, bekommen zu haben. Die junge Frau war ganz entzückt, so viel Putz zu sehen; denn der, welchen sie ihr ganzes Leben lang besessen hatte, bestand in weiter nichts, als in einem kattunenen Oberrock und einem Spenzer von Tafft. Das zweite Zeichen von Eifersucht, das Felipe sehen ließ, war, daß er nicht mit seiner Frau leben wollte, ehe er ein besonderes Haus für sie gebaut hatte, das er auf folgende Weise einrichtete. Er kaufte in einer der schönsten Gegenden der Stadt ein Haus für zwölftausend Dukaten, an welchem ein großer Orangengarten nebst lebendigen Quellen war; nun ließ er alle Fenster, die auf die Straße gingen, vermauern und das ganze Haus durch ein Licht von oben erleuchten. An der Stelle des Portals, das auf die Straße führte, was man in Sevilla das Vorhaus nennt, ließ er einen Stall für ein Maulthier anlegen, über welchem ein Strohboden und eine Kammer gebaut wurde, wo der Wärter des Thieres wohnen sollte, der ein alter verschnittener Neger war. Die Mauern der Galerie auf dem Hause ließ er so sehr erhöhen, daß wer in das Haus trat, nur den Himmel über sich in gerader Linie emporschauend erblicken konnte, sonst aber nichts. An der Hausflur aber ließ er eine Drehlade anbringen, welche mit dem Hofe in Verbindung stand. Um sein Haus auszuschmücken,

kaufte er sodann sehr reiches Wirthschaftsgeräthe und prächtige Materialien aller Art, so daß man an den Tapeten, den Teppichen und überaus reichen Betthimmeln sehen konnte, er sey ein großer Herr. Zugleich kaufte er vier weiße Sklavinnen, die er mit glühenden Eisen auf der Stirne stempelte, und zwei Negersklavinnen, die erst kurz vorher aus Afrika gekommen waren. Sodann machte er einen Contract mit einem Speisewirth, nach welchem er ihm regelmäßige Mahlzeiten zu liefern hatte, mit der Bedingung, er dürfe weder in seinem Hause übernachten, noch weiter hinein gehen, als bis zur Drehlade, mittelst welcher er die Speisen abzuliefern habe.

Nachdem dies geschehen war, legte er einen Theil seines Vermögens auf Renten bei verschiedenen guten Häusern; einen andern Theil that er auf die Bank und einen dritten Theil behielt er für unvorhergesehene Fälle, die sich ereignen könnten, zurück. Zugleich verschaffte er sich einen Hauptschlüssel für das ganze Haus und versah sich mit allen Vorräthen, die man in gewissen Jahreszeiten einzukaufen und für das ganze Jahr aufzubewahren pflegt. Nachdem er nun auf diese Weise Alles eingerichtet und in Ordnung gebracht hatte, ging er in das Haus seiner Schwiegereltern und bat sie, ihm seine Frau auszuliefern, was sie mit nicht wenigen Thränen thaten; denn es kam ihnen vor, als ginge sie in ihr Grab. Die zarte Leonora wußte noch nicht, was sich indessen ereignet hatte, sie weinte aber gerührt mit ihren Eltern, bat sie um ihren Segen, nahm von ihnen Abschied und gelangte an der Hand ihres Eheherrn, umgeben von ihren Sklavinnen und Dienstmädchen, in das Haus. Nachdem Alle darin waren, hielt Carrizales seiner ganzen Hausgenossenschaft eine Rede, in welcher er ihnen auf das strengste die Bewachung Leonorens gebot, und ihnen besonders streng



VIII. Seite 108.

befahl, sie sollten Niemanden auf keine Weise und auf keinem Wege erlauben, über die zweite innere Thüre zu gehen, selbst nicht dem schwarzen Eunuchen. Am meisten aber befahl er, seine Leonora zu hüten und zu unterhalten, einer Dueña von großer Klugheit und sehr gesetztem Wesen, die er gleichsam zur Gouvernante seiner Frau außersehen hatte, deren Geschäft zugleich war, über Alles, was im Hause vorfiel, ein wachsames Auge zu haben, über die Sklavinnen und beiden andern Dienerinnen, die in demselben Alter wie Leonora waren, zu gebieten. Von gleichem Alter mit seiner Frau hatte er die Dienerinnen ausgewählt, damit sie um so besser sich mit ihnen unterhalten sollte. Dabei versprach er ihnen, er werde sie Alle auf eine Art behandeln und regaliren, daß sie ihre Einsperrung gar nicht empfinden sollten; an Festtagen sollten sie ohne Ausnahme in die Messe gehen, aber so früh, daß kaum die Morgenröthe sie sehen könnte. Die Dienstmädchen und Sklavinnen versprachen, Alles, was er ihnen befohlen habe, ohne Murren, mit Willfährigkeit und gutem Sinne zu thun. Die neue Frau zuckte die Achseln, senkte den Kopf und sagte, sie habe keinen andern Willen, als ihr Herr und Gemahl, dem sie immer gehorsam seyn wolle.

Nachdem der gute Alte diese Maßregeln getroffen und sich in sein Haus zurückgezogen hatte, begann er, so viel er konnte, die Früchte der Ehe zu genießen, an welchen Leonora, die in jeder Art von Genuß unerfahren war, weder besonderes Vergnügen, noch besonderes Mißfallen fand. Sie brachte ihre Zeit mit ihrer Dueña, ihren Mädchen und ihren Sklavinnen hin, welche, um sich besser zu unterhalten, tausend Leckereien erfanden, so daß wenige Tage vorbei gingen, als sie bereits eine Menge Leckerbissen erfunden

hatten, wo der Zucker und der Honig nicht gespart wurden. Alles, was sie dazu brauchten, hatten sie im größten Ueberfluß, worin ihnen ihr Herr, der darin sehr freigebig war, entgegen kam, indem er glaubte, daß er sie auf diese Weise wohl unterhalte und immer beschäftige, so daß sie nicht daran denken würden, ihre Gefangenschaft langweilig zu finden. Leonora, die in gleichem Alter mit ihren Mädchen war, spielte und unterhielt sich mit ihnen, als wäre sie ihres Gleichen, beschäftigte sich mit Puppen und andern Kindereien, ein Betragen, das ein Beweis für die Einfachheit ihres Charakters und die Zartheit ihres Alters war.

Dem Allen sah der eifersüchtige Gatte mit der größten Zufriedenheit zu; denn er bildete sich ein, nun die beste Lebensweise erfunden zu haben, die irgend möglich wäre, indem weder menschliche List, noch menschliche Bosheit auf irgend eine Weise seine Ruhe zu stören vermöchte. Daher dachte er an nichts Anderes, als seiner Frau Geschenke zu machen, und gab ihr zu wiederholten Malen die Versicherung, ihr Alles geben zu wollen, was ihr nur in den Sinn käme. An den Tagen, wo er die Messe besuchte, gingen sie, wie schon gesagt, zwischen Tag und Dunkel zur Kirche, wohin dann immer die Eltern seiner Frau kamen, die in seiner Gegenwart mit ihrer Tochter sprachen. Da beschenkte er sie immer aber so reichlich, daß sie, obgleich sie Mitleid mit ihrer Tochter hatten, weil sie so sehr eingezogen leben mußte, sich durch die vielen Geschenke, so ihnen ihr freigebiger Schwiegersohn Carrizales gab, beschwichtigen ließen.

Dieser hatte die Gewohnheit, Morgens sehr früh aufzustehen; alsdann wartete er auf seinen Haushofmeister, welchem er immer die Nacht vorher durch ein Billet, welches er auf die Drehlade legte, zu wissen gab, was er den

andern Tag bringen sollte. Sobald der Haushofmeister ankam, ging Carrizales gewöhnlich von Hause weg, und zwar meist zu Fuß, indem er die beiden Thüren, nämlich sowohl die, so auf die Straße ging, als die Mittelthüre des Hauses, sorgfältig verschloß und den Neger zwischen beiden Thüren Wache halten ließ. Er ging an seine Geschäfte, welche von keiner Bedeutung waren, und kam sehr bald, nachdem er diese besorgt hatte, wieder zurück. Nun schloß er sich ein und unterhielt sich damit, seiner Frau Artigkeiten zu erweisen und ihre Dienerinnen zu liebkosen, die ihn alle recht gern hatten, weil sie einfache und gutmüthige Mädchen waren und weil er gegen sie Alle sehr freigebig war. Auf diese Weise verging ein Jahr des Noviziates, in welchem sie sich an dieses Leben gewöhnten, das sie bis an das Ende ihrer Tage fortgeführt hätten, wenn nicht der listige Störer des menschlichen Geschlechtes es unterbrochen hätte, wie der Leser sogleich hören wird.

Nun möge mir Der, der sich für den Klügsten und Pfiffigsten hält, sagen, welche noch größere Vorsichtsmaßregeln der alte Felipe zu seiner Sicherheit hätte erfinden können, indem er selbst nicht zugab, daß ein männliches Thier sein Haus betrete? Die Ratten, welche dasselbe bewohnten, wurden durch keinen Kater verfolgt, die Hunde, welche es bewachten, waren nicht männlichen Geschlechts; jene waren Katzen, diese Hündinnen. Den Tag über dachte er auf seine Sicherheit, bei Nacht konnte er nicht schlafen; er war Schaarwache und Schildwache seines Hauses und der Argus des Gutes, das er so sehr liebte. Nie betrat ein Mann weder seine Schwelle, noch seine Hausflur; mit seinen Freunden sprach er nur auf der Straße; die Figuren, welche die Tapeten seiner Säle zierten, sowie die, welche seine

Gemälde enthielten, waren alle Weiber, und außer diesen gab es nur Blumen und Gebüsche darauf. Das ganze Haus roch nach Keuschheit, Eingezogenheit und Klugheit. Selbst die Erzählungen, welche seine Dienerinnen in langen Winternächten um das Kamin gelagert preisgaben, enthielten durchaus, indem er immer anwesend war, kein Wort, das üppig oder anstößig genannt werden könnte. Das Silber der weißen Haare des Alten war für die Augen Leonorens gleich einem Rocken von purem Golde; denn die erste Liebe prägt sich den Herzen der Mädchen ein, wie das Siegel dem Wachs. Sie dachte, daß Alles, was um sie geschehe, das Schicksal aller Neuvermählten sey, und die ängstliche Wache, so ihr Gemahl um sie hielt, erschien ihr als die klügste Vorsicht; dabei kam ihr nie in den Sinn, die Welt ihres Hauses zu verlassen, noch wünschte sie irgend etwas Anderes, als was ihr Gemahl haben wollte. Sie sah die Straßen nie, als an den Tagen, wo sie die Messe besuchte, und dies geschah so früh Morgens, daß sie nur beim Zurückkehren aus der Kirche genug Licht fand, um etwas zu sehen. In der That gibt es wohl kein Kloster in der Welt, das so gut verschlossen wurde; keine Klosterfrauen, welche eingezogener waren, noch goldene Aepfel, welche mit größerer Eifersucht bewacht wurden; allein bei alledem konnte Carrizales nicht verhüten noch verhindern, daß er in die Gefahr, welche er fürchtete, verfiel, oder doch wenigstens glaubte, er sey darein gefallen.

Es gibt in Sevilla eine Art müßiger und üppig lustiger Leute, welche man gewöhnlich Pflastertreter[1] heißt; diese Pflastertreter bestehen aus Bürgersöhnen jeder Art und besonders aus den Söhnen der reicheren Bürger. Sie

[1] Gente de barrio.

streifen umher, wohlgeschmückt und sehr gewandt im Sprechen; von ihrer Tracht und Lebensweise, ihrem Charakter und den Gesetzen, welche sie unter sich handhaben, könnte man viel sagen, was aber aus guten Gründen unterbleiben muß. Einer dieser Galanen nun, der unter ihnen Eisenfresser hieß, was einen Junggesellen in ihrer Sprache bedeutet (die Neuverheiratheten nennen sie Pflastertreter), dieser also betrachtete sich einmal das Haus des vorsichtigen und klugen Carrizales, und da er es immer verschlossen fand, kam ihn die Lust an, zu wissen, wer darin lebe; daher erkundigte er sich deßhalb so eifrig und auf so kluge Weise, daß er bald durch und durch von dem unterrichtet war, was er wissen wollte. Er erfuhr, von welchem Charakter der Alte sey, der so ein schönes Weib habe, das er auf diese und jene Weise verwahre. Alles dies entflammte in ihm den Wunsch, sey es durch List oder durch Gewalt, diese wohlbewachte Festung wo möglich zu erobern. Daher besprach er sich mit zwei Eisenfressern und einem Pflastertreter, die seine Freunde waren, seinen Plan in's Werk zu setzen, und für derlei Plane fehlte es nie an Rathschlägern und Helfern. Die Hauptschwierigkeit war, auf welche Weise man ein so schwieriges Unternehmen beginnen sollte, und schon viele Male hatten sie bald diesen, bald jenen Plan gefaßt, bis sie endlich mit dem folgenden übereinkamen.

Loaisa, so hieß der Eisenfresser, that, als ob er auf einige Tage die Stadt verließe, um sich den Augen seiner Freunde zu entziehen. Nachdem er dies ausgeführt hatte, zog er Beinkleider von reiner Leinwand und ein reines Hemd an; über diese Kleider aber zog er dermaßen heruntergekommene und durchgeflickte Kleider an, daß kein Bettler in der ganzen Stadt so erbärmliche hatte; einen Theil seines

Bartes rasirte er sich ab, verdeckte das eine Auge mit einem schwarzen Pflaster, verband sich das eine Bein, daß es unbeweglich wurde, ging auf zwei Krücken, so daß er sich in einen armen, gliederlahmen Menschen verwandelte und er einem von Natur Lahmen vollkommen gleich kam. In diesem Aufzuge kam er jede Nacht um die Stunde der Abendglocke an die Hausthüre des Carrizales, welche er bereits verschlossen fand, und hinter der der Neger, welcher Luis hieß, zwischen den beiden Thüren eingesperrt war. Nachdem Loaisa sich hier niedergesetzt hatte, zog er eine kleine Guitarre hervor, welche nicht wenig fettig und schmutzig war und an der einige Saiten fehlten. Loaisa verstand sich etwas auf Musik und begann nun einige lustige und heitere Sonette zu seinem Instrument zu singen, wobei er die Stimme veränderte, um nicht erkannt zu werden. Nun begann er nach Art der Gaukler einige Romanzen, die von Mauren und Maurinnen handelten, mit so viel Lieblichkeit zu singen, daß Alle, die durch die Straße gingen, still hielten, um ihm zuzuhören, und eine Menge Straßenjungen ihn umgaben, so lang er sang. Luis, der Neger, legte sein Ohr an die Thüre, um sich an der Musik des Eisenfressers zu ergötzen, ja er hätte einen Arm gegeben, wenn er die Thür hätte öffnen und ganz nach Lust hätte zuhören können, so sehr sind die Neger auf die Musik erpicht. Als Loaisa seine Zuhörer satt hatte, hörte er auf zu singen, steckte seine Guitarre bei, nahm seine Krücken und ging fort.

Vier- oder fünfmal brachte er also dem Neger ein Ständchen, das immer bloß für diesen gemünzt war, denn er dachte, daß wenn man dieses Haus einnehmen und unterminiren wolle, so müsse man beim Neger anfangen — ein Gedanke, mit dem es seine Richtigkeit hatte. Als er wie gewöhnlich



VIII. Seite 114.

eines Abends vor die Thüre kam und seine Guitarre zu stimmen anfing, bemerkte er, daß der Neger sich bereits auf die Lauer gestellt hatte, ging dann zur Thürangel hin und sprach mit leiser Stimme: „Wenn's möglich ist, Luis, gebt mir ein bischen Wasser, denn ich verschmachte vor Durst und kann nicht singen." — „Das ist unmöglich," sagte der Neger, „denn ich habe nicht den Schlüssel zu dieser Thüre, und es ist auch keine Oeffnung da, durch welche ich es Euch reichen könnte." — „Wer hat denn den Schlüssel?" fragte Loaisa. „Mein Herr," erwiderte der Neger, „welcher der eifersüchtigste Mensch von der Welt ist; und wenn er wüßte, daß ich nur hier mit Einem spreche, so könnte mir dies das Leben kosten. Aber wer seyd denn Ihr, der Ihr von mir Wasser verlangt?" — „Ich bin ein armer Teufel," antwortete Loaisa, „der ein lahmes Bein hat, und ich erhalte mein Leben dadurch, daß ich gute Leute um Gottes Willen um Almosen bitte; dabei lehre ich andern armen Leuten Guitarre spielen und maurische Lieder singen. Bereits kenne ich drei Negersklaven von Dreien aus dem Rathe der Vierundzwanzig,[1] welchen ich diese Lieder so gut gelehrt habe, daß sie sie bei jedem Tanz und in jeder Kneipe spielen und singen können, und wahrhaftig, sie haben mich dafür recht gut belohnt." — „Ich würde Euch noch besser dafür belohnen," erwiderte Luis, „wenn ich nur Lection nehmen könnte; allein dies ist nicht möglich, weil mein Herr, wenn er von Hause Morgens weggeht, die Hausthüre schließt, und eben so wenn er zurückkommt mich einsperrt, so daß ich zwischen zwei Thüren eingeschlossen bin." — „Bei Gott, Luis," erwiderte Loaisa, der bereits den Namen des Negers wußte,

[1] Mitglieder der Municipalität von Sevilla.

„wenn Ihr es auf irgend eine Weise einfädeln könntet, daß ich einige Nächte zu Euch käme, um Euch Lection zu geben, so solltet Ihr in Zeit von vierzehn Tagen so geschickt auf der Guitarre seyn, daß Ihr Euch, ohne zu erröthen, an jeder Straßenecke hören lassen könntet; denn Ihr müßt wissen, daß ich im Unterrichten eine außerordentliche Gabe besitze. Um so besser wird der Unterricht gehen, da ich mir habe sagen lassen, daß Ihr recht viel Geschick habt, und aus dem, was ich höre, kann ich urtheilen, daß Ihr sehr gut singen werdet; denn das Organ Eurer Stimme deutet auf einen schönen Discant." — „Ich singe nicht übel," erwiderte der Neger, „allein was nützt mir das, ich weiß keine einzige Weise, als vielleicht die des Sternes der Venus und die:

Auf dem grünen Anger;

auch wohl die, welche man so gewöhnlich singt und welche anfängt:

An des Fensters Eisenstäbe
Legt sie die betrübte Hand."

„Alles dies ist nichts als blauer Dunst," sagte Loaisa, „gegen die Lieder, welche ich Euch lehren könnte; denn ich weiß alle Lieder des Mohren Abindarraez, nebst denen von seiner Dame Jarifa, und allen denjenigen, welche von der Geschichte des grossen Sofi Tomunibeyo handeln; die Zarabande vom Götterreich, welche selbst die Portugiesen in Erstaunen setzt, und andere mehr. Dies Alles lehre ich Euch mit solcher Leichtigkeit und einer so geschickten Methode, daß, wenn Ihr Euch auch keine große Eile im Lernen gebt, Ihr in jeder Art von Guitarrenspiel, ehe Ihr drei oder vier Scheffel Salz gegessen habt, ein geläufiger und geschickter Musiker seyn sollt." Hierauf seufzte der Neger und sprach:

„Was nützt mir dies Alles, wenn ich nicht weiß, wie ich Euch in das Haus bringen soll!“ — „O da gibt es ein sehr gutes Mittel,“ erwiderte Loaisa, „macht, daß Ihr die Schlüssel Euers Herrn Euch verschafft; ich werde Euch Wachs geben, in welchem Ihr den Bart des Schlüssels so ausdrückt, daß man seine ganze Form erkennen kann; und aus Freundschaft für Euch will ich bei einem meiner Bekannten, der ein Schlosser ist, Euch die Schlüssel machen lassen. Dann kann ich bei Nacht zu Euch kommen und Euch besser unterrichten, als der Priester Johann in Indien; denn ich sehe wohl ein, es wäre sehr schade, wenn eine so schöne Stimme, wie die Eurige, verloren ginge, indem ihr die Begleitung der Guitarre fehlt. Ihr müßt wissen, Bruder Luis, daß die beste Stimme in der Welt ihren Werth verliert, wenn sie nicht mit irgend einem Instrumente begleitet wird; sey dies nun die Guitarre, das Clavier, die Orgel oder die Harfe. Dasjenige Instrument aber, das zu Eurer Stimme am besten paßt, ist die Guitarre, weil sie von allen dasjenige ist, das am leichtesten zu spielen ist und am wenigsten kostet.“ — „Das glaube ich gern,“ erwiderte der Neger; „allein es ist nicht möglich, weil die Schlüssel nie in meine Gewalt kommen, indem sie mein Herr nie aus den Händen läßt, der sie bei Tag in der Tasche und bei Nacht unter seinem Kopfkissen hat.“ — „So fangt etwas Anderes an, Luis,“ erwiderte Loaisa, „wenn Ihr anders noch Lust habt, ein tüchtiger Musiker zu werden; habt Ihr aber keine Lust mehr, so sehe ich nicht ein, warum ich mich langweilen soll, um Euch länger zu rathen.“ — „Was, ob ich Lust habe?“ erwiderte Luis, „meine Lust dazu ist so groß, daß ich Alles, was mich dahin führt, wenn es irgend möglich ist, thun werde, wenn ihr mir die gewisse Versicherung

gebt, daß ich ein Musiker werde.“ — „Ja wenn es so ist,“ erwiderte der Eisenfresser, „so will ich neben der Thüre zu Euch hinein kommen, Ihr müßt nur einigen Boden um den Angeln derselben wegräumen, ich werde Euch alsdann einen Hammer und eine Zange geben, mit der Ihr bei Nacht die Nägel des Angelbeschläges leicht losmachen könnt; mit derselben Leichtigkeit werden wir den Bandstreifen wieder befestigen, so daß kein Mensch sehen kann, daß er losgenagelt war. Sind wir nun mit einander da drinnen auf Euerm Strohboden, wo Ihr schlaft, so werde ich das, was ich im Sinne habe zu thun, so eilig ausrichten, daß Ihr bei weitem mehr erfahren werdet, als ich Euch gesagt habe, was sowohl mir zum Nutzen, als Euch zur Zufriedenheit gereichen wird. Was wir essen werden, darüber seyd nicht besorgt; ich werde für mehr als acht Tage Proviant für uns Beide mitbringen, denn ich habe Schüler und Freunde, die es mir an nichts fehlen lassen.“ — „Was das Essen betrifft, so fürchtet nichts; denn von der Ration, die mir mein Herr gibt, und dem Aufhub, den ich von den Sklavinnen bekomme, könnten noch zwei Andere bequem leben. Bringt nur den Hammer und die Zange, wovon Ihr sprecht, ich werde neben der Angel ein Loch machen, wodurch Ihr sie hereinstecken könnt, und es sogleich wieder zudecken, indem ich es mit Lehm verstopfe. Sollte mir auch bei der Losreißung des Angelbandes irgend ein zu heftiger Streich passiren, so müßte es nur ein Wunder oder ein besonderes Unglück seyn, wenn mein Herr es hörte, denn er schläft sehr weit von dieser Thüre entfernt.“ — „Nun bei der Gnade des Himmels,“ versetzte Loaisa, „in zwei Tagen von heute sollt Ihr die Sachen haben, Luis, und Alles, was sonst nöthig ist, um Euern kühnen Entschluß

auszuführen; hütet Euch aber, nichts Verschleimendes zu essen, denn dies schadet der Stimme außerordentlich und nützt Euch nichts." — „Nichts auf der Welt macht mich so heiser," erwiderte der Neger, „als der Wein, aber um alle Stimmen im Himmel und auf Erden möchte ich den doch nicht lassen." — „Davon ist ja gar nicht die Rede," sagte hierauf Loaisa, „und Gott möge verhüten, daß ich davon spreche; trinkt, Sohn Luis, trinkt, es wird Euch das von großem Nutzen seyn; denn niemals war der Wein, mit Maß genossen, die Ursache irgend eines Schadens." — „Ich trinke ihn auch mit Maß," antwortete der Neger, „denn ich habe meinen Krug, der genau eine Maß Wein hält; den füllen mir die Sklavinnen, ohne daß es mein Herr weiß; auch gibt mir der Haushofmeister heimlich eine Flasche, welche ebenfalls zwei Schoppen Wein enthält und dazu dient, den Inhalt des Kruges zu würzen." — „In der That," sagte Loaisa, „das ist ein Leben, das mir zu gefallen scheint, denn immer ist ein trockner Rachen im Singen falsch und schlecht zum Lachen." — „Geht mit Gott," sprach darauf der Neger, „aber seht zu, daß Ihr mir doch jede Nacht vor der Thüre singt, bis Ihr mir die versprochenen Sachen bringen mögt; denn ich zernage mir aus Ungeduld die Finger, bis ich sie auf die Guitarre setzen lerne." — „Und wenn ich nun komme," erwiderte Loaisa, „und zwar mit neuen Liedern?" — „Ja darum bitte ich recht sehr," erwiderte Luis, „und geht aber auch jetzt nicht weg, ohne etwas zu singen, damit ich mich lieber zu Bette lege, und was die Bezahlung betrifft, so möge der arme Herr wissen, daß ich ihn besser bezahlen werde, als der Reichste." — „Ich sehe nicht so darauf," erwiderte Loaisa; „je nachdem ich Euch lehren werde, sollt Ihr mich bezahlen; für jetzt aber hört diesem Gesange

zu, und Ihr werdet Wunder zu hören glauben.“ — „Wohlan,“ erwiderte der Neger, „sey es so!“ worauf Loaisa eine Schelmenromanze sang, über die der Neger so zufrieden war, daß er an nichts mehr dachte, als wie die Thüre zu öffnen sey.

Kaum hatte Loaisa seinen Posten verlassen, als er mit größerer Leichtigkeit, als seine Krücken zu versprechen schienen, hinging, um seinen Rathschlägern über den guten Anfang seines Abenteuers zu berichten und sich mit ihnen über das glückliche Ende zu berathen, das er zu hoffen sich berechtigt glaubte. Er traf sie an und erzählte ihnen Alles, was mit dem Neger vorgegangen war, und gleich am nächsten Tage verschafften sie sich Instrumente, die auch jeden Nagel herausgezogen hätten, und wäre er wie ein Pfahl gewesen. Der Eisenfresser ermangelte nicht, dem Neger das versprochene Ständchen zu bringen, und eben so wenig ermangelte der Neger, die Oeffnung zu machen, um die Instrumente seines Lehrmeisters zu empfangen; er wußte aber die Oeffnung so verborgen anzulegen, daß Niemand, der nicht die Stelle mit den Augen des gegründetsten Verdachtes betrachtete, daran denken konnte, daß hier eine Oeffnung sey. Die Nacht darauf gab ihm Loaisa die Instrumente, und Luis, der nun seine Kraft anwandte, hatte mit leichter Mühe die Nägel ausgezogen und das eiserne Band, womit die Thüre befestigt war, in Händen. Nun machte er die Thüre auf und ließ seinen Meister und Orpheus herein, wunderte sich aber gewaltig, als er ihn so zerlumpt, mit steifem Fuße und zwei Krücken eintreten sah. Loaisa hatte das Pflaster nicht auf dem Auge, weil er es für unnöthig hielt; kaum war er eingetreten, als er seinen guten Schüler umarmte und auf den Mund küßte; alsdann gab er ihm

eine große Flasche Wein, eine Schachtel voll Latwerge und andere Süßigkeiten, so er in einem wohlgespickten Schnappsack bei sich führte. Gleich darauf warf er die Krücken weg und schnitt, als hätte er keinen bösen Fuß mehr, Capriolen, worüber sich der Neger noch mehr verwunderte. Loaisa klärte ihn aber bald auf mit den Worten: „Wißt, Bruder Luis, meine Hinfälligkeit und mein Hinken kommt nicht von Krankheit, sondern von List, wodurch ich mir meine Nahrung sichere, indem ich um Gottes Willen die Leute anflehe. Durch diese List und meine Musik gewinne ich mir das beste Leben von der Welt, in welcher alle diejenigen, die nichts von Trug und List wissen, Hungers sterben müssen. Dies Alles werdet Ihr im Verlaufe unsrer neuen Freundschaft einsehen."

„Wir wollen schon sehen," sagte darauf der Neger, „allein zuerst wollen wir dafür sorgen, diesen Kloben wieder an die rechte Stelle zu bringen, damit man keine Veränderung bemerke." — „Ganz recht," erwiderte Loaisa, wobei er aus seinem Schnappsack Nägel nahm und mit dem Andern den Kloben so befestigte, daß er so gut wie zuvor paßte, worüber sich der Neger sehr zufrieden zeigte. Loaisa ging nun in die Kammer des Negers, welche dieser auf dem Schober hatte, und machte es sich dort so bequem wie möglich. Hierauf zündete Luis seine Wachskerze an, Loaisa nahm seine Guitarre zur Hand, spielte leise und mit zarten Tönen darauf, wodurch er den armen Neger in ein solches Entzücken versetzte, daß dieser vor lauter Hören fast nicht mehr zu sich selbst kam. Nachdem er etwas gespielt hatte, zog er wieder etwas zum Essen hervor, und obgleich dies nur Süßigkeiten waren, zeigte sich Luis so tapfer bei der Flasche, daß ihn der Geist des Weines beinahe noch mehr

von Sinnen brachte, als der der Musik. Kaum war die Mahlzeit vorbei, als Loaisa den Luis aufforderte, nun Lection zu nehmen; allein der arme Neger, dessen Finger nicht mehr seinem Willen gehorchen wollten, vermochte keinen Griff zu finden, ob ihm gleich Loaisa versicherte, daß er wenigstens schon zwei Lieder vollkommen gelernt hätte. Zum Glück glaubte dies der Neger und brachte die Nacht damit zu, daß er auf der verstimmten und halb saitenlosen Guitarre herum griff. Den geringen Rest der Nacht brachten sie mit Schlafen zu. Gegen Morgens sechs Uhr kam Carrizales herunter, öffnete die Mittelthüre auf die Flur und die Hauptthüre auf die Straße und wartete auf den Speisemeister, der kurz darauf ankam, die Speisen auf die Drehlade legte und fortging. Sodann rief er dem Neger, daß er kommen solle, um seine Ration und die Gerste für das Maulthier in Empfang zu nehmen, worauf der alte Carrizales fortging und beide Thüren verschloß, ohne das zu bemerken, was die Nacht zuvor an derselben gearbeitet ward; und hierüber waren Lehrer und Schüler vollkommen zufrieden.

Kaum hatte der Herr das Haus verlassen, als sich der Neger auf die Guitarre stürzte, und dergestalt darauf herumkratzte, daß alle Dienerinnen des Hauses es hörten und ihn durch die Drehlade hindurch fragten: „Was soll das heißen, Luis, seit wann spielst du Guitarre, und wer hat sie dir gegeben?“ — „Wer mir sie gegeben hat?“ antwortete Luis, „der beste Musiker in der Welt, und Einer, der mir in sechs Tagen mehr als sechstausend Töne lehren wird.“ — „Und wo ist denn dieser Musiker?“ fragte die Dueña. „Er ist nicht weit von hier,“ antwortete der Neger, „und wenn ich so keck wäre, und nicht meinen Herrn fürchtete, so könnte

es wohl seyn, daß ich Euch ihn zeigen könnte, und auf Ehre, Ihr hättet eine Freude an ihm." — „Ei, so sag' mir doch," erwiderte die Dueña, „wo kann er denn da seyn, damit wir ihn sehen können; denn in dieses Haus kommt ja kein anderer Mann, außer unserm Herrn." — „Schon gut," sagte darauf der Neger, „ich will Euch weiter nichts davon sagen, bis Ihr seht, was ich kann, und was er mir in so kurzer Zeit, wie ich schon sagte, gelehrt hat." — „In der That," versetzte die Dueña, „wenn es nicht irgend ein Dämon ist, der dich lehren wird, so kann ich nicht begreifen, wer aus dir in so kurzer Zeit einen Musiker machen will." — „Geht," sagte der Neger, „Ihr werdet es schon einmal sehen und hören." — „Es kann ja gar nicht seyn," erwiderte eines der andern Mädchen; „denn wir haben ja keine Fenster, die auf die Straße gehen, um Etwas hören oder sehen zu können." — „Schon recht," sagte der Neger, „für Alles gibt es ein Mittel, außer für den Tod; und zumal, wenn ihr schweigen wollt, vorausgesetzt, daß ihr könnt." — „Und wie wir schweigen wollen, Bruder Luis!" sagte eine der Sklavinnen, „wir wollen besser schweigen, als wenn wir stumm wären; allein ich verspreche dir, guter Freund, daß ich für mein Leben gern eine gute Stimme höre, denn seitdem wir hier eingesperrt sind, haben wir nicht einmal die Spatzen pfeifen hören."

Diese ganze Unterhaltung hörte Loaisa zu seinem großen Vergnügen an; denn es kam ihm vor, als ob bei diesem Abenteuer Alles nach seinem Sinne ginge und als ob das Glück selbst ihn bei der Hand genommen habe, um ihn in den Mittelpunkt seiner Seligkeit zu führen. Die Mädchen gingen fort, nachdem ihnen der Neger versprochen hatte, daß er sie, ehe sie es dächten, mit einer wunderschönen

Stimme überraschen wolle; dieser aber ging voll Besorgniß, sein Herr möchte zurückkehren und ihn im Gespräche mit jenen ertappen, in seine Klause auf dem Schober zurück. Gerne hätte er nun Lection genommen, allein er wagte es nicht, bei Tage eine Saite zu berühren, weil sein Herr ihn hören könnte. Nach kurzer Zeit kam auch Carrizales nach Hause zurück, verschloß wie gewöhnlich die Thüren und sperrte sich in das Innere des Hauses ein. Als man aber dem Neger sein Essen durch die Drehlade herabreichte, sagte dieser einer Negerin, sie sollten diese Nacht, sobald der Herr zu Bette gegangen wäre, Alle an die Drehlade herunter kommen, um die versprochene Stimme zu hören, die ohne Zweifel dann sich hören lassen werde; und in der That war er mit vielen Bitten in seinen Lehrmeister gedrungen, ehe er dies Versprechen gab, er möchte diese Nacht vor der Drehlade singen und spielen, damit er das Versprechen erfüllen könne, das er den Mädchen gegeben habe, sie nämlich eine ausgezeichnete Stimme hören zu lassen; wobei er ihm versicherte, er werde von ihnen außerordentlich gut bewirthet werden. Der Lehrmeister ließ sich noch etliche Male um das bitten, was er so sehr wünschte; endlich aber versprach er, er wolle thun, was sein guter Schüler von ihm verlange, und zwar nur, um ihnen ein Vergnügen zu bereiten, ohne irgend etwas Weiteres von ihnen zu verlangen. Der Neger umarmte ihn und gab ihm einen Kuß auf die Wange, zum Zeichen, wie großes Vergnügen ihm die versprochene Gunst bereite. An diesem Tage aber versorgte er den Loaisa mit einer so guten Mahlzeit, wie er sie wohl nicht in seinem eigenen Hause gehabt hätte.

Endlich kam die Nacht, und gegen Mitternacht hörte man in der Drehlade ein Pst, Pst, woraus Luis bald

erkannte, daß die Dienerschaft des Hauses angekommen sey; er sagte dies seinem Lehrmeister, und Beide stiegen nun mit wohlbezogener und gutgestimmter Guitarre durch den Schober hinunter. Luis fragte, wie viele da wären, um zuzuhören? „Wir Alle sind es, außer unserer Herrin," war die Antwort, „welche bei ihrem Eheherrn schläft." Dies war dem Loaisa nicht angenehm; allein er hatte im Sinne, das angefangene Werk fest zu verfolgen, und fand daher für gut, den Wunsch seines Schülers zu erfüllen. Nun lockte er leise Töne aus der Guitarre hervor, indem er nur sanft mit den Fingern darüber strich, so daß der Neger sich hoch verwunderte und die Weiber gespannten Ohres seinem Gesange lauschten. Was soll ich aber von ihren Gefühlen sagen, als sie das berühmte Lied: Mich fliehen alle Freuden, hörten, und den dämonischen Rhythmus der Zarabande vernahmen, welche in Spanien damals noch neu war. Der Alten kam die Lust zu tanzen ein, daß sie hin und her trippelte; die Jungen versuchten Balletschritte, aber Alles dies in der größten Stille, indem sie Schildwachen ausstellten, die sie benachrichtigten, wann der alte Carrizales etwa aufwachen sollte. Hernach sang Loaisa Seguidillen, womit er dem Vergnügen derer, die ihm zuhörten, das Siegel aufdrückte. Nachdem das Saitenspiel aufgehört hatte, baten die Mädchen den Neger auf's inständigste, er möchte ihnen doch sagen, was das für ein wunderbarer Musiker wäre? Der Neger gab zur Antwort, es sey ein armer Bettler, aber der galanteste und artigste junge Mann, der unter der ganzen Bettlerschaft von Sevilla zu finden sey. Sie baten ihn, er möge dafür sorgen, daß sie ihn zu Gesichte bekämen, und er möchte ihn doch nicht vor vierzehn Tagen gehen lassen, sie wollten ihn recht gut versorgen, und ihm geben, so viel er nöthig hätte.

Darauf fragten sie ihn, auf welche Weise er ihn in's Haus gebracht hätte? Hierauf aber antwortete der Neger kein Wort; im Uebrigen rieth er ihnen, sie sollten in die Drehlade ein kleines Loch bohren, damit sie ihn sehen könnten; das Loch aber immer nachher mit Wachs wohl verstopfen. Wie er den Sänger im Hause aufbewahren wolle, das sey seine Sache. Auch Loaisa sprach mit ihnen, indem er auf so geschickte und artige Weise ihnen seine Dienste anbot, daß sie bald einsahen, daß das, was er sagte, wenigstens nicht aus einem armen bettelhaften Geist heraus kam. Sie baten ihn, er möchte die folgende Nacht sich an demselben Posten einfinden, sie wollten mit ihrer Herrin sprechen, daß diese auch herabkäme, um ihn zu hören; allein es wäre nur der böse Umstand zu bedenken, daß ihr Gemahl einen so sehr leichten Schlaf habe, was nicht Ursache seines Alters, sondern vielmehr seiner Eifersucht wäre. Hierauf sagte Loaisa: wenn sie Lust hätten, seinen Gesang zu hören, ohne Furcht, daß sie der Alte überrasche, so wollte er ihnen ein Pulver geben, welches sie ihm in den Wein werfen sollten, wodurch er in einen tiefen und ungewöhnlich langen Schlaf verfallen würde. „Jesus, Gott," rief eines der Mädchen, „wenn dies wahr wäre, welch ein Glück zöge nun in unsere Mauern ein, so unverdient, so unvorhergesehen! dies wären keine Schlafpulver für ihn, sondern Pulver des Lebens für uns Alle und besonders für unsere arme Herrin Leonore, seine Frau, die er weder bei Tag noch bei Nacht verläßt und keinen Moment aus den Augen verliert. Ach, Herr meiner Seele! bringt uns diese Pulver, und Gott möge Euch alles das Gute verleihen, was Ihr Euch wünscht. Geht, und zögert nicht, bringt sie uns, o Herr, und ich selbst erbiete mich dazu, das Pulver ihm in den Wein zu mischen, und

ihm diesen einzuschenken; möchte es dann Gott gefallen, daß der Alte drei Tage und drei Nächte lang schliefe, damit wir einmal glorreich festliche Zeit hätten." — „Wohl, ich will Euch dies Pulver bringen," sagte Loaisa, „und es ist der Art, daß es dem, der es nimmt, keinen weitern Schaden bringt, sondern bei ihm nur einen tiefen Schlaf hervorruft." Hierauf baten ihn Alle, er möge es ihnen so schnell wie möglich geben, und verabschiedeten sich, nachdem sie beschlossen hatten, die Nacht darauf mit einem Bohrer ein Loch in die Drehlade zu bohren, und zugleich ihre Herrin mitzubringen, damit diese Alles mit ansehen und mit anhören könne. Der Neger aber wollte, obgleich es nahe daran war, daß der Tag anbrach, seine Lection nehmen, die ihm auch Loaisa gab, und ihn dabei stets versicherte, so viel er auch Schüler gehabt habe, so habe er nie einen bessern gehört. Aber der arme Neger lernte weder damals, noch sonst in seinem Leben auch nur einen D-Griff.

Loaisa's Freunde trugen Sorge, jede Nacht an der Hausthüre zu horchen, um nachzusehen, ob ihr Freund ihnen nichts zu sagen oder nichts zu befehlen habe. An dem verabredeten Zeichen erkannte nun Loaisa, daß diese vor der Thüre waren, und erzählte ihnen durch das Loch bei der Thürangel mit kurzen Worten den bisher glücklichen Erfolg seines Abenteuers, wobei er sie dringend bat, ihm ein Mittel zu verschaffen, das den alten Carrizales in tiefen Schlaf brächte; denn er habe von gewissen Pulvern gehört, welche die verlangte Wirkung haben sollten. Sie sagten ihm, sie hätten unter ihrer näheren Bekanntschaft einen Arzt, der ihnen das beste Mittel dieser Art gerne geben würde, wenn es eines dergleichen gebe. Nun feuerten sie ihn noch an, sein Vorhaben tüchtig zu verfolgen, versprachen ihm die nächste Nacht

so vorsichtig als möglich wieder zu kommen und gingen rasch weiter.

Die Nacht kam heran, und die Taubenschaar folgte den Lockungen der Guitarre. Mit den Mädchen kam die einfache Leonora, in Angst und Schrecken, ihr Gemahl möchte aufwachen. Aber trotz dieser Furcht, die sie sicher abgehalten hätte, zu kommen, hatte sie sich zu diesem Schritte entschlossen; denn ihre Dienerin, und besonders die Dueña, sagten ihr von der Lieblichkeit der Musik und der Schönheit des armen Musikers so viele Dinge, und schätzten ihn, ohne ihn gesehen zu haben, mit so glühenden Worten höher, als Absalon und Orpheus, daß die arme Frau, durch ihre Ueberredungen bestochen, eine That beging, die früher nie in ihrem Willen gelegen war. Das Erste, was sie thaten, war, daß sie in die Drehlade ein Loch bohrten, um den Musiker sehen zu können, welcher aber nicht in Bettlerkleidung war, sondern weite Hosen von fahlem Tafft, ganz nach dem Schnitt der Seeleute, nebst einem Wamms von demselben Zeug mit kleinen goldenen Tressen und einer Mütze von Rasch in derselben Farbe anhatte. Um den Hals trug er eine aufgesteifte Halskrause mit großen Maschen und reichen Spitzen. Diesen ganzen Anzug hatte er in seinem Schnappsack mitgebracht, weil er dachte, es werde sich eine Gelegenheit zeigen, wo es ihm gut käme, wenn er die Kleider wechseln könnte. Er war jung, schön gestaltet und von angenehmen Zügen; und da es lange her war, daß die Mädchen keinen andern Mann gesehen hatten, als ihren alten Herrn, so glaubten sie einen Engel zu erblicken. Eine nach der Andern ging an das Bohrloch, um ihn zu betrachten, und der Neger beleuchtete ihn vom Wirbel bis zur Zehe mit einer Wachskerze, damit sie ihn besser sehen könnten; und

nachdem Alle, selbst die Negerinnen, ihn gesehen hatten, nahm Loaisa die Guitarre und sang in dieser Nacht so außerordentlich lieblich, daß Alle, sowohl die Alte, wie die Jungen, höchst erstaunt darüber unaufhörlich lauschten und mit ihren Ohren die Töne einzusaugen schienen. Nun baten Alle den Neger, er möchte dafür sorgen, daß sein Musiklehrer zu ihnen hereinkommen könnte, damit sie ihn besser betrachten und in der Nähe zu hören vermöchten, und nicht so bloß auf der Lauer durch das Bohrloch; zugleich aber ohne Besorgniß, in jedem Augenblick von ihrem Herrn ertappt zu werden, der sie leicht überraschen und auf der That antreffen könnte, was sicher nicht der Fall seyn sollte, wenn sie ihn im Innern des Hauses verborgen hätten.

Diesem widersetzte sich Leonora mit dem größten Eifer, indem sie sprach: dies ließe sich auf keine Weise thun, er dürfe um keinen Preis herein gehen; denn dies sey durchaus gegen ihr Gewissen; von hier aus könne man ja den Musiker ganz sicher hören und sehen, ohne daß ihre Ehre in Gefahr käme. „Was Ehre!" sagte darauf die Dueña, „der König hat Ehre genug, und so viel, daß er Ehrenstellen vertheilt; wir aber wollen uns ergötzen, so viel wir können, um so mehr, als dieser Herr so ehrenvoll aussieht, daß er nichts Anderes von uns begehren wird, als wir von ihm begehren; Eure Gnaden kann sich dabei immerhin mit ihrem Methusalem einsperren." — „Meine Damen," sagte darauf Loaisa, „ich bin nur hieher gekommen, um mit meinem Leben und mit meiner Seele den gnädigen Damen zu dienen; denn eure unerhörte Gefangenschaft hat mir im Herzen weh gethan, weil man bei einer so eingeschlossenen Lebensweise jeden Lebensgenuß verliert. Beim Leben meines Vaters, ich bin ein so aufrichtiger Mann, und habe einen so guten, zahmen,

sanftmüthigen und gehorsamen Charakter, daß ich auf keine Weise etwas Anderes thun werde, als was man mir befiehlt. Wenn zum Beispiel Eure Gnaden mir sagen würde: Meister, setzt Euch hier, spazirt hier auf und ab, geht dahin, geht dorthin, so werde ich es so thun, wie der zahmste und unterrichtetste Hund, der dem König von Frankreich aufwartet." — „Ja, wenn es sich so verhält," sagte die unschuldige Leonora, „wie greifen wir es denn an, daß wir den Herrn Musikmeister hier hereinbringen?" — „Gut," erwiderte Loaisa, „Eure Gnaden mögen nur dafür sorgen, den Schlüssel dieser Mittelthüre in Wachs auszudrücken, und ich will die nächste Nacht einen machen lassen, der uns zu unserm Zwecke dienen kann." — „Wenn wir diesen Schlüssel haben," bemerkte hiebei eines der Mädchen, „so haben wir die des ganzen Hauses; denn es ist der Hauptschlüssel." — „Um so besser," erwiderte Loaisa. „Dies ist wahr," sprach Leonora; „allein zuerst muß uns dieser Herr schwören, daß er, wenn er im Hause ist, nichts Anderes thun will, als singen und spielen, wenn wir es ihm befehlen, und daß er in dem Zimmer, das wir ihm anweisen wollen, sich einsperren lasse und sich dort ruhig verhalte." — „Ja, ich schwöre es," sagte Loaisa. „Dieser Schwur gilt nichts," versetzte Leonora; „denn Ihr müßt bei dem Leben Euers Vaters schwören, und Ihr müßt bei dem Kreuze schwören und es küssen, so daß wir Alle es sehen." — „Bei dem Leben meines Vaters schwöre ich," sagte hierauf Loaisa, „und bei diesem Zeichen des Kreuzes, das ich mit meinem unwürdigen Munde küsse." Hiebei schlug er mit zwei Fingern das Kreuz, und küßte sie dreimal. Nachdem dies geschehen war, sagte ein anderes der Mädchen: „Schaut zu, o Herr, daß Ihr nicht das Pulver vergeßt; denn dies ist das Factotum."

Damit endete die Unterredung dieser Nacht, und Alle waren sehr zufrieden mit ihrer Uebereinkunft. Das Schicksal, welches das Abenteuer Loaisa's mehr und mehr zu begünstigen schien, verfügte, daß zu jener Stunde — es war gerade zwei Uhr nach Mitternacht — seine Freunde auf der Straße waren und das verabredete Zeichen gaben, welches in einem Ruf auf dem Kindertrompetchen bestand. Loaisa sprach mit ihnen und gab ihnen Nachricht über den Termin, welchen er angesetzt hatte, und bat sie, ihm das Pulver oder ein anderes Mittel, das den Carrizales einschläfere, zu bringen, wie er sie bereits gebeten habe. Zugleich sagte er ihnen die Sache mit dem Hauptschlüssel. Sie versprachen, die nächste Nacht entweder ein Pulver oder eine Salbe zu bringen, welche letztere die Kraft hätte, einen tiefen Schlaf hervorzurufen, wenn man den Puls oder die Schläfe damit einreiben würde, und zwar so, daß der Gesalbte binnen zwei Tagen nicht aufwachen würde, wenn man nicht alle die Theile, die man bestrichen hätte, mit Essig abwüsche; was den Schlüssel betreffe, so sollte er ihnen nur einen Wachsabdruck verschaffen, dann wollten sie augenblicklich einen anfertigen lassen. Hierauf gingen sie fort, und Loaisa brachte den Rest der Nacht damit zu, daß er neben seinem Schüler einschlief und große Sehnsucht nach dem folgenden Abend empfand, um zu sehen, ob der versprochene Schlüsselabdruck gegeben würde. Obgleich die Zeit für den Hoffenden mit langsamen und trägen Schritten dahin schleicht, so geht sie doch mit derselben Schnelligkeit dem Ziele zu, das jene wünschen, und kennt weder Rast noch Ruhe.

Endlich kam die Nacht, und um die gewohnte Stunde versammelten sich alle Mädchen im Hause, so große als kleine, so schwarze als weiße, um die Drehlade; denn alle waren

äußerst begierig, von ihrem Serail aus den Herrn Musiker zu sehen. Leonora aber kam nicht, und als Loaisa nach ihr fragte, bekam er zur Antwort, sie schlafe bei ihrem Eheherrn, der die Thüre ihres Schlafgemachs verschlossen und, nachdem er sich mit ihr eingesperrt habe, nun den Schlüssel unter dem Kopfkissen in Sicherheit gebracht habe. Ihre Herrin habe ihnen aber gesagt, sie wolle, während der Alte schlafe, ihm den Hauptschlüssel nehmen und in Wachs ausdrücken, davon sie bereits eine schöne weiße Scheibe zu Handen habe, welche sie dann nach wenigen Augenblicken durch das Katzenloch Einer von ihnen geben werde. Loaisa wunderte sich sehr über die Klugheit des Alten, aber ließ deßhalb von seinem vorgefaßten Entschluß nicht ab. In diesem Augenblicke hörte er das Kindertrompetchen; er lief zur Hausthüre und fand dort seine Freunde, die ihm eine kleine Büchse voll Salbe hereinreichten, welche die bezeichnete Eigenschaft hatte. Loaisa nahm es in Empfang und sagte ihnen, sie möchten ein wenig warten, er wolle ihnen sogleich den Abdruck des Schlüssels geben. Nun ging er zur Drehlade zurück und sagte zu der Dueña, welche mehr als gewöhnlichen Eifer zeigte, um ihm den Eingang zu erleichtern, sie möchte zu Madame Leonora gehen und ihr die Salbe bringen, wobei er ihr die Eigenschaft derselben und den Gebrauch erklärte, mit der Weisung, Leonora solle ihren Gatten salben, ohne daß er es merke, und sie werde ein wahres Wunder sehen.

Die Dueña gehorchte und fand, als sie an das Katzenloch kam, Leonoren schon auf der Lauer; sie lag auf dem Boden ausgestreckt und steckte die Nase durch das Katzenloch. Als die Dueña ankam, legte sie sich auf dieselbe Weise zu Boden und flüsterte ihrer Herrin mit leiser Stimme in's Ohr, hier habe sie die Salbe, und auf diese und jene Weise

müsse man sie anwenden. Sie nahm die Salbe und gab der Dueña zur Antwort: sie habe auf keine Weise ihrem Ehegemahl den Schlüssel nehmen können, weil er ihn nicht wie gewöhnlich unter das Kopfkissen, sondern zwischen die beiden Matratzen, gerade unter der Mitte seines Leibes, versteckt habe; sie solle aber dem Musikmeister sagen, daß wenn die Salbe ihre Schuldigkeit thue, sie mit Leichtigkeit, so oft man es haben wolle, den Schlüssel nehmen könne, und so sey es ja nicht nöthig, daß man ihn in Wachs abdrücke. Hierauf empfahl sie ihr, schnell zurückzugehen, und sie selbst dachte, die Kraft der Salbe auf die Probe zu stellen, daher sie sogleich aufstand, um ihren Gatten damit einzureiben. Die Dueña ging hinunter, um dem Meister Loaisa diese Kunde zu bringen, und dieser verabschiedete seine Freunde, die noch immer auf den Abdruck des Schlüssels warteten.

Zitternd, mit leisen kleinen Schritten dahin schleichend, näherte sich Leonora mit fast verhaltenem Athem ihrem eifersüchtigen Gatten, und salbte ihm zuerst die Pulse und dann die Nasenlöcher. Als sie aber diese berührte, schien es ihr, daß er schauderte und den Kopf bewegte, was ihr eine tödtliche Furcht einjagte, indem sie sich schon auf der That ertappt glaubte. Endlich aber faßte sie sich Muth, und salbte ihm, so gut sie konnte, alle Stellen, die man ihr bezeichnet hatte, was denselben Effect zu haben schien, als ob man ihn für das Grab einbalsamirte. Es währte nicht lange, als die narkotische Salbe sichere Zeichen ihrer Wirksamkeit zu erkennen gab; denn der Alte begann so stark zu schnarchen, daß man hätte denken können, man höre ihn auf der Straße. Und dies war für die Ohren seiner Frau eine süßere Musik, als das Saitenspiel des Tonkünstlers für die ihres Negers. Indessen glaubte Leonora noch nicht ganz sicher an das, was

sie sah; daher näherte sie sich dem Alten, stieß ihn ein bischen an, dann noch einmal ein wenig stärker, und wiederholte dies zum dritten Mal wieder etwas stärker, um zu sehen, ob er aufwache. Endlich wagte sie es, ihn von einer Seite auf die andere zu legen, ohne daß er ein Zeichen gab, aufwachen zu wollen; als sie dies bemerkte, ging sie an das Katzenloch bei der Thüre und rief der Dueña, welche wieder außen wartete, mit so leiser Stimme wie vorher zu: „Gib mir ein Geschenk für die gute Nachricht, Schwester: Carrizales schläft tiefer als ein Todter.“ — „Was besinnst du dich noch, den Schlüssel zu nehmen?“ erwiderte die Dueña, „sieh doch, da drunten wartet der Musiker schon länger als eine Stunde auf Euch.“ — „Warte nur, Schwester,“ antwortete Leonora, „ich gehe gleich nach dem Schlüssel!“ Mit diesen Worten ging sie an das Bett zurück, steckte die Hand zwischen die beiden Matratzen und nahm den Schlüssel, ohne daß es der Alte gewahr wurde, mitten heraus. Als sie ihn hatte, machte sie vor Freuden einen Sprung in die Höhe, öffnete unverzüglich die Thüre und gab den Schlüssel der Dueña, die ihn mit der größten Freude der Welt empfing. Leonora befahl ihr nun, sie solle dem Musiker aufschließen und ihn nach der Galerie führen, indem sie nicht wage, ihn hier zu lassen, weil man doch nicht wisse, was vorfallen könnte; vor allen Dingen aber solle sie ihn von Neuem den Schwur leisten lassen, welchen er bereits geschworen habe, nämlich durchaus nichts Anderes zu thun, als was sie ihm befehlen würden; denn wenn er dies nicht von Neuem schwöre und bekräftige, so sollten sie ihm auf keine Weise aufmachen. „So soll es seyn,“ sagte die Dueña, „mein' Treu, er soll nicht hereinkommen, ehe er nicht schwört und noch einmal schwört, und das Kreuz sechsmal küßt.“ — „Du

brauchst ihm keine Taxe aufzulegen," versetzte Leonora, „er mag es küssen, so oft er will. Aber lasse ihn, ich sage es dir, bei dem Leben seiner Eltern schwören und bei Allem, was ihm heilig und theuer ist; denn nur dann können wir sicher seyn und können uns an seinem Gesang und Saitenspiel hinlänglich ergötzen; denn dies ist meiner Seele das süßeste Vergnügen. Geh' nun, und halte dich nicht länger auf, sonst bringen wir ja die Nacht mit Geschwätz zu."

Die gefällige Dueña schürzte ihren Rock auf und sprang mit unglaublicher Leichtigkeit nach der Drehlade, wo alle Hausgenossen in Erwartung standen; als sie aber den Schlüssel, welchen sie hatte, triumphirend empor hielt, war das Vergnügen Aller so groß, daß die Umringten ihr ein Lebehoch brachten. Als sie ihnen aber erklärte, es sey nicht nöthig, den Schlüssel nachzumachen, weil man, wenn der Alte gesalbt sey und schlafe, des Hausschlüssels sich bedienen könnte, so oft man wollte, da war die Freude allgemein. „Wohlan nun, Freundin!" rief eines der Mädchen, „öffne diese Thür, damit jener Herr hereingehen kann, denn er wartet schon lange, und er lasse uns alsdann eine Tanzmusik hören; eilt, denn jetzt ist's nicht mehr Zeit zuzusehen." — „Nur ruhig," versetzte die Dueña, „es ist freilich noch Etwas vorzusehen, wir müssen ihn denselben Schwur ablegen lassen, wie die vorige Nacht." — „Er ist so gut," sagte eine der Sklavinnen, „daß er alle Schwüre, welche wir haben wollen, leisten wird." Mit diesen Worten öffnete die Dueña die Thüre, und ließ sie halb offen stehen, sodann rief sie dem Loaisa, der durch das Loch der Drehlade Alles gehört hatte; er trat nun auf die Thüre hinzu und wollte sogleich hinein gehen, allein die Dueña hielt ihm die Hand auf die Brust und sagte: „Mein lieber gnädiger Herr, Ihr müßt wissen

und ich versichere Euch dies bei Gott und bei meinem Gewissen, Alle, die wir innerhalb der Mauern dieses Hauses verweilen, sind Jungfrauen, wie uns unsere Mütter auf die Welt gesetzt haben, meine Gebieterin allein ausgenommen; und obgleich ich vierzig Jahr alt aussehen muß, indem ich doch nicht volle dreißig habe, denn es fehlen zwei und ein halber Monat, so bin ich doch noch, Gott verzeih mir meine Sünden! Jungfrau. Seh ich zufälligerweise alt aus, so ist nichts gewisser, als daß Aerger, Arbeit, Verdrießlichkeit eine Null an die Jahre hinsetzen und sogar zwei, wenn es dem Schicksal gefällig ist. Da es sich aber nun so verhält, wie es ist, so wäre es doch nicht recht, wenn wir drei oder vier Gesangweisen mit einer so lange bewahrten Jungfrauschaft, wie sie sich hinter diesen Mauern befindet, bezahlen sollten, und Alle, selbst diese Negerin nicht ausgenommen, welche Guiomar heißt; daher müßt Ihr, liebherziger, gnädiger Herr, ehe Ihr unser Königreich betretet, auf die feierlichste Weise einen Schwur thun, daß Ihr nichts Anderes thun wollt, als was wir Euch befehlen. Wenn Euch aber das, was man von Euch bittet, zu viel scheint, so betrachtet, daß wir von unserer Seite weit mehr wagen; und kommt Euer Gnaden mit guter Absicht, so kann Euch der Schwur nicht wehe thun; denn einem guten Zahler thut sein Geld nicht weh." — „Das hat Dame Marialonso gut und noch einmal gut gesagt," sprach eine der Mädchen: „sie ist doch gar eine kluge Dame, und richtet die Sachen gerade ein, wie es sich schickt; ganz recht, will der Herr nicht schwören, so darf er nicht herein." Hierauf sagte die Negerin Guiomar, die nicht recht mit der Sprache fortkonnte: „Schwören meintwegen, so viel wollen, doch kommen mit alle Teufel in die. Leib; denn wenn auch schwören, hier seyn Alles vergessen." Loaisa hörte die Rede

der Doña Marialonso mit großer Ruhe an, und erwiderte ihr mit gewichtiger Würde und ernstvoller Miene: „In der That, meine lieben Schwestern und Gespielinnen, es war meine Absicht nie eine andere, noch wird sie je eine andere seyn, als die, Euch, so weit es meine Kräfte gestatten, zu erheitern und zu vergnügen; daher habe ich gegen den Schwur, den Ihr von mir verlangt, durchaus keinen Widerwillen. Indessen möchte ich bitten, daß Ihr meinen Worten einigen Glauben schenkt; denn wenn eine Persönlichkeit, wie ich bin, ihr Wort gibt, so ist es dasselbe, als wenn er einen vor Gericht garantirten Schuldbrief ausstellt; dabei kann ich den gnädigen Damen zum Troste sagen, es heißt bei mir: unter'm Brusttuch hat er Durst g'nug, und unter einem schlechten Mantel pflegt eine durstige Leber zu seyn. Allein damit Ihr Euch von meinen guten Absichten vollkommen überzeugt, so bin ich entschlossen, wie ein ächter katholischer Christ und ein ehrlicher Mann zu schwören: Ich schwöre also bei der höchsten, fürchterlichsten Macht, wo sie sich am heilichsten und größten zeigt, bei den Eingängen und Ausgängen des heiligen Berges Libanon, und bei allem Dem, was die Vorrede der wahrhaftigen Geschichte von Carl dem Großen enthält, bei dem Tode des Giganten Fierabras, niemals die Schranken des hier abgelegten Eidschwurs weder zu betreten noch zu übertreten, noch den Befehl der kleinsten und geringsten dieser Damen zu verletzen, bei Strafe, daß ich Alles, was ich hiegegen thue oder zu thun beginne, von nun an bis in Zukunft, und von der Zukunft an bis nun an, für ungeschehen, ungültig, null und nichtig zu erklären."

Loaisa war bis dahin mit seinem Schwur gekommen, als eines der beiden Mädchen, welches mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, mit lauter Stimme ausrief: „Mein Gott!

das ist ja ein Schwur, von dem sich die Steine erweichen möchten; ich will verdammt seyn, wenn ich leide, daß du weiter schwörst; denn mit diesem Schwure allein könntest du in die Höhle von Cabra eingehen!" Mit diesen Worten ergriff sie ihn bei den Beinkleidern und zog ihn herein; worauf ihn bald alle Uebrigen umringten. Sogleich ging eine hin, um ihrer Herrin die gute Nachricht anzusagen, welche noch immer bei ihrem schlafenden Gemahl Schildwache hielt. Als die Botin ihr meldete, der Musiker wäre bereits im Begriff, heraufzukommen, empfand sie zu gleicher Zeit Freude und Bangigkeit; daher fragte sie, ob er geschworen habe? Die Antwort war: „Ja, und zwar in der neuesten Schwurform, die ich in meinem ganzen Leben gehört habe." — „Gut, da er geschworen hat, so wollen wir ihn gern hier haben. Wie gescheit war ich doch, daß ich ihn habe schwören lassen!"

In diesem Augenblick kam der ganze Trupp an, in dessen Mitte der Musiker ging, welchem der Neger Luis und die Negerin Guiomar vorleuchtete. Als Loaisa Leonoren erblickte, wollte er sich ihr zu Füßen werfen und ihr die Hände küssen. Sie schwieg und gab ihm Zeichen, er möge aufstehen; alle Andern aber standen stumm um ihn und wagten nicht zu sprechen, indem sie fürchteten, ihr Herr könnte sie hören. Als Loaisa dies merkte, sagte er ihnen, sie könnten ohne Weiteres laut sprechen; denn die Salbe, mit welcher ihr Herr gesalbt sey, sey so wirksam, daß sie einen Menschen wie todt erscheinen lasse, ohne ihm das Leben zu rauben. „Das glaube ich gerne," sagte darauf Leonora; „denn wäre dies nicht der Fall, so hätte er wohl schon zwanzigmal aufwachen müssen; denn seine vielen körperlichen Zustände machen, daß er einen sehr leichten Schlaf hat, aber seit ich

ihn gesalbt habe, schnarcht er wie ein Pferd.“ — „Da es nun so ist,“ sagte die Dueña, „gehen wir nun in den Saal da vornen, wo wir diesen Herrn singen hören und uns erheitern können.“ — „Ja, wir wollen gehen,“ sprach Leonora, „aber Guiomar mag hier als Wache zurück bleiben, damit sie uns Nachricht gibt, wenn Carrizales aufwacht;“ worauf Guiomar erwiderte: „Ich schwarz Mädchen bleiben, weiß Mädchen gehen, Gott Allen verzeihen.“ Die Negerin blieb zurück, indeß die Andern sich in den Saal begaben, der mit reichen Teppichen ausgelegt war. Loaisa setzte sich in die Mitte, und die Damen umgaben ihn. Die gute Marialonso ergriff nun ein Licht und beleuchtete den wackern Musiker von Kopf bis zu Füßen. Da sagte die Eine: „Ach, was ist doch das für ein zierliches fein gekräuseltes Toupet!“ die Andere: „Was er doch für weiße Zähne hat, glänzender und weißer als geschälte Pinienkerne!“ eine Andere: „Welch große und schön geschlitzte Augen! bei dem Leben meiner Mutter, sie sind grün und sehen aus wie Smaragde!“ Diese lobte den Mund, Jene die Füße, und Alle miteinander zergliederten ihn also auf eine bis in's Kleine gehende Weise. Nur Leonora schwieg und betrachtete ihn, wo es ihr in jeder Minute vorkam, als wäre er bei weitem schöner, als ihr Gemahl.

Nun brachte die Dueña die Guitarre, welche der Neger heraufgebracht hatte, gab sie dem Loaisa mit der Bitte, eine der Romanzen, welche damals in Sevilla besonders Glück machten, zu singen und zu spielen, wobei sie um die bat, welche also anfing:

Mutter, liebe Mutter,
Hütet Ihr mich fein?

Loaisa erfüllte ihren Wunsch. Alle erhoben sich und fingen an, zu der Melodie zu tanzen; die Dueña, welche das Lied bereits kannte, sang es mit mehr Geschmack als Stimme mit; es hieß so:

Mutter, liebe Mutter,
Hütet Ihr mich fein?
Hüt' ich mich nicht selber,
Denkt Ihr: Bleib' ich? — nein!

Wißt, es steht geschrieben,
Und dies ist wahrhaft,
Die Gefangenschaft
Macht nur heißer lieben.

Doch von heißern Trieben
Glüht, wer ist in Ketten,
Drum, wollt Ihr mich retten,
Schließet nicht mich ein.

Hüt' ich mich nicht selber,
Denkt Ihr: Bleib' ich? — nein!

Wenn der eigne Willen
Sich nicht streng bewahrt,
Wird nicht Stolz noch Scham
Dein Gesetz erfüllen.

Und der Tod wird stillen
Mir die herbe Pein,
Wird nicht Lust mir quillen,
Die ich fühl' allein.

Hüt' ich mich nicht selber,
Denkt Ihr: Bleib' ich? — nein!

Wem die Liebe reichte
Ihren süßen Ring,
Geht als Schmetterling
Nach der blanken Leuchte;

Setzt Ihr mir auch Wachen,
Mehr als je genung,
Kann's wie Ihr nicht machen,
Denn ich bin noch jung.

Hüt' ich mich nicht selber,
Denkt Ihr: Bleib' ich? — nein!

Der Liebe Gewalt
Aus höherer Sphäre
Sie macht zur Chimäre
Die schönste Gestalt:

Den Busen durchwallt
Gluth, himmelentflammt;
Die Hand ist von Seide,
Der Fuß ist von Sammt! —

Hüt' ich mich nicht selber,
Denkt Ihr: Bleib' ich? — nein?

Kaum war der Tanz der jungen Mädchen und der Gesang unter Anführung der guten Dueña geendet, als Guiomar, die Schildwache, ganz verstört und mit Händen und Füßen um sich schlagend, als hätte sie die Epilepsie, mit rauher und leiser Stimme sprach: „Aufwacht, Herr, Madam, Madam, aufwacht Herr! ihr aufstehen, er kommen.

Wer je auf einem Felde einen Taubenschwarm sich unbekümmert von der Frucht, welche fremde Hände säten, äsen sah, und sah, wie sie dann bei dem gräßlichen Geräusch eines Flintenschusses sich voll Verwirrung in die Lüfte erheben und des Futters vergessend, erschreckt und bestürzt umherkreisen, der hat einen Begriff davon, welch einen Schrecken die unerwartete Nachricht, so Guiomar brachte, den verschlungenen Reihen der Tänzerinnen einjagte. Eine Jede dachte auf eine Entschuldigung für sich und Alle zusammen dachten auf ein Mittel, wie sie sich retten könnten; die Eine floh durch diese, die Andere durch jene Thüre hinaus, um sich in den Winkeln des Hauses zu verstecken. Den Musiker ließen sie allein; dieser legte die Guitarre weg, hörte auf zu singen und wußte vor Bestürzung nicht, was er thun sollte. Leonora rang ihre schönen Hände; Dame Marialonso gab sich selbst, wiewohl nicht allzu heftig, Ohrfeigen; kurz Alles war voll Bestürzung, Bangen und Verwirrung. Die Dueña, welche unter Allen die Listigste und Besonnenste war, rieth, den Loaisa in ihr Zimmer zu verstecken; sie selbst und ihre Herrin sollten in dem Saal bleiben und an Ausreden sollte es nicht fehlen, wenn sie Carrizales dort fände. Sogleich versteckte sich Loaisa und die Dueña horchte aufmerksam, ob ihr Herr komme oder nicht. Da sie aber keinen Lärm hörte, faßte sie Muth und schlich nach und nach und Schritt vor Schritt an das Schlafzimmer ihres Herrn, wo sie ihn wie zuvor schnarchen hörte; nun schürzte sie ihren Rock und lief so schnell sie konnte zu ihrer Herrin, einen Botenlohn wegen des Schlafes ihres Gemahls zu verlangen, den diese ihr recht gerne verlieh. Die gute Dueña war nun der Meinung, man müsse jetzt die günstige Constellation, die das Schicksal darböte, benützen, und

alles das Angenehme genießen, das die Anwesenheit des Musikers verspreche. Sie sagte daher zu Leonora, sie solle nur im Saal warten, und ließ sie allein, indem sie hinging, ihn zu suchen. Als sie in ihr Zimmer kam, wo er war, fand sie ihn eben so verwirrt als nachdenklich, in großer Erwartung, zu erfahren, was der alte Gesalbte mache; er verfluchte die schlechte Beschaffenheit der Salbe, verwünschte die Leichtgläubigkeit seiner Freunde und ihre Unklugheit, daß sie nicht zuerst an einem Andern den Versuch gemacht hätten, ehe das Mittel an Carrizales anzuwenden gewesen wäre.

Also fand ihn die Dueña und versicherte ihm, der Alte schlafe besser als je. Nun beruhigte er sich und hörte das viele verliebte Geschwätz der Marialonso an, wodurch er wieder in seiner alten schlimmen Absicht bestärkt wurde und den Plan faßte, aus der Dueña einen Angelhaken zu machen, um nach der Herrin zu fischen. Während diese Beiden mit einander schwatzten, kamen die übrigen Mädchen, welche sich in verschiedenen Theilen des Hauses versteckt hatten, die Eine daher, die Andere dorther, zum Vorschein, um zu sehen, ob es wahr wäre, daß Carrizales erwacht sey; als sie aber Alles in tiefer Stille begraben fanden, gingen sie nach dem Saale zurück, wo sie ihre Herrin verlassen hatten, von der sie nun auch erfuhren, daß ihr Gemahl schlafe. Nun fragten sie nach dem Musiker und der Dueña; die Frau sagte ihnen, wo sie wären, und alle die Mädchen gingen mit demselben Stillschweigen hin, um an der Thüre zu horchen, was zwischen den Beiden vorginge. Guiomar, die Negerin, fehlte dabei nicht; aber der Neger war nicht dabei, denn als er vernommen hatte, sein Herr sey aufgewacht, umarmte er seine Guitarre, floh hinunter und versteckte sich auf seinem Schober; dort hüllte er sich in die Decke seines armseligen

Bettes ein und schwitzte aus Angst was er nur schwitzen konnte, wobei er aber nicht aufhörte, auf den Saiten des Instrumentes zu klimpern; denn so sehr ritt ihn der Teufel mit seinem Hang zur Musik. Die Mädchen hörten indessen den Liebeserklärungen der Alten zu, und eine Jede gab ihr einen lieblichen Beinamen; keine Einzige nannte sie bloß die Alte, sondern setzte noch irgend ein zierendes Beiwort hinzu, wie zum Exempel: alte Hexe, alte Käskruste, alte lüsterne Schlampe, nebst noch vielen andern Ehrentiteln, die aus guten Gründen verschwiegen bleiben. Was aber am meisten Lachen erregt hätte, wenn man im Stande gewesen wäre, sie zu verstehen, waren die Ausdrücke der Negerin Guiomar, die, weil sie eine Portugiesin war und nicht recht mit der Sprache fortkommen konnte, sie mit außerordentlich komischen Ausdrücken schimpfte. Das Ende der Unterredung der beiden Eingeschlossenen war, daß Loaisa erklärte, sich der guten Marialonso auf Gnade und Ungnade zu übergeben, sobald sie ihm zuvor ihre Herrin in die Hände gespielt habe.

Die Dueña willigte nur schwer in das Begehren des Musikers ein, jedoch um den Preis, eine Gluth zu löschen, die ihr sowohl die Seele entflammte, als auch durch Mark und Knochen ihres Körpers brannte, versprach sie selbst das Unmöglichscheinende zu erfüllen. Sie ließ ihn in ihrem Zimmer und ging weg, um mit ihrer Herrin zu sprechen. Als sie aber ihre Thüre von allen Mädchen umringt sah, befahl sie diesen, sie sollten auf ihre Zimmer gehen, denn in der nächsten Nacht könne man erst mit weniger oder gar keiner Unterbrechung des Vergnügens der Musik froh werden; indem der Schreck dieser Nacht alle Freude zu Wasser gemacht habe. Alle sahen sehr gut ein, daß die Alte diesen Befehl nur gab, um allein zu seyn, wagten es aber nicht,



VIII Seite 145.

sich ihr zu widersetzen, weil die Weisung an Alle ergangen war. Die Mädchen gingen fort und sie lief nach dem Saale um Leonoren zu überreden, sich dem Willen des Loaisa zu ergeben, ein Vorschlag, den sie mit einer so wohl gesetzten und so ausführlichen Rede begleitete, daß es schien, als hätte sie zwei Tage lang darauf studirt. Sie lobte ihr sein artiges und tüchtiges Wesen, seinen Geist und seine Grazie über Alles; sie schilderte ihr, mit welch größerem Vergnügen die Umarmungen eines jungen Liebhabers verbunden seyen, gegen denen eines alten Mannes; sie versicherte, wie dieser heimliche Umgang ohne Aufsehen bestehen könnte, und sprach ihr eine Menge ähnlicher Dinge vor, die ihr der Satan mit so lebendigen Farben der Rede, mit so wirksamen und beweisenden Gründen auf die Zunge legte, daß sie nicht nur das weiche und wenig kluge Herz der einfachen und unvorsichtigen Leonora, sondern den härtesten Marmor erweicht hätte.

O Dueñen, die ihr geboren seyd, um die besten und tugendhaftesten Vorsätze in der Welt zu Grunde zu richten! O ihr langen und gesäumten Hauben, die ihr die Bestimmung bekommen habt, in den Sälen und Gemächern der ersten Damen zu gebieten, wie verkehrt wendet ihr euer so wichtiges Amt an! Kurz, die Dueña sprach so viel, die Dueña überredete so gut, daß Leonora sich ergab, Leonora sich betrog, Leonora sich zu Grunde richtete, indem sie alle Vorsichtsmaßregeln des klugen Carrizales, der den Todesschlaf seiner Ehre schlief, in einem Augenblick zu Boden warf. Marialonso nahm ihre Herrin bei der Hand und führte sie, deren Augen Thränen vergossen, fast gewaltsam nach der Kammer, wo Loaisa ihrer harrte, gab dem Paare ihren Segen und verließ sie mit einem teuflischen Lachen,

indem sie die Thüre hinter sich verschloß. Sodann legte sie sich auf den Fußteppich des Saales nieder, um zu schlafen, oder, es besser zu sagen, um ihres Lohnes zu warten. Allein die Ermüdung von dem Wachen der vergangenen Nächte siegte und sie schlief fest auf diesem ein.

Hätte in diesem Augenbick Einer nicht gewußt, daß Carrizales schliefe, so wäre es wohl gut gewesen, ihn zu fragen: Freund, wo sind nun deine klugen Vorsichtsmaßregeln? wo ist dein Argwohn? wo sind deine Rathschläge, von denen du so entzückt bist? wo die hohen Mauern deines Hauses, in welches nicht einmal der Schatten eines männlichen Wesens eingehen sollte? und die enge Drehlade? die dicken Mauern? die Fenster ohne Licht? die vollkommene Abgeschlossenheit? wozu ist dies Alles nun? Die große Morgengabe, die du Leonoren verliehen? die häufigen Geschenke, die du ihr gabst? die gute Behandlung ihrer Dienerinnen und ihrer Sklavinnen? und daß du in Allem, was ihnen wünschenswerth schien und was sie etwa nöthig haben konnten, ihnen auf das pünktlichste bereit warst, was nützt dir dies Alles? — Allein wie wir schon gesagt haben, man hätte ihn nicht fragen können, denn er schlief tiefer, als er hätte sollen; und hätte er es auch gehört und vielleicht geantwortet, er hätte keine bessere Antwort geben können, als die Achseln zucken, die Brauen runzeln und etwa sagen: „Um das Gebäude meiner Klugheit umzustürzen, war, ich sehe es ein, nichts nöthig, als ein lüsterner und lasterhafter junger Mann, eine falsche und boshafte Dueña und ein unkluges junges Weib, die dem Sturm der Bitten und Ueberredungen nicht widerstehen konnte.“ Möge Gott jeden Mann vor solchen Feinden bewahren, gegen die weder der Schild der Klugheit ein Vertheidigungsmittel, noch der

Degen der Weisheit eine Angriffswaffe ist. — Allein bei alle dem war Leonora's Beständigkeit doch noch so groß, daß sie in dem entscheidenden Augenblicke sich gegen die schändlichen Angriffe ihres listigen Ueberwältigers so wirksam vertheidigte, daß er nicht im Stande war, sie zu besiegen, er sich vergebens ermüdete, sie Siegerin blieb und am Ende Beide einschliefen.

In diesem Augenblicke gefiel es dem Himmel, daß Carrizales trotz der Salbe aufwachte. Nach seiner Gewohnheit durchtastete er das Bett nach allen Theilen, und da er seine geliebte Gemahlin nicht darin fand, sprang er von Schreck und Erstaunen ergriffen mit größerer Leichtigkeit und Entschlossenheit heraus, als man von einem Manne in seinem Alter erwarten sollte. Als er aber seine Frau nicht im Zimmer und dieses selbst geöffnet fand, als er entdeckte, daß ihm der Schlüssel, der zwischen den beiden Matratzen seyn sollte, fehlte, dachte er fast den Verstand zu verlieren. Jedoch faßte er bald etwas Muth, ging auf die Galerie und schlich sich leise Schritt vor Schritt, ohne daß Jemand ihn hörte, in den Saal, wo die Dueña schlief. Als er sie allein, ohne Leonora sah, ging er nach dem Zimmer der Dueña, öffnete so leise als möglich die Thüre und erblickte da eine Scene, die er sich nicht gedacht hätte; denn er sah etwas, worüber er sich eher blind gewünscht hätte, als daß er dies erblickte. Er sah Leonora in den Armen des Loaisa so tief schlafen, als ob auf sie und nicht auf den alten Eifersüchtigen die Salbe eingewirkt hätte. Bei diesem traurigen Anblick stockte dem Alten das Blut in den Adern, die Stimme versagte ihm, seine Arme fielen schlaff und ohnmächtig herab, so daß er einer Statue von kaltem Marmor ähnlich war; und obgleich der Zorn seine natürliche Wirkung

ausübte, indem er seine beinahe erloschenen Lebensgeister wieder aufregte, so war sein Schmerz doch so gewaltig, daß er nicht im Stande war, aufzuathmen. Ohne Zweifel hätte er eine diesem großen Schimpfe entsprechende Rache genommen, wenn er Waffen bei der Hand gehabt hätte, um dies auszuführen; daher entschloß er sich, nach seinem Zimmer umzukehren, um einen Degen zu holen und die Flecken seiner Ehre nicht nur mit dem Blute seiner beiden Feinde zu tilgen, sondern mit dem der ganzen Hausgenossenschaft. Mit diesem eben so ehrenvollen als angemessenen Entschluß kehrte er mit derselben vorsichtigen Stille, wie er gekommen war, nach seinem Zimmer zurück, wo ihm aber der Kummer und der Schmerz so sehr das Herz bedrückte, daß er, ohne etwas Anderes fähig zu seyn, ohnmächtig auf das Bett fiel.

Indessen kam der Tag heran und fand das ehebrecherische Paar noch in enger Umarmung verschlungen. Auch Marialonso erwachte nun und wollte hingehen, um auch ihren Theil davon zu tragen; als sie aber sah, daß es schon so früh am Tage war, dachte sie dies auf die kommende Nacht zu verschieben. Als Leonora erwachte und den Tag schon so hell herein scheinen sah, wurde sie bestürzt und verwünschte ihren Leichtsinn, sowie den der verfluchten Dueña. Beide gingen mit Schritten, welche die Furcht beflügelte, nach dem Zimmer des Carrizales, indem sie den Himmel im Herzen baten, er möchte sie ihn noch schnarchend finden lassen. Als sie ihn aber lautlos auf dem Bette liegen sahen, dachten sie, dies sey die Wirkung der Salbe, glaubten, er schlafe noch, und umarmten sich aus Freude über diesen Anblick. Leonora näherte sich nun ihrem Gatten, ergriff ihn beim Arme und kehrte ihn auf die andere Seite, um zu sehen, ob er aufwachen würde; sie hatte aber nicht nöthig, ihn, wie

die Vorschrift sagte, mit Essig zu waschen, denn Carrizales kehrte mit einem tiefen Seufzer aus seiner Ohnmacht zurück und rief mit halb erstickter und trauervoller Stimme aus: „Ich Unglücklicher, welch trauriges Loos hat mir das Schicksal beschieden!“ Leonora verstand die Worte, welche ihr Gemahl sagte, nicht recht; allein da sie sah, daß er wache und spreche, wunderte und ärgerte sie sich darüber, daß die Salbe nicht so lange wirksam gewesen sey, als man ihr gesagt hatte, trat zu ihm hin, legte ihre Wange an die seinige, hielt ihn innig in den Armen und sprach zu ihm: „Was ist Euch, lieber Herr, es scheint mir, Ihr klagt über etwas?“ Als der unglückliche Alte die Stimme seiner süßen Feindin hörte, riß er die Augen groß auf und stierte sie mit dem Ausdruck des Staunens und der Verwunderung an, mit angestrengten Blicken und ohne eine Wimper zu bewegen. Nachdem er sie so eine gute Weile angestarrt hatte, sprach er: „Macht mir das Vergnügen, Dame, sogleich, sogleich fortzuschicken, um in meinem Namen Eure Eltern holen zu lassen, denn ich fühle etwas in meinem Herzen, das ich mir nicht erklären kann, das mir aber große Pein verursacht, und ich fürchte, mein Leben werde bald ein Ende haben; daher wünschte ich, noch vor meinem Tode Eure Eltern zu sehen.“ Leonora zweifelte nicht an der Wahrheit dessen, was ihr Gemahl sagte; allein sie schob seinen Zustand auf die heftige Wirkung der Salbe, indem sie nicht wissen konnte, daß das, was er gesehen hatte, bei ihm diesen kritischen Augenblick herbeigeführt habe. Sie gab daher zur Antwort, sie wolle gleich thun, was er befehle, und schickte den Neger fort mit der Weisung, augenblicklich ihre Eltern zu rufen; sodann umarmte sie ihren Gatten und machte ihm mehr Schmeicheleien als jemals, indem sie mit so zärtlichen und

liebreichen Worten sich nach seinem Befinden erkundigte, als wäre er der Gegenstand, den sie auf der Welt am heißesten liebte.

Carrizales betrachtete sie immer mit dem starren Blick, der bereits beschrieben wurde; jedes Wort aber und jede Schmeichelei war für ihn ein Lanzenstich, der ihm durch die Seele ging. Bereits hatte die Dueña den Hausgenossen und dem Loaisa die Krankheit ihres Herrn gemeldet, indem sie ihnen versicherte, die Sache müsse von Bedeutung seyn, weil er vergessen habe, die Hausthüre zuschließen zu lassen, nachdem man den Neger nach den Eltern der Herrin geschickt hatte. Jedermann wunderte sich auch über diese Botschaft, weil die Eltern seit der Verheirathung ihrer Tochter nie in dieses Haus gekommen waren. Endlich erwarteten Alle gespannt und schweigsam, was geschehen sollte; Niemand aber kam auf den wahren Grund der Unpäßlichkeit des Herrn, der von Zeit zu Zeit so tief und schmerzvoll seufzte, daß es schien, als wolle er mit jedem Seufzer seine Seele aushauchen. Leonora weinte, weil sie ihn in diesem Zustande sah, und er lachte mit dem Lachen eines Wahnsinnigen, indem er die Falschheit dieser Thränen einsah. Mittlerweile kamen die Eltern der Leonora, deren Staunen nicht gering war, als sie die Thüre des Hauses und die der Hausflur offen und das ganze Haus in Stillschweigen begraben fanden. Sie gingen in das Zimmer ihres Schwiegersohns und fanden ihn in der beschriebenen Stellung: seine Augen starr auf die Gattin gerichtet, die er fest bei den Händen hielt, und Beide häufige Thränen vergießend; sie deßhalb, weil sie ihren Gatten weinen sah, und er deßhalb, weil er von der Falschheit ihrer Thränen überzeugt war. Als die Eltern eintraten, redete sie Carrizales mit

folgenden Worten an: „Setzt euch nieder, gnädige Eltern, alle Uebrigen mögen hinausgehen, ausgenommen Dame Marialonso.“ Sie thaten also, die Fünf blieben allein und nun begann Carrizales, ohne eines Andern Rede abzuwarten, mit unterdrückter Stimme und indem er sich die Augen auswischte, also zu sprechen: „Ich bin sicher, verehrte Eltern, daß es keiner Zeugen bedarf, euch eine Wahrheit glauben zu machen, so ich euch mittheilen will. Es muß euch wohl noch erinnerlich seyn, denn es ist nicht möglich, daß dies euerm Gedächtniß entfallen ist, mit welcher Liebe und welch guter Gesinnung ihr mir heute vor einem Jahr, einem Monat, fünf Tagen und neun Stunden eure geliebte Tochter zur rechtmäßigen Frau gegeben habt. Eben so müßt ihr noch wissen, mit welcher größtmöglichen Freigebigkeit ich sie ausgesteuert habe; denn die Morgengabe, so ich ihr verlieh, wäre hinreichend gewesen, drei Damen ihres Standes auszusteuern, und es hätten sich diese für reich geachtet; eben so müßt ihr euch noch der Sorgfalt erinnern, mit der ich sie auf eine Weise gekleidet und geschmückt habe, daß ihr kein weiterer Wunsch darin übrig bleiben konnte und ich nicht wußte, was ich ihr noch weiter anschaffen könnte. Endlich habt ihr, verehrte Eltern, nicht mehr und nicht weniger gesehen, als daß ich, getrieben von meinem natürlichen Charakter und das Uebel ahnend, an welchem ich ohne Zweifel sterben muß, wohl gewarnt durch eine lange Erfahrung, wie in der Welt die sonderbarsten und die verschiedensten Zufälle geschehen, dieses Kleinod, das ich auserwählte und ihr mir gabt, mit der größtmöglichsten Klugheit bewachen wollte. Ich baute hohe Mauern um dies Haus, ich ließ die Aussicht der Fenster auf die Straße unmöglich machen, verdoppelte die Thüren beim Eingang, brachte wie an einem

Kloster eine Drehlade an und verbannte beständig Alles, was nur den Namen oder den Schatten eines Mannes hätte. Ich gab meiner Frau Dienerinnen und Sklavinnen, welche sie bedienen sollten; ich verweigerte weder ihr, noch ihren Mädchen, um was sie mich baten; ich erhob sie zu meines Gleichen, theilte ihr meine geheimsten Gedanken mit und überließ ihr meine ganze Habe. Alles dies waren Thaten, welche, wenn man sie recht würdigte, wohl verdient hätten, daß ich ohne Störung dessen froh werden sollte, was mir so viel gekostet hatte, und daß sie selbst dafür hätte sorgen sollen, mir auch nicht zu einem Schatten von Eifersucht Gelegenheit zu geben. Allein da die Klugheit des Menschen der Züchtigung nicht entgehen kann, welche der Willen des Himmels für diejenigen aufbehalten hat, die nicht ihre Bestrebungen und Hoffnungen gänzlich auf ihn hefteten, so halte ich das für keine große Strafe, daß ich in den meinigen betrogen worden bin; denn ich selbst habe das Gift, welches mir das Leben rauben wird, bereitet. Ich sehe, ihr seyd erstaunt, ihr seyd unruhig, indem ihr der Worte lauscht, die aus meinem Munde gehen; daher will ich das lange Vorspiel dieser Rede damit endigen, daß ich euch mit einem Worte verkündige, was mir kaum möglich ist, mit tausend Worten zu sagen. Ich sage euch daher, verehrte Eltern, Alles, was ich euch gesagt und gethan habe, hat damit ein Ende genommen, daß ich diesen Morgen jenes Weib (und damit zeigte er auf seine Frau), das geboren ist, um meine Ruhe zu Grunde zu richten und das Ende meines Lebens herbeizuführen, in den Armen eines jungen Buhlen sah, welcher nun in dem Zimmer jener unheilbringenden Dueña eingeschlossen ist."

Kaum hatte Carrizales diese letzten Worte gesprochen,

als Leonora's Herz stockte und sie ohnmächtig auf die Knie ihres Gemahls fiel. Marialonso verlor die Farbe und auf die Wangen der Eltern der Leonora legte sich der Schreck dergestalt, daß sie nicht ein Wort hervorbringen konnten. Aber Carrizales fuhr fort also zu sprechen: „Die Rache, welche ich dieses Schimpfes wegen zu nehmen gedenke, ist eine andere und soll eine andere seyn, als die, welche man gewöhnlich nimmt; denn wie ich in dem, was ich zu meiner Vorsicht that, eigenthümlich war, so soll auch meine Rache eine ganz eigene seyn, und sie soll, da ich in dieser Sache der Schuldigste bin, auf mich fallen. Ich hätte bedenken sollen, wie schlecht die fünfzehn Jahre dieser Frau zu meinen fünfundsiebenzig Jahren passen; ich machte es wie der Seidenwurm, der sich selbst das Haus seines Todes baut; dir messe ich keine Schuld bei, du schlecht Berathene!" Mit diesen Worten beugte er sich nieder und küßte das Gesicht der ohnmächtigen Leonora. „Ich messe dir keine Schuld bei, ich sage es noch einmal, denn die Ueberredungskünste alter verschmitzten Dueñen und glühende Liebeserklärungen junger Männer besiegen und überwinden leicht die geringe Besonnenheit, welche die Begleiterin junger Jahre ist. Allein damit die ganze Welt den Werth und die Reinheit meiner Absichten erkenne, mit welchen ich dich gewählt habe, will ich in dieser letzten Stunde meines Lebens mich auf eine Weise betragen, daß ich der Welt, wenn nicht als Beispiel der Güte, doch als Beispiel einer nie erhörten und nie gesehenen Einfalt des Herzens dienen möge. Daher ist mein Wille, man lasse sogleich einen Notar kommen, um von Neuem mein Testament zu machen, in welchem ich die Morgengabe Leonorens verdoppele und sie selbst bitten werde, wenn die Tage meines Lebens zu Ende sind — und

es werden deren nur wenige seyn — ganz nach ihrem Willen zu handeln und sich, was sie alsdann ohne weitere Hindernisse thun kann, mit jenem jungen Manne zu vermählen, der dann nicht mehr nöthig hat, die grauen Haare dieses unglücklichen Greises zu beschimpfen; daraus aber möge sie erkennen, daß ich, der ich während meines Lebens nie davon abgewichen bin, wovon ich dachte, daß es ihrem Geschmacke zusage, im Tode noch dasselbe thue, und zugleich haben will, daß sie Alles mit dem theile, den sie so sehr lieben muß. Den Rest meiner Habe bestimme ich zu frommen Werken; euch aber, verehrte Eltern, werde ich so viel hinterlassen, daß ihr bis an das Ende eurer Tage anständig davon leben könnet. Sorget dafür, daß der Notar bald komme, denn mein Leiden drückt mir so schwer an's Herz, daß es mir bald meinen Lebensweg abschneiden wird." Nach diesen Worten befiel ihn eine schreckliche Ohnmacht, in welcher er so nahe bei Leonora niedersank, daß seine Wange an der ihrigen lag; ein trauriger und gräßlicher Anblick für die Eltern, welche so auf ihre geliebte Tochter und ihren geschätzten Eidam sehen mußten.

Die böse Dueña hatte nicht Lust, die Tadelreden abzuwarten, welche sie von den Eltern der Leonora zu empfangen dachte, daher entfernte sie sich aus dem Zimmer und ging zu Loaisa, dem sie Alles, was vorgegangen war, erzählte. Sie gab diesem den Rath, so schnell wie möglich sich aus dem Hause zu entfernen, wobei sie versprach, dafür zu sorgen, daß er Alles, was vorfiele, durch den Neger erfahren sollte, denn nun gebe es weder Thüren noch Schlösser, die ihn aufhielten. Loaisa wunderte sich über diese Nachrichten, nahm den Rath an, steckte sich wieder in seine Bettlerkleider und ging fort zu seinen Freunden, um ihnen von dem

außerordentlichen und unerhörten Erfolge seiner Liebesbewerbung Nachricht zu geben. Während die Beiden in Ohnmacht lagen, schickte Leonorens Vater nach einem Notar, der sein Freund war, und gerade zu der Zeit ankam, wo seine Tochter und sein Schwiegersohn wieder zu sich kamen. Carrizales machte nun auf die angegebene Weise sein Testament, ohne von dem Vergehen Leonorens etwas zu sagen, indem er sich nur darauf beschränkte, sie, im Falle er sterben würde, darum zu bitten, sie sollte sich mit dem jungen Mann vermählen. Als dies Leonora hörte, fiel sie vor ihrem Gemahl auf die Knie und sprach zu ihm, während das Herz ihr beinahe die Brust zersprengte: „Lebt, o lebt noch lange, mein Herr und mein ganzes Glück! und wenn Ihr mir auch nichts von Allem, was ich Euch sage, glauben wollt, so glaubt, ich bitte Euch, daß ich Euch nicht anders, als nur mit meinen Gedanken beleidigt habe.“ Sie begann nun, sich zu entschuldigen und die Sache ganz der Wahrheit gemäß zu erzählen, aber die Stimme versagte ihr und sie fiel wieder in Ohnmacht. Der bekümmerte Alte umarmte sie, wie sie in Ohnmacht lag; auch ihre Eltern umarmten sie und Alle weinten so bitterlich, daß selbst der Notar, welcher das Testament machte, durch ihre Thränen bewogen wurde, mitzuweinen. Carrizales hatte im Testament allen Dienerinnen des Hauses so viel bestimmt, daß sie davon leben konnten, und ließ die Sklavinnen und den Neger frei. Der falschen Marialonso aber ließ er nur ihren Lohn auszahlen. Der Schmerz bedrückte aber seine Seele so sehr, daß man nach sieben Tagen sein Leichenbegängniß feierte. Leonora war nun eine zwar reiche, aber traurige Wittwe. Zu der Zeit aber, wo Loaisa die Erfüllung dessen hoffte, was, wie er bereits wußte, Carrizales in seinem Testament

verordnet hatte, sah er, daß sie — und es war kaum eine Woche nach ihres Gatten Tode — in eines der strengsten Klöster der Stadt sich einkleiden ließ. Voll von Verdruß und Beschämung ging er daher nach Indien. Leonorens Eltern waren in tiefe Trauer versetzt, trösteten sich aber einigermaßen mit den Gütern, so ihnen ihr Schwiegersohn im Testament vermacht hatte. Die Dienerinnen trösteten sich auf dieselbe Weise, und die Sklavinnen sowie der Neger mit ihrer Freiheit. Die schändliche Dueña blieb in Armuth zurück und genoß die schlimme Frucht ihrer bösen Rathschläge. Ich selbst aber begnüge mich mit dem Gedanken, diese Geschichte zu Ende erzählt zu haben, welche als Beispiel und Warnungszeichen dienen soll, daß man sich auf Schlüssel, Thürme und Mauern nicht zu verlassen habe, indem der Wille stets frei ist; daß man eben so wenig jung aufblühenden Jahren zu vertrauen habe, wenn sie den Ermahnungen jener Dueñen in ihren weiten schwarzen Kleidern und ihren langen weißen Hauben ihr Ohr leihen. Nur das Einzige ist mir unerklärlich, warum sich Leonora nicht mehr Mühe gab, sich zu entschuldigen und ihrem eifersüchtigen Gatten erkennen zu geben, daß sie rein und schuldlos aus diesem Abenteuer hervorgegangen sey; allein die Verwirrung ihres Gemüthes fesselte ihre Zunge, und da ihr Gemahl so schnell starb, so hatte sie keine Zeit, um sich zu entschuldigen.

Die berühmte Scheuermagd.

Es ist nicht viele Jahre her, daß in Burgos, einer herrlichen und berühmten Stadt, zwei angesehene und reiche Edelleute lebten. Der Eine hieß Don Diego der Carriazo; der Andere Don Juan de Avendaño. Don Diego hatte einen Sohn, dem er seinen eigenen Namen gegeben hatte, und Don Juan hatte ebenfalls einen Sohn, den er Don Thomas de Avendaño hieß. Da diese beiden jungen Edelleute die Helden dieser Erzählung seyn werden, so nennen wir sie, um zu viele Wortanhäufung zu vermeiden, nur mit ihren Geschlechtsnamen, Carriazo und Avendaño. Carriazo mochte ungefähr dreizehn Jahre oder etwas darüber alt seyn, als er, ohne daß etwa schlechte Behandlung von Seiten seiner Eltern daran Schuld gewesen wäre, allein aus Antrieb einer schlingelhaften Neigung und bloß aus Sucht nach Vergnügen und übermüthiger Lust von seinem elterlichen Hause, wie sich die Jungen auszudrücken pflegten, fortschwänzte. Auf gut Glück ging er in die weite Welt hinein und hatte so großes Gefallen an dem freien Leben, daß er, trotz dem Strudel von Unbequemlichkeiten und Miserabilitäten, so dieses mit sich bringt, den Ueberfluß des väterlichen Hauses sich nicht mehr zurück wünschte. Das Wandern zu

Fuß ermüdete ihn nicht, Kälte schien ihm nicht unerträglich, Hitze fand er nicht drückend. Für ihn waren alle Jahreszeiten ein süßer milder Frühling; eine Tenne schien ihm ein so weiches Bett, als die besten Matratzen; mit eben so viel Vergnügen legte er sich in den Heuschober eines Bauernhauses nieder, als zwischen holländischen Lacken; kurz, er befand sich so gut bei dem Metier eines Landstreichers, daß er in der Fakultät des berühmten Alfarache den Katheder hätte besteigen können.[1]

In den drei Jahren, in welchen er sich nicht mehr in seinem Hause hatte sehen lassen, hatte er in Madrid das Knöcheln, in den Kneipen von Toledo das Trumpfschlagen, und auf den Spielbänken von Sevilla Pharao gelernt. Allein obgleich mit dieser Lebensweise Armuth und Ungemach verbunden ist, so zeigte Carriazo immer durch seine Thaten, daß er so edel sey wie ein Prinz, so daß man ihm auf Büchsenschußweite ansah, daß er aus einem guten Hause stamme; denn er war gegen seine Kameraden freigebig und edelmüthig; selten besuchte er die Kapellen des Bacchus und obgleich er Wein trank, so that er dies doch so mäßig, daß man ihn nie unter die Zahl Derjenigen zählen konnte, welche das Glück haben, einen Katzenjammer zu bekommen, Leute, deren Gesicht, wenn sie ein Bischen getrunken haben, aussieht, als wäre es mit Zinnober und Hausfarbe angestrichen. Kurz, in Carriazo sah die Welt einen tugendhaften, netten, wohlerzogenen und mehr als gewöhnlich geistvollen Landläufer; denn er hatte alle Rangstufen, die ein Landstreicher durchlaufen kann, durchgemacht, bis er in den Thunfischereien

[1] Alfarache ist der Held eines spanischen Romans, welcher heißt: Vida y aventuras del picaro Guzman de Alfarache, compuesto por el doctor Mateo Aleman.

von Zahara, wo das Finibusterrä der Landstreicherschaft und aller Taugenichtse ist, zum Großmeister erhoben wurde. O ihr Küchenschlingel, voll Schmutz und Spiegelglänzen von Fett und Schmeer! Ihr ärmlichen Lügner, ihr Lahmheit erheuchelnden Bettler, ihr beutelschneiderischen Schurken des Zodocover zu Toledo, des Hauptplatzes in Madrid! Ihr liebenswürdigen Bettler und Korbträger in Sevilla, ihr verdammten Handlanger der Ruffiane, mit all den unzähligen Haufen von den Gesellen, so man mit dem Namen Schlingel zu bezeichnen pflegt! schlagt eure Buden zusammen und streicht eure Segel und nennt euch nicht wahrhafte Schlingel, wenn ihr nicht wenigstens zwei Course in der Akademie der Thunfischerei durchgemacht habt! Dort, ja dort ist der Mittelpunkt eurer Thätigkeit, verbunden mit dem Faullenzerleben; dort ist die Unreinlichkeit eine Zierde, der Fettschmutz ein Spiegel, der Hunger der Lehrmeister der Gewandtheit, Sättigung ein Ueberfluß, das Laster ohne Maske, das Spiel den ganzen Tag offen, Zank und Streit jeden Augenblick zu finden, Todtschlag das Werk eines Augenblicks, Schimpfreden an der Tagesordnung, der Tanz wie auf der Hochzeit, die Seguidillen wie auf der Presse, die Romanzen ein ewiger Refrain, die Poesie ohne Handlung. Hier wird gesungen, dort geschworen, auf jener Seite sieht man Kampf, auf dieser Spiel und auf allen Seiten wird gestohlen; hier campirt die Freiheit und feiert die Arbeit; dorthin gehen oder schicken viele angesehene Väter, um ihre Söhne zu suchen, und finden sie auch; diese aber fühlen, wenn man sie diesem Leben entreißt, so großen Schmerz, als wenn man sie zum Tode führte.

Allein die ganze Süßigkeit dieses Treibens, das ich hier geschildert habe, enthält eine herbe Bitterkeit, wodurch

sie unschmackhaft wird, und diese besteht darin, daß man keine Nacht ruhig schlafen kann, aus Furcht, von Zahara nach der Barbarei übergeschifft zu werden. Daher ziehen sich die Fischer bei Nacht in einen Thurm in der Nähe des Meeres zurück, wo sie ihre Kundschafter und Schildwachen aufstellen und im Vertrauen auf die Wachsamkeit der Augen ihrer Genossen die ihrigen schließen. Dennoch aber geschieht es zuweilen, daß Kundschafter, Schildwachen, Hauptleute, Barken und Netze mit der ganzen Sippschaft, die sich hier aufhält, sich in Spanien zur Ruhe legt und in Tatuan den Morgen grauen sieht.

Allein keine Besorgniß dieser Art hielt unsern Carriazo ab, drei Sommer hinter einander dort hinzugehen und sich zu vergnügen. Den letzten Sommer war ihm das Glück so günstig, daß er mit den Karten in der Hand gegen siebenhundert Realen gewann; mit diesem Gelde beschloß er sich ordentlich zu kleiden und nach Burgos zurück zu gehen, um sich den Augen seiner Mutter wieder zu zeigen, die sich in seiner Abwesenheit fast blind geweint hatte. Er nahm daher von seinen Freunden, deren er viele und sehr anhängliche hatte, Abschied, mit dem Versprechen, den nächsten Sommer wieder bei ihnen zu seyn, wenn ihn nicht Krankheit oder gar der Tod daran hindern würde. Die Hälfte seiner Seele ließ er aber bei seiner Genossenschaft zurück, und seine höchsten Wünsche erblühten ihm auf jenen dürren Sandflächen, welche ihm frischer und grüner erschienen, als die elisäischen Felder. An Fußreisen war er bereits gewöhnt, daher nahm er frisch den Weg unter die Füße und lief auf Binsenschuhen von Zahara nach Valladolid, singend aus vollem Halse und frohen Muthes dahin. Dort blieb er vierzehn Tage lang, um seine Gesichtsfarbe, die etwas Mulattenartiges angenommen

hatte, möglichst der eines Flamänders ähnlich zu machen. Sein Landstreicherwesen glich einem schlechten Concepte, das er dadurch umzuschreiben suchte, daß er seine Lumpen wegwarf und schöne Kleider, eines Edelmanns würdig, anzog. Alles dies vollführte er mit der größten Bequemlichkeit, indem er noch fünfhundert Realen nach Valladolid gebracht hatte; hundert aber behielt er noch in der Tasche zurück, mit welchen er sich stolz und wohlzufrieden vor das Angesicht seiner Eltern stellte. Diese empfingen ihn mit der größten Freude, und alle Freunde und Verwandte kamen in's Haus, um seinem Vater Don Diego de Carriazo wegen der glücklichen Ankunft seines Sohnes zu gratuliren. Zu bemerken ist noch, daß der junge Don Diego auf seiner Wanderschaft seinen Namen Carriazo in den Urdiales verwandelt hatte und diesen Namen für diejenigen beibehielt, die seinen eigentlichen nicht wissen sollten.

Unter denen, welche gekommen waren, um den Neuangekommenen zu begrüßen, war auch Don Juan de Avendaño und sein Sohn Don Tomas, mit welch Letzterem Carriazo, weil sie Beide von gleichem Alter und Nachbarn waren, eine sehr genaue Freundschaft schloß und unterhielt. Carriazo erzählte seinen Eltern und allen den anwesenden Bekannten und Verwandten eine Menge abenteuerlicher und wohlausgesponnener Lügen über das, was ihm in den drei Jahren seiner Abwesenheit zugestoßen seyn sollte; er hütete sich aber wohl, auch nur mit dem leisesten Gedanken der Thunfischerei zu erwähnen, obgleich seine Gedanken immer dort waren, besonders als er sah, daß die Zeit, wo er seinen Freunden versprochen hatte, wieder zu kehren, herannahte. Da war weder die Jagd, womit ihn sein Vater zu beschäftigen suchte, noch waren die vielen sehr ehrbaren

und doch lustigen Bankette, die in dieser Stadt sehr gebräuchlich sind, fähig, seinen Geschmack zu reizen; ein jeder Zeitvertreib erregte ihm Langeweile, und die größten Festlichkeiten, so man ihm darbot, waren für ihn nichts gegen das Vergnügen der Thunfischerei. Sein Freund Avendaño sah ihn häufig denksam, träumerisch und melancholisch; daher wagte er es, im Vertrauen auf seine Freundschaft, ihn um die Ursache seines Benehmens zu fragen, entschlossen, ihn, wenn es nöthig wäre, mit seinem eigenen Leben zu heilen. Carriazo wollte sich ihm nicht verbergen, um nicht die große Freundschaft, so dieser für ihn hegte, zu beleidigen; daher erzählte er ihm Punkt für Punkt das Leben der Thunfischer und vertraute ihm, wie alle Traurigkeit und denksames Wesen nur aus dem Wunsch entspränge, wieder dahin zurück zu kehren. Er wußte dies so lebhaft zu schildern, daß Avendaño, nachdem er Alles gehört hatte, seine Neigung eher lobte, als tadelte. Das Ende der Unterredung war, daß Carriazo seinen Freund Avendaño dazu bestimmte, mit ihm zu gehen, um einen Sommer hindurch das glückliche Leben, so er ihm beschrieben hatte, mit zu genießen. Man kann sich denken, wie sehr Carriazo darüber erfreut war; denn er dachte, nun einen Genossen gewonnen zu haben, der seinen Hang zur Niedrigkeit durch seinen Antheil daran adelte.

Sie beschlossen, so viel Geld, als sie gemeinschaftlich auftreiben könnten, zusammen zu bringen, in welcher Beziehung sie es für das Beste hielten, Avendaño sollte nach Verfluß zweier Monate nach Salamanca gehen, wo er früher drei Jahre lang mit großem Eifer Griechisch und Lateinisch studirt hatte. In diesem Entschluß unterstützte ihn sein Vater selbst, welcher wünschte, daß er ferner die

Universität besuche, um sich einer bestimmten Fakultät zu widmen. Das Geld aber, welches er diesmal für seine Studien zu beziehen hatte, sollte zu dem angeführten Zwecke benützt werden. In dieser Zeit machte Carriazo ebenfalls seinem Vater den Vorschlag, ihn mit Avendaño nach Salamanca gehen zu lassen, um dort zu studiren. Hierüber war sein Vater so erfreut, daß er sogleich mit dem des jungen Avendaño darüber sprach, wovon die Folge die war, daß die beiden Alten beschlossen, ihre Söhne mit allem Nöthigen, was sie ihrem Range nach bedürfen würden, auszusteuern und in Salamanca einzuquartiren.

Der Tag der Abreise kam heran, die Junker erhielten ihre Gelder und wurden in Gesellschaft eines Hofmeisters fortgeschickt, der mehr Gutmüthigkeit als Verstand besaß. Die Väter ermangelten nicht, ihren Söhnen weise Vorschriften darüber zu geben, was sie auf der Universität zu treiben und wie sie sich den Vorschriften ihres Hofmeisters zu fügen hätten, um sowohl an Tugend als an Wissenschaft reich zu werden; denn Tugend und Wissenschaft seyen die Früchte, welche jeder Studirende von seinen Arbeiten und Nachtwachen ernten sollte, was besonders jungen Männern von guten Häusern anstände. Die Söhne zeigten Gehorsam und Unterwürfigkeit, die Mütter weinten, und Väter und Mütter gaben ihnen ihren Segen. Endlich traten sie auf ihren eigenen Maulthieren die Reise an, in Begleitung von zwei Bedienten und dem Hofmeister, welcher sich seit seiner Bestallung hatte den Bart wachsen lassen, um sich das Ansehen größerer Würde zu verleihen.

Als sie nach Valladolid kamen, sagten sie ihrem Hofmeister, sie wollten zwei Tage lang an diesem Orte verweilen, um sich dort umzuschauen; denn Keiner von ihnen habe je

diese Stadt gesehen, noch seyen sie in ihrem Leben dort gewesen. Der Hofmeister aber tadelte mit strengen und scharfen Verweisen diesen Aufenthalt, indem er den Beiden erklärte, ihr Studium erfordere so großen Eifer und daher die Reise auf die Universität so große Eile, daß sie nicht eine Stunde, viel weniger zwei Tage lang sich aufzuhalten hätten, um sich mit Kinderpossen abzugeben; ja es sey für ihn eine Gewissenssache, sie nicht einen Augenblick aufzuhalten; sodann rief er aus: „Schickt euch sogleich an, weiter zu reisen, wo nicht, so sollt ihr sehen!....."

So weit erstreckte sich die Beredsamkeit des Herrn Hofmeisters oder Major Domus, wie wir ihn nennen wollen. Die jungen Studenten aber hatten bereits ihr Erntefest und ihre Weihnachten abgehalten, denn sie hatten die vierhundert Goldgulden, welche der Hofmeister in der Cassa führte, schon längst gemaust, und sagten ihm, er möchte nur so gut seyn, sie einen einzigen Tag hier zu lassen, denn sie möchten nur die Fontaine von Argales sehen, von welcher aus das Wasser durch große und geräumige Aquaducte nach der Stadt geleitet würde. Der Hofmeister erlaubte ihnen dies, obgleich mit schwerem Herzen, denn er hätte gerne die Kosten dieses Nachtlagers erspart und wäre lieber am nämlichen Tage nach Valdeastillas gereist, indem er die achtzehn Stunden von Valdeastillas nach Salamanca alsdann in zwei Tagen hätte zurücklegen können, was er mit den zwanzig Stunden von Valladolid nach Salamanca nicht hätte zu thun vermocht; aber das Eine denkt der Schimmel, das Andere der, der ihn sattelt, und so ging Alles ganz anders, als er dachte und wollte. Die beiden Jünglinge ritten in Begleitung eines einzigen Dieners auf ihren guten Maulthieren, so sie von Hause mitgenommen hatten, nach der Fontaine von Argales, welches

Wasserwerk durch das Alter seiner Bauart trotz dem Caño dorado und der Reverenda Priora;[1] wobei wir den Leganitos und den bewundernswürdigen Quellen Castellana nicht zu nahe treten wollen, bei deren Erwähnung die Corpa und Pizarra in der Mancha schweigen müssen. Bald gelangten sie nach Argales, und als der Diener glaubte, Avendaño ziehe aus seiner Satteltasche irgend einen Reisebecher, aus welchem er vielleicht Lust hätte zu trinken, sah er, daß dieser einen gesiegelten Brief herauszog und ihm befahl, auf der Stelle nach der Stadt zurückzukehren, dieses Schreiben ihrem Hofmeister zu geben, sie selbst aber hernach am Thore del Campo zu erwarten.

Der Diener gehorchte, nahm den Brief und ritt nach der Stadt zurück; die beiden Junker aber wandten ihre Zügel, schliefen in dieser Nacht in Mojados und begaben sich von dort binnen zwei Tagen nach Madrid. Nach vier Tagen verkauften sie ihre Maulthiere auf öffentlichem Markt, wo sie Einen fanden, der sechs Goldgulden dafür steigerte und ihnen den Kaufschilling in vollwichtigen Goldstücken aufzählte. Nun legten sie Bauernkleider an, warfen kurze Mäntel mit doppelten Krägen um, steckten sich in weite Pumphosen und kauften sich Strümpfe von grauem Tuch. Den andern Morgen verkauften sie ihre Kleider an einen Trödler und waren binnen vierundzwanzig Stunden dergestalt verwandelt, daß sie ihre eigenen Mütter nicht erkannt hätten. Ganz auf die Weise, wie es Avendaño angegeben hatte, waren sie nun

[1] Der Caño dorado war ein anderes Wasserwerk in Valladolid; die Reverenda Priora eine Wasserleitung zu Madrid, die aber gegenwärtig nicht mehr in Thätigkeit ist; auch das Wasserwerk Leganitos und das Castellana, welches letztere noch existirt, waren Wasserwerke von Madrid.

bekleidet und ausstaffirt und betraten also den Weg nach Toledo, den sie ad pedem litterae ohne Degen zurücklegten; der Trödler hatte auch diese letzteren gekauft, obgleich eine solche Waare gewöhnlich nicht seine Sache war.

Lassen wir die Beiden ihres Weges gehen, denn sie wandern lustig und frohen Muthes dahin. Wir aber wollen zurückkehren und nachsehen, was der Herr Hofmeister machte, als er den Brief las, welchen ihm der Diener gebracht hatte; dieser lautete folgendermaßen:

„Eure Gnaden, der Herr Pedro Alonso, mag die Versicherung unserer Hochachtung genehmigen, seine Geduld zusammenhalten und nach Burgos zurückkehren, wo er unsern Eltern gefälligst verkünden wird, daß wir, deren Söhne, nach reiflicher Erwägung erwogen haben, die Waffen seyen eines Edelmannes würdiger, als die Wissenschaften. Daher haben wir beschlossen, Brüssel mit Salamanca zu vertauschen und Flandern mit Spanien. Die vierhundert Goldgulden haben wir mitgenommen; unsere Maulthiere denken wir zu verkaufen; und unser edler Entschluß, sowie die weite Reise, welche wir unternehmen wollen, ist fürwahr eine hinreichende Entschuldigung für unsern Fehler, wenn man je unsre That so nennen darf, die nur in den Augen eines Feiglings ein Fehler ist. Unsere Abreise geschieht sogleich; zurückkehren werden wir, wenn wir dem Vaterland und Gott genug gedient haben, der Eure Gnaden so viel als möglich in seinen Schutz nehmen möge, welchen wir, Eure unwürdigen Schüler, vom Himmel erflehen. Von der Fontaine von Argales sind wir im Begriff, nach Flandern zu reisen, im Bügel schon den linken Fuß.

Carriazo und Avendaño."

Pedro Alonso wunderte sich über die Maßen, als er diesen Brief las, und lief augenblicklich auf seinen Mantelsack

zu, der ihm die Wahrheit des Schreibens bestätigte, denn er fand ihn leer. Hierauf bestieg er auf der Stelle das Maulthier, das sie ihm zurückgelassen hatten, und ritt in aller Schnelligkeit gegen Burgos zu, um seiner Herrschaft Nachricht von diesen Vorfällen zu geben, damit diese Alles aufbieten könnten, um wieder ihre Söhne nach Hause zu bekommen; allein von allen diesen Sachen spricht der Verfasser dieser Erzählung nichts; er verläßt den Pedro Alonso auf seinem Maulthiere, um zu Avendaño und Carriazo zurückzukehren, die er gerade in dem Augenblicke findet, als sie im Begriff sind, in die Thore von Illescas einzuwandern.

Als die beiden Jünglinge durch das Thor dieser Stadt gingen, begegneten sie zweien Maulthiertreibern, die ihrer ganzen Erscheinung nach aus Andalusien waren. Sie trugen weite leinene Hosen, doppelt genähte steifleinene Wämmser mit Gollern von Büffelleder, nebst Dolchen, wie sie gewöhnlich die Werber haben, und Degen ohne Gehänge. Dem Anscheine nach kam der Eine von Sevilla, und der Andere war im Begriff, dahin zu gehen. Dieser sagte nun zu dem Ersteren: „Wenn meine Herrschaft nicht so weit voraus wäre, so möchte ich mich wohl ein Bischen aufhalten, um dich um tausend Dinge zu fragen, die ich wissen möchte; denn deine Erzählung, wie der Graf den Alonso, Genis und Ribera, ohne ihnen die Appellation gestatten zu wollen, aufhängen ließ, hat mich sehr in Erstaunen gesetzt.“ — „So wahr ich ein Sünder bin!“ erwiderte der Sevillaner, „der Graf hat ihnen Fußeisen angelegt und sie seinem Richterspruch anheim fallen lassen; aber sie waren Soldaten, und es war unrecht, daß er sich ihrer bemächtigt hat, ohne sie vor den obersten Gerichtshof kommen zu lassen. Ihr müßt

wissen, lieber Freund, dieser Graf Puñonrostro hat den Beelzebub im Leibe; denn er setzt uns nicht nur den Daumen auf's Aug', sondern die Faust auf die Seele.[1] Sevilla ist zehn Stunden in der Runde durch seine Prahlhänse von Sbirren belagert, kein Dieb wagt es, sich in der Umgegend zu zeigen, und wir fürchten ihn Alle wie das Feuer; zwar munkelt man, er werde bald das Amt eines Assistenten erhalten, allein er hat nicht den Magen dazu, mit dem Hin- und Hergeplauder der Schreibersknechte beim Gerichtshof sich zu verständigen." — „O, mögen doch diese Herren tausend Jahre lang leben," erwiderte der, welcher nach Sevilla gehen wollte, „denn sie sind die wahren Väter der Unglücklichen und der Schutz und Schirm der Elenden. Wie mancher arme Teufel muß nicht gegenwärtig in's Gras beißen, weil ein unabhängiger Richter oder ein schlecht unterrichteter oder leidenschaftlicher Corregidor einen Zorn auf ihn hat! Viele Augen sehen doch mehr als zwei, und das Gift der Ungerechtigkeit ergreift nicht so schnell die Herzen Vieler, als es in dem eines Einzigen Wurzel schlägt." — „Du sprichst ja wie der Pfarrer auf der Kanzel," erwiderte der Sevillaner, „und nach der Litanei zu schließen, die du angefangen hast, wird deine Predigt nicht so bald ein Ende nehmen. Aber ich kann nicht warten. Diese Nacht aber rathe ich dir, nicht in deiner gewöhnlichen Herberge, sondern im Sevillaner einzukehren; denn dort wirst du die schönste Scheuermagd finden, die man sehen kann. Marinilla, das Mädchen im Gasthaus Tejada, ist ein Schmutzigel im Vergleich mit ihr; ich kann dir weiter nichts sagen, als soviel, daß die Rede geht, der Sohn des Corregidor sey vollkommen in sie

[1] Puñonrostro heißt: Faustgesicht.

vernarrt, und einer von meinen Herren, die so eben weiter reisen, schwört, sobald er wieder nach Andalusien zurückkehre, zwei Monate lang in besagtem Gasthause zu Toledo bleiben zu wollen, ganz allein, um dieses Mädchen so recht nach Gusto zu betrachten. Ich habe ihr als Zeichen meiner Freundschaft einen Biß in den Nacken hinterlassen, und sie hat mir zum Gegengeschenk eine tüchtige Ohrfeige gegeben. Sie ist hart wie Marmor, scheu wie ein Landmädchen von Sayago und scharf wie eine Nessel; aber sie hat ein Gesicht wie ein Christuskindlein, und einen Ausdruck darin, wie die gute Stunde selbst; auf der einen Wange hat sie die Sonne, auf der andern den Mond, auf der einen blühen Rosen, auf der andern blühen Nelken, auf beiden aber wohnen Lilien und Jasminblumen. Weiter sage ich dir nicht, gehe hin und sehe sie selbst an, und du wirst finden, daß Alles, was ich dir über ihre Schönheit gesagt habe und noch sagen könnte, nichts ist. Mit Vergnügen würde ich meine beiden Maulthiere darum geben — und du weißt, es sind schöne Mausfalben — wenn man sie mir zur Frau geben wollte; allein ich weiß wohl, man wird sie mir nicht geben; denn das ist ein Juwel für einen Erzpriester oder für einen Grafen. Noch einmal, ich sage dir, geh' hin und sieh dir sie an. Nun aber Gott befohlen, denn mir wird ganz schwindlich im Kopf, wenn ich länger von ihr rede."

Mit diesen Worten schieden die beiden Maulthiertreiber, deren Unterhaltung und mancherlei Reden unsere Freunde stumm behorcht hatten. Besonders machte auf Avendaño die einfache Erzählung des Maulthiertreibers von der Schönheit der Scheuermagd so großen Eindruck, daß er den lebhaftesten Wunsch empfand, sie zu sehen. Auch in Carriazo erwachte dieser Wunsch, allein nicht in dem Grade, daß

nicht die Begierde, sich bei der Thunfischerei zu sehen, bei weitem überwogen hätte, ja ihn hätten weder die Pyramiden Egyptens, noch ein anderes der sieben Wunderwerke, ja sogar alle zusammen nicht aufgehalten. Auf dem Wege nach Toledo unterhielten sie sich daher damit, daß sie die Worte der Maulthiertreiber wiederholten, den Accent und die Gesticulationen derselben, mit welchen sie die Geschichte erzählt hatten, nachahmten, um sich Alles in's Gedächtniß zurückzurufen. Nach kurzem Marsch, auf welchem Carriazo den Führer machte, weil er bereits in dieser Stadt gewesen war, stiegen sie bei Sangre de Christo hinab und gelangten alsbald in das Wirthshaus zum Sevillaner, wagten aber nicht, ein Zimmer dort zu verlangen, weil ihre Kleidung denn doch allzu gering war.

Bereits drohte die Nacht einzubrechen, als Avendaño, obgleich ihm Carriazo hart anlag, ein anderes Gasthaus aufzusuchen, um keinen Preis vom Sevillaner weggehen wollte, weil er immer hoffte, jene berühmte Scheuermagd müsse sich vielleicht zeigen. Die Nacht brach ein, aber die Magd kam nicht; Carriazo wollte verzweifeln, aber Avendaño blieb ruhig. Endlich wollte dieser doch seinen Zweck verfolgen, und trat in die Vorhalle des Gasthauses ein in der Absicht, nach einigen Edelleuten aus Burgos zu fragen, ob diese nach der Stadt Sevilla reisen wollten. Kaum war er eingetreten, als er aus dem Saal, der an das Vorhaus grenzte, ein junges Mädchen treten sah, das ungefähr fünfzehn Jahre, etwas drüber oder drunter, alt seyn mochte. Sie hatte Bauernkleider an und trug ein brennendes Licht in einem Leuchter. Avendaño blickte nicht auf die Tracht und Kleidung, sondern auf das Gesicht des Mädchens, welches ihm nicht anders erschien, denn als das Gesicht eines Engels auf einem Heiligenbild.

Ueber ihre Schönheit war er ganz erstaunt und wie versteinert, und hatte nicht das Herz, sie etwas zu fragen, so groß war sein Staunen und seine Entzückung. Als das Mädchen den Menschen vor sich stehen sah, fragte sie: „Was sucht Ihr, Bruder? seyd Ihr vielleicht der Diener irgend eines der Gäste im Haus?“ — „Ich bin der Diener keines Menschen, ausgenommen der Eure,“ stammelte Avendaño, voll von Bestürzung und Verwirrung. Als das Mädchen eine solche Antwort hörte, sprach sie: „Geht, Bruder, in Gottes Namen, ich diene selbst und brauche keinen Diener.“ Dann rief sie ihren Herrn mit den Worten: „Schaut, Herr, da ist ein Junge, der Etwas von Euch will.“ Der Herr kam heraus und fragte, was er wolle? worauf Avendaño sagte, er sey der Diener gewisser Edelleute von Burgos, die nach Sevilla reisen wollten; einer davon sey sein Herr, und habe ihn nach Alçala de Henares voraus geschickt, wo er ein wichtiges Geschäft zu besorgen hätte, und sein Herr hätte ihm befohlen, nach Toledo voraus zu gehen und ihn dort im Wirthshaus zum Sevillaner zu erwarten, wo er im Sinne habe, abzusteigen, und entweder noch diese Nacht oder spätestens den nächsten Morgen ankommen werde.

Avendaño wußte seiner Lüge einen so guten Anstrich zu geben, daß sie der Wirth für baare Münze annahm und zu ihm sagte: „Ihr könnt in meinem Hause bleiben, junger Freund, und Euern Herrn erwarten, bis er kommt.“ — „Viel Dank, Herr Wirth,“ antwortete Avendaño; „aber ich bitte Eure Gnaden, mir und meinem Begleiter, der bei mir ist und noch da draußen steht, ein Zimmer anweisen zu lassen; wir Beide haben so viel Geld, daß wir, wie jeder Andere, bezahlen können.“ — „Recht gern,“ antwortete der Wirth, indem er sich an das Mädchen wandte und sagte: „Costancica,

sage doch der Arguello, [1] sie solle diese beiden jungen Herren in's Eckzimmer führen und ihnen reine Betttücher geben." — „Gleich, Señor," antwortete Costanza, denn dies war der Name des Mädchens; dabei verneigte sie sich gegen ihren Herrn und ging fort.

Für Avendaño war das Verschwinden der Schönen dasselbe, was für den Reisenden der Untergang der Sonne und das Einbrechen einer düstern und finstern Nacht ist. Dennoch aber ging er hinaus, um seinem Freunde Carriazo von dem, was er gesehen und unterhandelt hatte, Nachricht zu geben. Dieser erkannte gleich aus tausend Anzeichen, sein Genosse sey von dem Fieber der Liebe ergriffen; jedoch wollte er vor der Hand ihm nichts darüber sagen, bis er selbst gesehen hätte, ob der Gegenstand seiner außerordentlichen Lobeserhebungen und Uebertreibungen, womit Avendaño Costanza's Schönheit über alle Himmel erhob, solchen Preis verdiene. Endlich gingen die Beiden in das Gasthaus, und Arguello, eine Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, welche Zimmerverwalterin und Oberintendantin des Linnenzeugs war, führte sie in ein Zimmer, das weder für Edelleute, noch Dienstleute, sondern für Gäste bestimmt schien, welche zwischen diesen beiden Extremen die Mitte halten konnten. Unsere beiden Freunde verlangten zu speisen, worauf ihnen Arguello antwortete, in diesem Gasthause gebe man Niemand Etwas zu essen, sondern koche und bereite bloß die Speisen, welche die Gäste zuvor eingekauft hätten und alsdann brächten; aber nicht ferne von hier gäbe es Buden und Zelthäuser, wo sie ohne weiteres Bedenken hingehen und nach Belieben speisen könnten. Die beiden Freunde ließen sich den Rath der Arguello gefallen, und schleppten mit einander ihre Leichname nach einer Bude, wo Carriazo

[1] Arguello heißt Kleiderschmutz vom Schweiß.

zu Nacht speiste, was man ihm auftischte, Avendaño aber von dem zehrte, was er mit sich brachte, das heißt: Träumereien und Luftschlösser. Carriazo wunderte sich darüber, daß Avendaño wenig oder gar nichts zu sich nahm; um aber ganz in die Gedanken seines Freundes einzudringen, sagte er ihm bei der Heimkehr in das Gasthaus: „Morgen werden wir recht früh aufstehen müssen, um vor der größten Hitze noch Orgaz zu erreichen.“ — „Der Meinung bin ich nicht,“ antwortete Avendaño; „denn ich gedenke vor meiner Abreise aus dieser Stadt mir alle Merkwürdigkeiten derselben, von denen die Leute so viel sprechen, zu beschauen; wie zum Beispiel das heilige Tabernakel im Dom, die Maschinerie des Juanelo,[1] das Belvedere von San Augustin, die königlichen Gärten und das Ufer des Tajo.“ — „Ich habe nichts dagegen,“ erwiderte Carriazo, „allein in zwei Tagen können wir dies Alles sehen.“ — „Natürlich,“ sagte darauf Avendaño, „warum nicht gar, ich will mir Zeit nehmen, wir gehen ja nicht nach Rom, um wegen einer erledigten Stelle nachzusuchen.“ — „Pah, pah,“ versetzte Carriazo, „ich laß mich hängen, lieber Freund, wenn du nicht lieber in Toledo bleiben, als unsere begonnene Pilgerfahrt fortsetzen willst.“ — „Und das ist auch wahr,“ erwiderte Avendaño, „denn es ist mir eben so unmöglich, mich von einem Orte zu trennen, wo ich das Gesicht jenes Mädchens anschauen kann, als es nicht möglich ist, ohne gute Werke in den Himmel zu gelangen.“ — „Nun, die Vergleichung gefällt mir, sie ist wenigstens kühn, und dein Entschluß paßt auch nicht übel dazu;

[1] Diese Maschinerie existirt nicht mehr. Sie diente dazu, das Flußwasser bis auf den Alcazar zu pumpen, welcher auf der Spitze eines hohen Berges steht. Ihr Name kommt von ihrem Erbauer, einem italienischen Ingenieur, Namens Gianello, her.

denn er ist einer so edlen Seele, wie der deinigen, würdig! Es paßt sich prächtig für einen Don Tomas de Avendaño, den Sohn des Don Juan de Avendaño, einen Ritter von edlem Geblüt, von ansehnlichem Reichthum, jung genug, daß man eine Freude an ihm haben kann, und geistreich genug, daß man ihn bewundern kann, jetzt bis über die Ohren sterblich verliebt zu seyn, und noch dazu in eine Scheuermagd, die in der Kneipe zum Sevillaner dient!" — „Ganz dasselbe ist auch meine Meinung," antwortete Avendaño, „wenn ich bedenke, daß ein Don Diego de Carriazo, der Sohn eines erlauchten Edelmanns desselben Namens, dessen Vater den Orden des Alcantara trägt und seinem Sohn, welcher nicht weniger an Körperbildung, als an Geist liebenswürdig ist, ein bedeutendes Majorat zum Erbe geben wird, daß dieser, sage ich, allen edlen Eigenschaften zum Trotz verliebt ist, und in wen denkt Ihr? in die Königin Ginebra? nein, wahrhaftig nicht, sondern in die Thunfischerei von Zahara, was in der That ein sonderbarerer Geschmack ist, als der des heiligen Antonius, der eine Sau zu seiner Gesellschafterin wählte." — „Nun gut, da heißt es: Wurst wider Wurst, lieber Freund," antwortete Carriazo, „mit dem Schwert, mit dem ich dich getroffen habe, hast du mich getödtet; lassen wir unsern Streit auf sich beruhen, wir wollen schlafen gehen, Gott wird wieder einen Morgen schicken, und dann wollen wir sehen, was wir thun." — „Höre, Carriazo," sagte darauf Avendaño, „bis jetzt hast du Costanza noch nicht gesehen, wenn du sie aber einmal gesehen hast, so gebe ich dir volle Erlaubniß, auf mich alle Schmähungen und Beschimpfungen zu laden, die du ersinnen kannst." — „Ich weiß schon, wo das hinaus will," erwiderte Carriazo. „Auf was denn?" fragte

Avendaño. „Darauf,“ sagte Carriazo, „daß ich nach meiner Thunfischerei gehen werde, und du bei deiner Scheuermagd bleiben wirst.“ — „Ich werde nicht so glücklich seyn,“ erwiderte Avendaño. „Noch ich so einfältig,“ antwortete Carriazo, „um wegen deines schlechten Geschmackes meinen guten Plan zu verlassen.“

Unter solcherlei Reden gelangten sie nach dem Gasthause und setzten ihr Gespräch über dieses Thema bis zur Mitte der Nacht fort. Sie mochten nach ihrem Dafürhalten ungefähr eine starke Stunde geschlafen haben, als sie durch den Ton von Hoboen und Clarinetten, welche von der Straße heraufτönten, geweckt wurden. Sie setzten sich aufrecht in das Bett und horchten aufmerksam zu. Endlich sagte Carriazo: „Ich wette, es ist bereits Tag, und man feiert in dem Kloster unserer lieben Frauen zu Carmen, welches hier in der Nähe steht, ein Fest; daher diese Hoboen sich hören lassen.“ — „Nein, das ist es sicher nicht,“ antwortete Avendaño, „denn wir haben noch nicht so lange geschlafen, daß es schon Tag seyn kann.“ In diesem Augenblicke hörten sie vor der Thüre ihres Gemaches rufen, und als sie fragten, was man wolle, bekamen sie von außen die Antwort: „Jungen, wenn Ihr eine gute Musik hören wollt, so steht auf und geht an ein Fenster, welches auf die Straße sieht; daher kommt in den Saal daneben, es ist weiter Niemand dort. Die beiden Freunde standen auf, fanden aber Niemand vor der Thüre, als sie diese öffneten; daher sie nicht erfahren konnten, wer ihnen diesen Rath gegeben hatte. Als sie aber den Ton einer Harfe hörten, glaubten sie, daß es mit der Musik seine Richtigkeit habe, und gingen daher im Hemde, wie sie aufgestanden waren, in den Saal, wo noch drei oder vier andere Gäste waren, die durch das Fenster

hinaussahen. Sie suchten sich gleichfalls einen Platz, und hörten kurz darauf bei den Tönen einer Harfe und einer Guitarre mit wundervoller Stimme folgendes Sonett singen, welches dem Avendaño fest im Gedächtniß blieb:

Demüthig seltner Geist, der du erheben
Die Schönheit kannst zu höchster Herrlichkeit,
Daß sich Natur selbst übertroffen weit,
Und du vom Himmel schienst herabzuschweben.

Spricht, lacht dein Mund, wird holden Ton er geben,
Wenn süß dein Blick uns lächelt oder dräut,
Muß uns der Zauber deiner Lieblichkeit,
Das Herz befangend, ganz so süß umweben.

Doch, daß weitschimmernd kundig sey, und kenntlich
Dein Liebreiz unvergleichlich in der Welt,
Und Tugenden, so dir im Herzen wohnen.

Hör' auf zu dienen; dienstbar unabwendlich
Sey dir, weß Hand den größten Scepter hält,
Um wessen Schläfe strahlen goldne Kronen.

Es war überflüssig, den beiden Freunden zu sagen, daß dieses Ständchen der Costanza gelte. Allein das Sonett war deutlich genug gesungen worden, und hatte in den Ohren des Avendaño einen Widerklang gefunden, der scharf genug war, um in ihm den Wunsch zu erwecken, es lieber nicht gehört haben zu wollen, so daß er sich wünschte, lieber taub geboren zu seyn und den Tag seines Lebens nichts hören zu wollen; denn von diesem Augenblicke an war sein Herz von der gräßlichen Lanze der Eifersucht durchbohrt, so daß ihm diese Musik die häßlichste von der Welt schien. Das Schlimmste dabei war, daß er nicht wußte, auf wen er eifersüchtig seyn sollte. Dieser Ungewißheit entriß ihn aber

bald einer der Gäste, welche am Fenster standen, durch die Bemerkung: „Was ist doch der Sohn des Corregidor für ein Tropf, daß er einer Scheuermagd ein Ständchen bringt! S'ist freilich wahr, sie gehört unter die schönsten Mädchen, die ich gesehen habe, und ich sah deren Viele, aber deßhalb braucht man sie nicht auf so öffentliche Weise zu feiern." Diesen Reden setzte ein anderer Zuhörer am Fenster noch die Worte hinzu: „Und in der That, ich habe für ganz gewiß sagen hören, daß sie sich so wenig um ihn bekümmert, als wäre es Niemand. Ich wette, sie liegt noch im tiefen Schlaf neben dem Bette ihrer Herrin, wo sie schlafen soll, wie man sagt, ohne sich weder um Musik, noch Gesang zu bekümmern." — „Ja, und das, ich glaube auch, daß es wahr ist," erwiderte ein Anderer; „denn sie ist das ehrbarste Mädchen auf der Welt; und es ist ein wahres Wunder, daß man von ihr auch nicht einen einzigen Fehltritt erzählt, da sie doch in einem so viel besuchten Hause ist, wo sie alle Zimmer zu besorgen hat, und wo täglich neue Gäste kommen." Diese Worte waren für Avendaño neuer Lebensbalsam, er athmete wieder auf, und war im Stande, noch viele andere Musikstücke zu hören, die mit der Begleitung verschiedener Instrumente von den Sängern vorgetragen wurden und Alle auf Costanza gerichtet waren. Diese aber schlief, ohne sich im Geringsten um Etwas zu bekümmern, wie jener Gast gesagt hatte. Mit Anbruch des Tages gingen die Musiker fort, indem sie zum Abschied eine Weise auf den Clarinetten vortrugen. Avendaño und Carriazo aber gingen auf ihr Zimmer zurück, wo der, welcher schlafen konnte, bis zum Morgen schlief.

Als die Stunde des Frühstücks gekommen war, standen die Freunde auf, und hegten Beide den Wunsch, Costanza

zu sehen. Der Wunsch des Einen entsprang aber aus Neugierde, der des Andern dagegen hatte seinen Grund in der Liebe. Beider Wünsche wurden durch die Erscheinung Costanzens erfüllt; denn diese trat aus den Gemächern ihres Herrn so schön, daß den Beiden alle Lobreden, so der Maulthiertreiber über sie gesagt hatte, kleinlich und werthlos schienen. Ihre Kleidung bestand in einem Rock, nebst einem Leibchen von grünem Tuch, deren Verbrämung von demselben Zeuge war; das Leibchen war weit ausgeschnitten, aber das Hemd reichte weit herauf, und war am Kragen reich gefaltet und mit einem aus schwarzer Seide gestickten Umschlag versehen, was gerade aussah, als ein Sternenstreifen von Gagath um ein Stück einer Säule von Alabaster geschlungen; denn ihr Hals war nicht weniger weiß. Ein Strick des heiligen Franziskus war ihr Gürtel, und an ihrer rechten Seite hing ein großer Bündel Schlüssel. Sie trug keine Pantoffeln, sondern Schuhe mit doppelten, gefärbten Sohlen, und Beinkleider, von denen aber nur ein kleiner Rand sichtbar war, der zeigte, daß sie von rother Farbe waren. Ihre Haare waren mit weißen florettseidenen Schnüren geflochten und fielen in langen Zöpfen bis zum Gürtel herab. Ihre Farbe war zwischen dem kastanienbraun und goldgelb, aber so rein, so gleich und so schön gekämmt, daß es nichts gab, was sich mit ihnen vergleichen konnte, und selbst Fäden von reinem Gold geringer erschienen wären. An ihren Ohren hingen birnförmige Gehänge von Glas, welche gleich Perlen erschienen; ihre eigenen Haare aber vertraten die Stelle von Haartouren und Hauben.

Als sie aus den Gemächern trat, bekreuzte sie sich, und machte mit demüthiger Geberde, und ruhig vor sich hinblickend, eine tiefe Verbeugung vor einem Muttergottesbilde,

welches in einer Wand der Halle hing. Als sie aber die Augen aufschlug und die beiden Freunde bemerkte, die sie betrachteten, kehrte sie sogleich um, zog sich in den Saal zurück und rief der Arguello, sie möchte aufstehen.

Es bleibt noch übrig, zu erzählen, welchen Eindruck Costanza's Schönheit auf Carriazo machte, denn von dem, den sie auf Avendaño machte, war bereits die Rede, als er sie zum ersten Male sah. Ich sage hierüber nichts weiter, als daß sie dem Carriazo eben so gut gefiel, wie seinem Genossen, aber er verliebte sich weit weniger in sie, ja so wenig, daß er keine Lust bezeigte, ein zweites Mal in dem Gasthause zu übernachten, sondern entschlossen war, sogleich nach seiner Thunfischerei zurückzukehren.

Costanza's Rufen hatte indessen die Arguello aufgeweckt, die nun in Begleitung von zwei andern handfesten Dirnen, die Mägde des Hauses waren und ihrer ganzen Erscheinung nach aus Gallizien stammen mochten, auf die Flur heraus trat. So viele Dienstleute waren in dem Gasthause zum Sevillaner nöthig, weil in ihm, als einem der ersten und frequentesten in ganz Toledo, die meisten Reisenden einkehrten. Auch die Diener der Gäste kamen nun zum Vorschein, um ihre Gerste zu fassen. Auch der Wirth kam heraus, indem er auf seine Mägde fluchte, die ihm seinen Hausknecht vertrieben haben, der dieses Geschäft mit guter Ordnung und richtiger Rechnung geführt hätte und bei dem er nach seinem Dafürhalten um kein Korn gekommen sey. Als Avendaño dies hörte, sagte er: „Grämt Euch darüber nicht, Herr Wirth, gebt mir das Rechnungsbuch, und Ihr werdet sehen, so lange ich es führe, werde ich die Gerste und das Stroh, welches verlangt wird, so richtig hergeben, daß Ihr den Verlust des Knechtes, der, wie Ihr sagt, davon gegangen

ist, nicht merken sollt." — „Ich danke Euch, guter Junge," antwortete der Wirth, „denn es fällt mir lästig, dieses Geschäft selbst zu führen, weil es eine Menge anderer Dinge in und außerhalb meines Hauses gibt, auf die ich Acht geben muß. Kommt herab, ich will Euch das Buch geben; aber seht Euch vor, denn diese Maulthierjungen sind der Teufel selbst, und sind im Stand, Euch einen Vierling Gerste mit eben so wenig Gewissen wegzumausen, als wäre es ein Strohwisch." Avendaño ging in das Vorhaus hinab, ließ sich das Buch geben und begann die Gerste herzumessen wie Wasser, wobei er Alles mit so guter Ordnung aufschrieb, daß der Wirth, welcher ihm zusah, voll Zufriedenheit sagte: „Wollte Gott, daß Euer Herr nicht käme, und daß Ihr Lust hättet, im Hause zu bleiben, und meine Treu, Ihr solltet einen andern Vogel pfeifen hören! denn der Junge, welcher mir davon gelaufen ist, betrat etwa vor acht Monaten heruntergekommen und mager mein Haus, und nun hat er zwei recht gute Anzüge mitgenommen, und ist fett wie eine Fischotter; denn Ihr müßt bedenken, mein Sohn, daß dies ein Haus ist, in welchem es außer dem Lohn noch manchen Nebenvortheil gibt!" — „Wenn ich hier bleibe," erwiderte Avendaño, „so thue ich das nicht des großen Gewinnes wegen; denn ich kann mit Allem zufrieden seyn, sondern nur, um in dieser Stadt zu seyn, von der man sagt, sie sey die beste in ganz Spanien." — „Wenigstens ist sie eine der besten und reichsten im Königreiche," erwiderte der Wirth, „allein es fehlt uns noch Etwas, und das ist das, daß es in manchen Gegenden der Stadt an Wasser fehlt, wie zum Beispiel meinem Hause; daher sollte ich Jemand haben, der mir täglich vom Flusse her Wasser bringt, denn mein anderer Knecht ist mir auch fortgegangen, der mit einem vortrefflichen Esel, den ich

besitze, meine Wannen füllte, und in meinem Hofe einen ganzen See von Wasser anlegte, was mit zu den Ursachen gehört, warum die Maulthiertreiber gerne ihre Herren nach meinem Gasthaus führen, weil sich immer ein schöner Vorrath von Wasser findet, daher sie alsdann nicht nöthig haben, ihr Vieh zum Flusse zu treiben, sondern es im Hause aus großen Wannen tränken."

Diese ganze Unterhaltung hatte Carriazo mit angehört, und als er sah, daß Avendaño sich bereits als Diener im Haus hatte anstellen lassen, wollte er seinem Freunde nicht gute Nacht wünschen, zumal, da er dachte, wie sehr es den Avendaño freuen würde, wenn er ihm in seinem Humor folgte; daher sprach er zum Wirth: „Ueberlaßt den Esel mir, Herr Wirth; denn ich werde ihn eben so gut zu gürten und zu beladen wissen, als mein Kamerad sich auf die Führung seines Rechenbuches versteht." — „Ja," sagte Avendaño, „mein Freund Lope, aus Asturien gebürtig, wird sein Wasser führen wie jeder andere Stallprinz, und ich garantire für ihn." Dame Arguello, welche von dem oberen Corridor diese ganze Verhandlung mit angehört hatte, rief, als sie Avendaño versichern hörte, er wolle für seinen Kameraden stehen, herunter: „Sagt mir, guter Freund, wer bürgt denn für Euch? denn es scheint mir, Ihr habt es weit nöthiger, verbürgt zu werden, als ein Bürge zu seyn." — „Schweig, Arguello," rief der Wirth, „und mische dich nicht in Sachen, die dich nichts angehen; ich stehe für Beide; und bei Euerm Leben, Ihr habt mit den Knechten des Hauses weder zu handeln noch zu wandeln, denn wegen Euch laufen sie mir ja doch Alle davon." — „Schön," sagte eine andere Magd, „diese Jungen bleiben also im Hause? Beim heiligen Kreuz, wenn ich ihnen in den Weg komme, so sollen ihnen

nie die Kellerschlüssel anvertraut werden." — „Laßt Eure Narrheiten, Fräulein von Gallizien," erwiderte der Wirth, „geht an Euer Geschäft und mischt Euch nicht in die Sache der Knechte, sonst prügele ich Euch windelweich." — „Schön, schön," spottete die Gallizierin, „seht nur die Edelknaben an, man wird Euch recht darum beneiden! Aber im Ernst gesagt, Herr Wirth, ich habe mich weder mit den Jungen des Hauses, noch mit denen außer dem Hause, so vertraut gezeigt, daß Ihr ein Recht habt, eine schlechte Meinung von mir sehen zu lassen. Eure Jungen sind immer hergelaufene Schurken, die weggehen, wenn ihnen der Rappel kommt, ohne daß wir ihnen die geringste Veranlassung dazu geben; in der That ein liebenswürdiges Volk, das, wenn es gerade die Lust dazu anwandelt, der Herrschaft einen schönen guten Morgen wünscht, wenn sie ihn am wenigsten erwartet hätte." — „Ihr seyd heute sehr redselig, Fräulein von Gallizien," versetzte ihr Herr, „nun aber haltet Euer Maul, und denkt an Euer Geschäft zu gehen." Indessen hatte bereits Carriazo seinen Esel aufgeschirrt, sprang mit einem Satz auf ihn hinauf und trabte dem Flusse zu. Avendaño aber war sehr froh über den braven Entschluß seines Genossen.

So sehen wir nun, Dank sey es dem glücklichen Fortgang unserer Erzählung, Avendaño unter dem Namen Tomas Pedro (denn diesen nahm er an) zum Hausknecht, Carriazo aber, unter dem Namen Lope aus Asturien, zum Wasserträger umgeschaffen, Verwandlungen, welche würdig sind, denen des großnasigen Poeten [1] an die Seite gesetzt, wenn nicht vorgezogen zu werden. Kaum hörte Arguello, daß die Beiden im Hause blieben, als sie in ihrem Herzen

[1] Ovidius Naso.

für den Asturianer entschied, ihn als den ihrigen bezeichnete, und beschloß, wenn er gleich von eingezogenem und selbst höhnischem Charakter zu seyn schien, ihn so artig zu behandeln und so gut zu regaliren, daß er gelinder werden sollte, als ein Handschuh. Die bescheidene Gallizierin ihrerseits faßte in Absicht auf Avendaño denselben Plan. Beide aber waren theils durch die Aehnlichkeit ihrer Charaktere, theils weil sie Alles mit einander zu beschwatzen pflegten und in einem und demselben Bette schliefen, sehr vertraute Freundinnen; daher dauerte es nicht lange, daß die Eine der Andern ihren Liebesplan entdeckte, und noch dieselbe Nacht beschlossen Beide an das Werk der Eroberung ihrer leidenschaftslosen Geliebten zu schreiten. Das Erste, was sie unter einander beschlossen und um was sie sich gegenseitig baten, war, daß sie miteinander überein kamen, auf keinerlei Weise, geschehe mit ihnen, was auch wolle, Eifersucht blicken zu lassen, noch zu gestatten, daß die beiden Jünglinge Eifersucht verriethen, denn wenn die andern Hausgenossen Etwas davon merken würden, so könnten sie nicht mit Ruhe ihrer Liebe pflegen. „Schweigt, Brüder," flüsterten sie, wie wenn diese gegenwärtig wären und schon gänzlich als Buhlen ihnen angehörten, „schweigt und macht die Augen zu, und laßt den die Schellentrommel rühren, der es versteht, und den den Tanz anführen, der dessen kundig ist, dann soll es keinen Domherrn geben, der besser gepflegt wird, als Ihr von Euren ergebenen Mädchen." Dies und noch Mehreres sprachen Arguello und die Gallizierin über diese Angelegenheit.

Indessen ging unser guter Lope aus Asturien nach dem Flusse, den er in der Nähe des Ufers del Carmen erreichte. Da dachte er aber unaufhörlich an seine Thunfischerei und

an die plötzliche Veränderung, die mit seiner Lage vorgegangen war. Mit diesen Gedanken beschäftigt ging er dahin, und da fügte es das Schicksal, daß er in einer engen Gasse, durch welche er, um nach dem Flusse zu kommen, hinabgehen mußte, dem Esel eines Wasserträgers begegnete, der auf demselben Weg, wo er hinunterging, beladen heraufkeuchte. Sein Esel war ein kräftiges, wohlgenährtes und durch Arbeit noch ungeschwächtes Thier, und gab daher beim Hinuntergehen dem andern, welcher schwach und kraftlos war, indem er mit ihm zusammen rannte, einen so derben Stoß, daß dieser hinfiel und seine Wasserkrüge zerbrach, so daß das Wasser Alles auf den Boden floß. Wüthend vor Zorn, und außer sich über diesen Unfall, warf sich der alte Wasserträger auf unsern Neuling, welcher noch auf seinem Esel saß, und zählte ihm, ehe er sich frei machen und herabspringen konnte, ein Dutzend Stockprügel auf, die unserm Asturianer keineswegs gut gefielen. Lope kam endlich von seinem Esel herunter, und zwar so wüthig, daß er sich auf seinen Feind stürzte, ihn mit beiden Händen an der Kehle faßte und zu Boden warf. Der Wasserträger schlug aber im Stürzen seinen Kopf so heftig auf einen Stein, daß er sich zwei Löcher einschlug, aus denen so viel Blut floß, daß man ihn für todt hielt; nun liefen viele andere Wasserträger, welche dort beschäftigt waren, herzu, und ergriffen, als sie ihren Genossen so übel zugerichtet sahen, unsern Lope, hielten ihn, so fest sie konnten, und riefen: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit! Dieser Wasserträger hat einen Menschen todtgeschlagen,“ wobei sie unsern armen Carriazo mit Püffen und Stockschlägen unter fortwährendem Schreien überhäuften. Andere liefen auf den Verwundeten zu, und sahen die Löcher, welche er im Kopf hatte, sowie seinen fast



VIII. Seite 186.

seelenlosen Zustand mit Entsetzen an. Von Mund zu Mund lief die Kunde dieses Begebnisses das ganze Ufer entlang, bis sie endlich auf dem Platze del Carmen die Ohren eines Alguacil traf, welcher mit größerer Schnelligkeit, als wenn er flöge, in Begleitung zweier Häscher auf den Wahlplatz zueilte. Dort kam er gerade zu der Zeit an, wo man den Verwundeten über seinen Esel gelegt, den Esel des Lope aber als Pfand auf die Seite gebracht hatte. Lope selbst war von mehr als zwanzig Wasserträgern umgeben, die seinen Rücken unablässig dergestalt bearbeiteten, daß er mehr für sein eigenes Leben, als für das des Verwundeten zu befürchten hatte; denn die Fäuste und Stöcke jener Selbsträcher schienen auf ihm nicht müde werden zu wollen. Endlich kam der Alguacil hinzu, jagte die Uebrigen fort, übergab den Asturianer seinen Häschern, und trieb die beiden Esel, sowohl den leeren, als den mit dem Verwundeten bepackten, vor sich her dem Gefängnisse zu, auf welchem Wege ihnen eine Menge Volks und so viele Gassenjungen folgten, daß er kaum sich einen Weg zu bahnen im Stande war.

Bei dem geräuschvollen Zusammenlaufen so vielen Volkes gingen Tomas Pedro und sein Herr nach der Hausthüre, um sich nach der Ursache eines solchen Tumultes zu erkundigen. Da entdeckten sie den Lope in Begleitung zweier Häscher und voll Blut im Gesicht. Der Wirth erkannte bald den Esel für den seinigen, den ein Häscher, welcher dicht hinter ihm drein ging, führte. Er fragte sogleich nach der Ursache dieser Gefangennehmung, worauf ihm der Vorfall ganz nach der Wahrheit erzählt wurde; da ward er sehr besorgt um seinen Esel, denn er fürchtete, ihn zu verlieren, wo nicht mehr Kosten zu haben, wenn er ihn wieder erlangen wollte, als das Thier werth wäre.

Tomas Pedro folgte seinem Genossen, allein es war ihm nicht möglich, sich ihm zu nähern, um ein Wort mit ihm zu sprechen, so groß war theils die Menge, die ihn umgab, theils die Wachsamkeit des Alguacils und der beiden Häscher, die ihn führten. Trotz dem ließ er ihn nicht aus den Augen, bis er sah, daß sie ihn in's Gefängniß steckten, wo er ein unterirdisches Loch zur Behausung bekam und Fußschellen erhielt. Der Verwundete wurde nach dem Hospital gebracht, um dort behandelt zu werden, und Tomas sah, daß die Wunde stark und gefährlich sey, was auch der Wundarzt bestätigte. Der Alguacil ging mit den beiden Eseln und mit wenigstens fünf Achtrealstücken, welche die beiden Häscher dem Lope abgenommen hatten, nach Hause; Tomas Pedro aber kehrte voll Trauer und Bestürzung nach seinem Gasthause zurück. Dort fand er seinen Herrn in nicht geringerer Betrübniß, als er selbst war, erzählte ihm die Art und Weise, wie sie seinen Kameraden eingekerkert hätten, schilderte ihm die Todesgefahr, in welcher der Verwundete schwebte, und sagte ihm, was aus seinem Esel geworden wäre. Sodann sagte er ihm, daß außer diesem Unglück ihm noch ein anderes von nicht geringerer Bedeutung begegnet sey, denn unterwegs habe er einen genauen Freund seines Herrn gesprochen, der ihm gesagt habe, daß sein Herr seine Reise beschleunigt und, um einen Weg von zwei Stunden zu ersparen, von Madrid durch die Furth von Aceca gereist sey und diese Nacht in Orgaz schlafe. Dieser Freund habe ihm im Namen seines Herrn zwölf Thaler ausbezahlt, mit dem Befehl, nach Sevilla zu gehen, wo er ihn erwarten wolle. „Allein dies kann nun nicht geschehen," fuhr Tomas weiter fort, „denn es wäre nicht recht, wenn ich meinen Freund und

Genossen in so großer Gefahr und noch dazu im Gefängniß verließe. Mein Herr mag mir dies nun verzeihen, und wird dies um so eher thun, weil er so ein gar guter und ehrenhafter Herr ist, der mir wohl einen jeden Fehler zu gut halten wird, wenn er erfährt, was ich für meinen Kameraden habe thun müssen. Thut mir den Gefallen, lieber Herr, dieses Geld indessen zu nehmen, und Euch der Sache meines Freundes anzunehmen. Während man diese Summe braucht, will ich das Vorgefallene meinem Herrn schreiben, und ich weiß, er wird mir Geld genug schicken, um uns jeglicher Gefahr zu entreißen."

Der Wirth riß bei diesen Worten die Augen vor Verwunderung weit auf, denn er sah sich doch einigen Ersatz für den Verlust des Esels erwachsen. Er nahm das Geld und tröstete den Tomas mit der Versicherung, er kenne in Toledo Leute genug von Einfluß, die bei der Justiz auch ein Wort mitzusprechen hätten, worunter besonders eine Klosterfrau wäre, die mit dem Corregidor verwandt sey und unter deren Pantoffel sich dieser schmiege. Eine Waschfrau des Klosters, in welchem die besagte Nonne wäre, habe eine Tochter, die eine vertraute Freundin der Schwester eines Klosterbruders sey, der in genauer Freundschaft und Bekanntschaft mit dem Beichtvater der Nonne lebe. Jene Waschfrau besorge die Wäsche des Hauses, und wenn diese nur zu bewegen wäre, ihre Tochter — und dies werde sie doch ohne Zweifel thun — dahin zu vermögen, daß diese die Schwester des Klosterbruders bewege, mit ihrem Bruder zu reden, und ihn dazu bestimme, den Beichtiger anzugehen, daß dieser mit der Nonne spreche und ihr die Bitte vorlege, ein Billetchen an den Corregidor zu schreiben (und dies sey keine so schwere Sache), in dem sie den Corregidor dringend

bitte, die Sache des Lope günstig anzusehen, so wäre ohne Zweifel ein günstiger Erfolg zu erwarten. Dieser ist uns aber dann gewiß, wenn der verwundete Wasserträger nicht stirbt und wenn es nicht an Salbe fehlt, um alle Diener der Gerechtigkeit damit zu schmieren, die, wenn sie nicht geschmiert werden, häßlicher knarren, als die Räder von Ochsenwägen.

Tomas ergötzte sich sehr an den Anerbietungen der Protection, welche ihm sein Herr gemacht hatte, besonders belustigte ihn die unendliche Verschlingung der Kanäle, durch welche er zum Zweck gelangen wollte; ob er aber gleich deutlich einsah, daß er diesen Weg mehr aus Gewinnsucht und Duckmäuserei, als unschuldiger Weise vorgeschlagen hatte, dankte er ihm doch seines guten Willens wegen und gab ihm das Geld mit dem Versprechen, bald noch weitere Summen aufzutreiben, denn er vertraue, wie bereits erwähnt, vollkommen auf die Güte seines Herrn. Arguello aber lief, sobald sie erfahren hatte, daß ihr neuer Schatz in Ketten liege, so schnell sie konnte nach dem Gefängniß, um ihm Essen zu bringen; allein man ließ sie nicht zu ihm, daher sie sehr mißvergnügt und unzufrieden zurückkehrte, ohne jedoch deßhalb von ihrem guten Vorsatze abzustehen.

Endlich war nach vierzehn Tagen der Verwundete außer Gefahr und nach Verfluß von drei Wochen erklärte ihn der Wundarzt für völlig genesen. Tomas hatte binnen dieser Zeit dafür Sorge getragen, von Sevilla fünfhundert Goldgulden kommen zu lassen; er steckte das zum Schein angekommene Geld in die Tasche, übergab es dem Wirth und zeigte ihm zugleich einen vorgeblichen Brief und Wechsel von seinem Herrn. Der Wirth aber, welchem wenig daran lag, die Wahrheit dieser Correspondenz zu ergründen, steckte das Geld ein, das ihm große Freude machte, weil es in

lauter Goldstücken bestand. Für sechs Dukaten nahm der Verwundete seine Klage zurück und Lope wurde zum Ersatz aller Kosten, zur Confiscation des Esels und zur Bezahlung von zehn Dukaten verurtheilt. Er verließ das Gefängniß, hatte aber keine Lust mehr, zu seinem Freunde Tomas zurückzukehren; denn er erklärte: so lange er im Gefängniß gewesen sey, habe ihn Dame Arguello täglich besucht, eine Liebeserklärung über die andere gemacht, und sey ihm dadurch so lästig und widerlich geworden, daß er sich lieber aufhängen, als die Begehrlichkeiten dieser Vettel noch einmal anhören wolle. Nun sey er entschlossen, einen Plan, den er sich ausgedacht habe, zu verfolgen; er wolle sich nämlich einen Esel kaufen, und so lange sie Beide in Toledo wären, das Geschäft eines Wasserführers weiter treiben; denn dies sey ein Handwerk, bei welchem man ihn doch nicht als Vagabunden aufgreifen könne, und mit einer einzigen Ladung Wasser könne er frei und ungenirt durch die ganze Stadt ziehen und die Maulaffen darin ansehen. „In der That, ich glaube, du wirst mehr Schönheiten als Maulaffen in dieser Stadt sehen; denn es geht die Sage, daß hier die geistreichsten Weiber in ganz Spanien zu finden sind, und Weiber, welche mit vielem Geist ausgezeichnete Schönheit verbinden; du darfst nur auf Costancica schauen, deren Ueberfluß an Schönheit nicht nur die Schönen dieser Stadt, sondern die der ganzen Welt bereichern könnte.“ — „Gemach, Gevatter Tomas,“ erwiderte Lope, „geht in den Lobeserhebungen des Fräulein Wassersteinprinzessin ein wenig Schritt vor Schritt, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch, den ich bereits für einen Narren halte, auch für einen Falschgläubigen halten sollte.“ — „Du hast meine Costanza eine Wassersteinprinzessin gescholten, Bruder Lope?“ sagte der Tomas bekümmert; „Gott möge

es dir vergeben und dich auf die wahrhafte Erkenntniß deines Irrthums zurückführen.“ — „Ist sie denn etwa keine Scheuermagd?“ erwiderte der Asturianer. — „Ich habe noch auf die erste Platte zu warten, die ich sie scheuern sehe,“ sagte Tomas. — „Daran liegt nichts,“ erwiderte Lope, „ob du sie die erste oder die zweite oder die hundertste hast scheuern sehen.“ — „Ich sage dir nur so viel, Bruder,“ versetzte Tomas, „daß sie durchaus nicht scheuert, und kein anderes Geschäft verrichtet, als ihre Arbeit, die darin besteht, das Silbergeräthe in diesem Hause, dessen es nicht wenig gibt, zu beaufsichtigen.“ — „Aber wie kommt es,“ erwiderte Lope, „daß man sie in der ganzen Stadt die berühmte Scheuermagd nennt, wenn sie doch nicht scheuert? Der Grund wird ohne Zweifel der seyn, daß sie nur Silber und kein Fayence scheuert; deßhalb wird man ihr den Namen der berühmten Scheuermagd geben. Allein lassen wir dies Alles, und sage mir einmal, Tomas, wie weit bist du in deinen Hoffnungen gekommen?“ — „Zur Verzweiflung,“ erwiderte dieser, „denn so lange ich hier im Hause bin, habe ich noch nicht eine Sylbe mit ihr sprechen können, und ihre ganze Antwort auf Alles, was ihr auch die Gäste sagen, ist, daß sie die Augen niederschlägt, ohne die Lippen zu öffnen, so groß ist ihre Bescheidenheit und Ehrbarkeit, so daß sie eben so gut durch ihre Schönheit, als durch ihre Eingezogenheit alle Herzen anzieht. Was aber meine Geduld auf's Aeußerste bringt, ist der Umstand, daß der Sohn des Corregidors, ein entschlossener und selbst tollkühner Junge, sterblich in sie verliebt ist und ihr ein Ständchen über das andere bringt. Beinahe keine Nacht geht vorüber, ohne daß ihr zu Ehren Musik ertönt, und dies geschieht so öffentlich und unverholen, daß sie im Gesange ihren Namen mit lautem

Preis und hellem Lobe nennen. Zwar hört sie nichts davon und verläßt auch nicht von dem Augenblicke, wo sie schlafen geht, bis zum Morgen das Zimmer ihrer Herrin; dies ist der einzige Schild, welcher den herben Pfeil der Eifersucht aufhält, daß er mir nicht das Herz durchbohrt." — „Aber," erwiderte Lope, „was denkst du, bei der Unmöglichkeit, diese Porcia, diese Minerva, diese neue Penelope zu erobern, welche als Jungfrau und Scheuermagd dich bezaubert, dich feige und ohnmächtig macht, was denkst du hier zu thun?" — „Spotte meiner so viel du willst, Freund Lope, aber ich weiß, daß ich in das schönste Gesicht verliebt bin, das die Natur zu erschaffen im Stande ist, und daß mich die unvergleichbarste Sittsamkeit anzieht, die in unsern Zeiten die Welt wird aufweisen können. Costanza heißt sie, nicht Porcia, nicht Minerva und auch nicht Penelope; sie dient in einem Gasthause, ich kann es nicht läugnen; allein, was ich kann thun, wenn es in meinem Innern mir klar ist, daß mein Schicksal durch eine unbekannte verborgene Macht mich zu ihr hintreibt und zugleich mein Verstand mit den besten Gründen der Welt meine Liebesgluth und Anbetung bestätigt? Siehe, lieber Freund," sprach Tomas weiter, „ich weiß nicht, wie ich dir es recht sagen soll, aber die Liebe erhebt und adelt dieses geringe Geschöpf, diese Scheuermagd, wie du sie nennst, so hoch, daß, wenn ich sie anblicke, ich ihre Niedrigkeit nicht sehen, und wenn ich sie betrachte, ihren geringen Stand nicht betrachten kann. Selbst wenn ich mir Mühe gebe, so ist es mir auch nicht einen Augenblick möglich, sie, wenn ich so sagen darf, in der Niedrigkeit ihres Standes zu betrachten; denn könnte je ein Gedanke daran in mir erwachen, so würde diesen gleich ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre Ruhe, Bescheidenheit und

Ehrbarkeit auslöschen und mir zu erkennen geben, daß unter dieser rauhen Rinde ein Kern verborgen und versteckt seyn muß, der an Werth und Würde Alles übertrifft. Kurz, mag es nun seyn wie es will, ich liebe sie, aber nicht mit jener gewöhnlichen Liebe, mit welcher ich wohl andere Mädchen gern gesehen habe, sondern mit einer so reinen Liebesgluth, daß ich nichts Anderes verlange, als ihr zu dienen und ihr das zu verleihen, was sie von mir begehren wird, indem ich die Hoffnung hege, sie werde mit ehrsamem Bestreben die Zuneigung mir verstatten, die meinen reinen Flammen gebührt." Bei diesen Worten rief der Asturianer mit lauter Stimme aus: „O platonische Liebe! o berühmte Scheuermagd! o hochbeglückte Zeit, in der wir leben! wo wir erfahren, daß die Schönheit ohne die geringste Coquetterie Liebe erregt, daß die Ehrsamkeit Herzen entzündet, ohne sie zu verbrennen; die Grazie ergötzt, ohne zu reizen, und alle diese Gaben die Niedrigkeit so weit erhöhen, daß sie selbst über das Rad der Fortuna hinausreicht! O ihr armen Thunfische, die ihr dieses Jahr vorbei schwimmet, ohne von mir, der ich mit so inniger Liebe an euch hänge, besucht zu werden! aber nächstes Jahr will ich es herein bringen, und zwar auf eine Weise, daß sich die Oberhäupter meiner geliebten Thunfischereien gewiß nicht beklagen sollen." Hierauf sagte Tomas: „Nun sehe ich, Lope, daß du ohne Hehl und Scheu deinen Spott mit mir treibst; das Beste, was du thun kannst, ist nur, daß du so bald wie möglich nach deiner Fischerei gehst; ich will in diesem Hause bleiben, wo du mich finden kannst, sobald du zurückkehren wirst. Wenn du willst, so will ich dir deinen Antheil an Geld geben, dann kannst du in Frieden dahin ziehen, und ein

Jeder verfolge nun den Weg, den ihm das Schicksal angewiesen hat."

„Ich hätte dich in der That für gescheiter gehalten," erwiderte Lope; „merkst du denn nicht, daß ich Alles im Spaß gesagt habe? Aber da ich nun sehe, daß du im Ernste sprechen willst, so will ich dich in Absicht auf alle deine Neigungen im Ernste bedienen. Nur um Eines bitte ich dich, was du mir zum Lohne für die vielen Dienste, die ich dir zu erweisen gedenke, nicht versagen wirst; und das besteht darin, daß du nichts herbeiführst, wodurch Dame Arguello Gelegenheit finden könnte, mich wieder aufzusuchen und zu belästigen; denn lieber wollte ich unsere Freundschaft brechen, als mich der Gefahr aussetzen, die ihrige zu erhalten. Bei Gott, lieber Freund, sie spricht mehr, als ein Advocat vor Gericht, und ihr Athem riecht auf eine Meile von Weinhefen. Alle ihre Vorderzähne sind eingesetzt und mir kommt es vor, als wären alle Haare, die sie auf dem Kopfe trägt, Perrückenmacherarbeit. Zudem hat sie noch, seitdem sie sich herabließ, mir ihre zärtlichen Gedanken zu entdecken, Alles gethan, um ihre Mängel zu verbessern und zu übertünchen; daher hat sie ihr Gesicht mit Bleiweiß bepinselt und sich so viel Mühe gegeben, ihre Wangen anzuweißen, daß sie nicht anders aussieht, denn als eine Fratzenmaske von reinem Gyps." — „Dies Alles ist wahr," erwiderte Tomas, „und ich bin noch etwas besser daran; denn die Gallizierin, die mich peinigt, ist doch nicht so gar häßlich. Alles, was hier zu thun ist, scheint mir nun darin zu bestehen: Du bleibst nur noch diese Nacht im Gasthaus, kaufst dir morgen früh den Esel, von dem du gesprochen hast, siehst dich nach einer andern Wohnung um und wirst auf diese Weise glücklich den Nachstellungen der Arguello entgehen. Ich muß mich nun freilich den

Zudringlichkeiten der Gallizierin unterwerfen, kann mich aber durch die Sonnenstrahlen der lieblichen Augen meiner Costanza schadlos halten.

Nachdem die Freunde darin überein gekommen waren, gingen sie nach dem Gasthaus, wo Dame Arguello ihren Asturianer mit den Beweisen der größten Zärtlichkeit empfing. In dieser Nacht war vor der Thüre des Gasthauses ein Tanz, welchen die Zunft der Maulthiertreiber der Stadt in Begleitung vieler Anderen von der Umgegend hielt. Lope war der beste Guitarrenspieler und außer den beiden Gallizierinnen und der Arguello tanzten drei andere Mädchen aus einem benachbarten Wirthshause mit. Dazu kamen noch mehrere Masken, die sich mehr aus Begierde, Costanza, als den Tanz zu sehen, eingeladen hatten; allein diese kam nicht zum Tanz und ließ sich nicht einmal sehen, wodurch die Hoffnung mancher begierigen Seele getäuscht wurde.

Aber Lope spielte die Guitarre mit solcher Fertigkeit, daß es war, als ob das Instrument selbst eine Seele hätte. Die jungen Mädchen baten ihn daher, er möchte eine Romanze singen; eine Bitte, welche besonders Dame Arguello mit ungemeinem Eifer unterstützte. Er versprach, es zu thun, mit der Bedingung, sie sollten Alle, wie in der Comödie, ihren Tanz nach seiner Romanze einrichten und pünktlich das thun, was er in der Romanze besänge. Unter den Maulthiertreiberjungen waren mehrere tüchtige Tänzer und unter den Mädchen gab es gerade eben so viele Tänzerinnen. Lope reinigte sich die Kehle, indem er zweimal sich räusperte; unterdessen dachte er nach, was er singen wollte, und begann als ein Mensch von leicht beweglichem Geist und schnellem Witz den glücklichen und ungetrübten Fluß seiner Improvisation auf folgende Weise:

's kommt die liebliche Arguello,
Jung einmal — wohl zweimal nicht —
Macht recht tief nun die Verbeugung,
Geht zurück im Doppelschritt.

Der du Barrabas genannt bist,
An der Hand nun führe sie,
Andalusier, Maulthiertreiber,
Domherr im Compasgebiet.[1]

Von den zwei Gallizierinnen,
So in diesem Gasthaus sind,
Komme die mit rundem Leibchen,
So der Schürze schon ist quitt.

Nimm sie bei der Hand, Torote,
Paarweis gehen alle vier
Und sie drehn sich nun und schwenken
Tanzend einen Bettlerschritt.

Alles, was der Asturianer gesungen hatte, führten die Tänzer und Tänzerinnen auf das wörtlichste aus. Als er aber zu sagen begann, sie sollten im Bettlerschritt tanzen, rief einer der Maulthiertreiber, welcher den Spitznamen Barrabas hatte, unwillig aus: „He, Bruder Musikus, schau wohl zu, was du singst; denn laß dir nicht einfallen, über die schlechten Kleider von irgend Einem zu spotten, denn hier geht Keiner wie ein Bettler, sondern es kleidet sich ein Jeder, wie Gott es ihm zuläßt.“ Der Wirth, welcher die Unwissenheit des Menschen sogleich einsah, klärte ihn nun mit den Worten auf: „Bruder Maulthiertreiber, das Wort Bettlerschritt bedeutet einen fremden Tanz und soll sich im Geringsten nicht auf Eure schlechten Kleider beziehen.“ —

[1] Ein Viertel in der Stadt Sevilla, wo der Hans Hagel wohnt.

„Mag seyn," erwiderte der Maulthiertreiber, „aber ein andermal mag man Dinge aus dem Spiel lassen, wovon wir nichts verstehen; er mag seine Zarabanden, Chaconen und Folien aufspielen, denn die kennen wir und führen sie aus, wie man sie haben will; denn hier gibt es Tänzer, denen die Lust auch beim Uebermaß nicht vergeht." Nach diesen Reden setzte der Asturianer seinen Gesang also fort:

Alle Nymphen, alle Faune
Tanzen in dem Tanze mit;
Denn Chacona [1] sey's, die lust'ge,
Größer als des Meers Revier.

Nehmt zur Hand die Castagnetten,
Beugt euch zu der Erde hin,
Daß die Hand am Sande streife,
Halb berührend Stroh und Mist.

Gut, ein Jeder macht es richtig,
Tadeln kann ich Keinen hier;
Nun bekreuzt euch, wünscht dem Teufel
Frucht von seinem Paradies.

Spuckt eins dem verdammten Recken,
Macht er gleich uns lustig Spiel;
Denn ich weiß, von der Chacona
Trennt er sich fürwahr nicht viel.

Schöner bist du als ein Spittel,
Arguello, göttlich Kind,
Du bist meine neue Muse,
Stimme du mein Saitenspiel.

Die Chacona frohen Strebens
Ist die Quintessenz des Lebens.

[1] Chacona, ein aus Amerika stammender Tanz.

Rührig Drehen, luftig Schweben
Wird den Leib uns stählen, stärken,
Und der Trägheit faulen Moder
Uns aus unsern Gliedern nehmen.

Lachen kocht in Jedes Busen,
Der da tanzt und spielt behende;
Lachen muß, wer tanzen sieht
Und die Töne wird vernehmen.

Füße sind quecksilberähnlich,
Jede warme Brust will schmelzen,
Und zur Lust verliebter Augen
Müssen die Pantoffel brechen.

Alte Glieder muß verjüngen
Leichter Sinn und luftig Schweben,
Hui die Jungen, wie sie springen,
Mehr als klug den Fuß erheben!

Die Chacona frohen Strebens
Ist die Quintessenz des Lebens.

Ach wie oft hat schon versucht
Diese hohe edle Dame
Mit der lust'gen Zarabande
Perra Mora und Pesame,[1]

Sich durch heimlich nächt'ge Breschen
In die Klöster einzuwagen,
Keuschheit störend, so den Sitz
In den Zellen aufgeschlagen!

Und wie oft ward sie von denen,
So sie lieben, sehr getadelt;
Denn es glaubt der Sohn der Freude
Und es deucht dem dummsten Narren,

[1] Alte Tänze.

Die Chacona frohen Strebens
Sey die Quintessenz des Lebens.

Indiana,[1] die Mulattin,
Sie, von der die Fama sagt,
Daß mehr Böses sie verübte,
Als Aroba je gethan;

Diese, der ergeben brünstig
Jede schmucke Scheuermagd,
Alle Pagen, so am Hofe,
Wie Lakaien von der Stadt.

Sagt und schwört euch sonder Zagen,
Trotz dem stolzen hohen Rang
Des erhab'nen Zambapalo,[2]
Immer bleibt das Sprüchlein wahr:

Die Chacona lust'gen Strebens
Ist die Quintessenz des Lebens.

Während Lope sang, umgab ihn die Schaar der Maulthiertreiber und Dienstmägde, gegen zwölf Paare an der Zahl, in verschiedenen Gruppen tanzend. Während er sich aber anschickte, Lieder von größerem Umfang und gewichtigerer Bedeutung zu singen, als die bereits vorgetragenen, rief einer von den vielen Vermummten, die dem Tanze zuschauten, ohne seine Vermummung abzunehmen: „Schweig einmal, du Trunkenbold, du bocksledener Schlauch, du Saufsack, du alter Reimdrechsler, du falsche Geige!“ Bei diesen Worten liefen noch Andere hinzu und stießen so viele Schimpfwörter über ihn aus, indem sie ihm Gesichter

[1] Die Chacona.
[2] Ein Tanz, aus Amerika stammend.

schnitten, daß Lope für gut fand, zu schweigen; aber die Maulthiertreiber nahmen diese Unterbrechung so übel, daß es böse Händel gegeben hätte, wenn nicht der Wirth aus guten Gründen sie zu beschwichtigen gesucht haben würde, und sicher hätten sie auch trotz dem nicht unterlassen, mit den Fäusten zu drohen, wenn nicht in dem Augenblicke Polizeidiener gekommen wären, die sie veranlaßt hätten, ruhig zu bleiben.

Kaum hatten sie sich zurückgezogen, als eine männliche Stimme erklang, die für alle Ohren in der Nachbarschaft hörbar war. Der Sänger saß auf einer Steinbank, welche dem Gasthaus zum Sevillaner gegenüber lag, und sang mit so wunderbarer Zartheit und Reinheit der Stimme, daß Alle sich verwunderten und sich genöthigt sahen, bis zum Ende zuzuhören. Wer sich aber am meisten darüber wunderte, war Tomas Pedro, denn seine Gefühle wurden nicht sowohl durch die Töne, als durch den Inhalt der Romanze, welche gesungen ward, am tiefsten berührt: für ihn war der Gesang keine Romanze, sondern eine Excommunicationsepistel, die ihm die Seele ängstigte, denn das Lied, das der Sänger anstimmte, lautete also:

Wo verweilst du denn verborgen,
Du, der Schönheit reinster Himmel,
Fremdling du von fernen Sphären
In dem irdischen Gebilde?

Feuerhimmel, wo die Wohnung
Sicher aufschlug einst die Liebe;
Erstes Mobile sich regend
Durch des Glücksrads fein Getriebe; [1]

[1] Ptolomäus nennt den äußersten Himmel, der Alle bewegt, primum mobile.

Du chrystallenreine Quelle,
Wo so klar die Wasser fließen,
Die der Liebe Flamme rein'gen
Und sie nähren und erquicken.

Neues, schönes Firmament,
Wo zwei Sterne lieblich blinken
Und mit nicht erborgtem Glanz
Erd' und Himmel hell durchschimmern;

Freude, die mit kräft'gem Streben
Jede Trauer macht verschwinden,
Die der Vater bringt, deß Schlund
Ist das Grab der eignen Kinder; [1]

Demuth, so nicht will empfangen
Hoheit, so ihr Zeus verliehen,
Dessen Güte überschwänglich
Auf sie niederträufelt immer;

Unsichtbares zartes Netz,
Das gefangen hält so bitter
Jenen Gott, den Ehrenräuber,
Der im Kampfe führt zum Siege; [2]

Vierter Himmel, zweite Sonne,
Schwärzend tief der ersten Schimmer,
Läßt du dich durch Zufall sehen —
Glück und Zufall ist dies immer;

Himmelsbote, hoch und herrlich
Sprechend mit so weisem Sinne,
Und durch Schweigen überredest
Mehr als du gewollt zur Minne.

[1] Die Zeit.

[2] Anspielung auf das Netz, in welchem Ares und Aphrodite vom Hephästos gefangen wurden.

Von dem zweiten Himmel hast du
Nur der Schönheit Glanz und Frische,
Und vom ersten weiter nichts,
Als des Mondes zarten Flimmer.

Bist, Costanza, diese Sphäre;
Doch durch Unbill des Geschickes
Hingebannt an schlechte Stätte,
Die die Hoheit dein verfinstert.

Sey der Schöpfer deines Schicksals,
Lasse deinen Stolz sich mindern,
Beuge Sprödigkeit, Verachtung
Einem schmiegsam weichen Sinne.

Werdet schauen dann, o Herrin,
Stolze Damen hochgeschniegelt,
Wie sie blicken scheel und sauer,
Sonst an Schönheit hochgepriesen.

Und ich biet' euch, wollt ihr schnell
Hoch empor euch herrlich schwingen,
Wie sie keine Seele hegte,
Reiche, tiefe, reine Minne.

Kaum hatte der Sänger den letzten Ton hören lassen, als zwei zerbrochene Ziegel vom Hause herunterflogen, und hätten diese mit der Heftigkeit, wie sie vor seinen Füßen niederfielen, seinen Scheitel getroffen, so hätten sie ihm mit Leichtigkeit sowohl Musik als Poesie aus dem Schädel herausgeschmettert. Der arme Teufel erschrack heftig und lief mit solcher Eile den Abhang hinunter, daß ihn kein Windhund gefangen hätte. So geht es den Musikern, welche wie Fledermäuse und Nachteulen im Dunkeln herumschweifen, stets sind sie ähnlichen Uebeln, Hagelgüssen und Unfällen ausgesetzt.

Allen Denjenigen, welche die Stimme des Gesteinigten gehört hatten, erschien sie gefällig und angenehm, der aber, der sowohl dem Gesang als der Romanze den meisten Beifall zollte, war Tomas Pedro, ob er gleich gewünscht hätte, ein anderes Mädchen als Costanza möchte die Ursache solcher Serenaden seyn; ja es wäre ihm am liebsten gewesen, wenn keine derselben den Ohren des Mädchens zugekommen wären. Barrabas, der bereits erwähnte Maulthierjunge, hatte auch der Musik aufmerksam zugehört, war aber durchaus verschiedener Meinung darüber; daher sagte er, als er den Sänger fliehen sah: „Lauf nur, du unsinniger Narr, du Judastroubadour, daß dir die Flöhe die Augen ausstechen; wer Teufel hat dich gelehrt, einer Scheuermagd Dinge von Sphären und Himmeln vorzusingen, und sie deinen Sonntag, deinen Montag und sie deinen Glücksrath zu heißen! Schwatze nur solches Zeug, und verflucht seyst du und Jeder, dem dein Leyergesang gut scheint! Ja, hättest du gesagt, sie sey gerade aufgeschossen wie eine Spargel, zierlich wie eine Feder, weiß wie Milch, ehrsam wie eine Novize im Kloster, geziert und scheu wie ein Miethesel, und härter als ein Stück Mauerkalk! ja, wenn du das gesagt hättest, so hätte sie es verstanden und sich darüber gefreut, aber da von Gesandten, von Gesandtschaften, von Netzen, von Beweglichkeit, Hoheit und Niedrigkeit herunterschwatzen, das mögt Ihr besser einem Jungen in der Schule, als einer Scheuermagd sagen. Es ist doch wahr, es gibt heut zu Tage Poeten in der Welt, die Romanzen schreiben, so kein Teufel verstehen kann, wenigstens ich, obgleich ich doch der Barrabas bin, ich habe auf keine Weise verstanden, was der Musiker da gesungen hat; wir wollen einmal sehen, was Costancica darüber sagt. Aber die ist gescheiter, die liegt in ihrem Bett, und lacht den Dalai Lama

in Indien selbst aus. Wenigstens ist dieser Musiker doch keiner von denen, die der Sohn des Corregidor mit sich führt, denn deren sind immer Viele, und ihre Gesänge lassen sich doch dann und wann verstehen, aber dieser da, hol' mich Der und Jener, hat mich wirklich böse gemacht." Alle Diejenigen, welche den Barrabas so raisonniren hörten, freuten sich nicht wenig darüber und fanden, daß er mit seiner Recension gerade in's Ziel geschossen habe.

Hiermit endete das Fest, und alle Theilnehmer desselben gingen zu Bette. Kaum waren alle zur Ruhe gegangen, als Lope vor der Thür seines Gemaches ganz leise rufen hörte. Auf seine Frage, wer es wäre? erhielt er die Antwort: „Wir sind es, Arguello und die Gallizierin, öffnet uns, denn wir erfrieren fast." — „Nun, in der That," antwortete Lope, „das finde ich lustig, wir sind ja in der Mitte der Hundstage." — „Sey so gut und laß dies Geschwätz, Lope," erwiderte die Gallizierin, „steh' auf und öffne die Thür, denn wir sind im Staate wie Herzoginnen." — „Was Herzoginnen, und zu dieser Stunde," antwortete Lope, „das glaube ich nicht, aber soviel weiß ich, daß ihr Hexen seyd, oder wenigstens die unverschämtesten Weibsleute von der Welt! marschirt euch von hier weg, und zwar sogleich, wo nicht, so schwöre ich beim Leben des ...., wenn ich aufstehen muß, so denke ich euch mit den Schnallen meines Gurtriemens eure Hintern dergestalt zu bearbeiten, daß ihr von hinten aussehen sollt, wie Klatschrosen."

Die beiden Weibsstücke, welche eine so gar gröbliche Antwort erhalten hatten, die himmelweit von dem, was sie sich bisher einbildeten, entfernt war, gingen traurig und mißvergnügt zu Bette, indem sie die Wuth des Asturianers fürchteten, die ihre Hoffnungen zerstört und ihnen durch ihre

besten Rechnungen einen Strich gemacht hatten; ehe sie aber von der Thüre weggingen, rief Arguello, indem sie ihren Rüssel dem Schlüsselloch näherte, hinein: „Der Honig ist nicht für den Gaumen des Esels geschaffen!" Nachdem sie dies hineingerufen, was sie für eine großartige Sentenz und eine gerechte Sache hielten, gingen sie, wie bereits gesagt wurde, nach ihrem traurigen einsamen Lager. Als aber Lope merkte, daß sie fortgegangen seyen, sagte er zu Tomas Pedro, der indessen aufgewacht war: „Höre, Tomas, laß mich mit zwei Riesen kämpfen, und gib mir Gelegenheit, daß ich mich rühmen kann, in deinem Dienste einem halben oder einem ganzen Dutzend Löwen die Kinnladen eingeschlagen zu haben, ich werde das Alles mit größerer Leichtigkeit thun, als ich ein Glas Wein trinken will; wenn du mir aber aufgibst, Dame Arguello zu umarmen, so werde ich mich dagegen sträuben, und sollte ich von Pfeilen durchbohrt werden. Siehe nur, was für Edelfräulein von Dänemark uns das Schicksal diese Nacht angeboten hat![1] Aber Geduld, der Tag wird anbrechen, und wir werden auf die Reise gehen." — „Ich habe dir bereits gesagt, lieber Freund," erwiderte Tomas, „daß du meinetwegen ganz nach deinem Geschmack handeln magst, sey es, daß es dir gefällt, deine Streifzüge fortzusetzen, sey es, daß du Willens bist, dir einen Esel zu kaufen und Wasserträger zu werden, wie du bereits beschlossen hast." — „Bei dem Letztern bleibt es, und ich will Wasserträger werden," antwortete Lope. „Nun wollen wir aber den kleinen Rest der Nacht, welcher uns übrig

[1] Die Edelfräulein von Dänemark beziehen sich auf Personen, welche im Amadis von Gallien, einem damals beliebten Ritterroman, vorkommen.



VIII. Seite 207.

bleibt, verschlafen, denn mein Kopf ist so dick wie eine Tonne, und ich bin jetzt nicht in der Laune, mich weiter mit dir zu unterhalten.“ Hiemit schliefen sie ein, und als der Tag anbrach, standen sie auf; Tomas ging, um seine Gerste auszutheilen, und Lope begab sich zu einem in der Nähe befindlichen Viehhändler, um einen guten und brauchbaren Esel zu kaufen.

Nun geschah es, daß Tomas, angeregt durch seine verliebten Gedanken, in den musenreichen Stunden, so ihm die einsame Zeit der Siesta gewährte, einige liebeglühende Verse dichtete, welche er in dasselbe Buch schrieb, wo er die Rechnungen über die Gerste verzeichnete, in der Absicht, die Gedichte in freien Stunden in's Reine zu schreiben, und die im Buche beschriebenen Blätter auszustreichen oder auszureißen. Aber ehe er dazu kam, dies zu thun, ging er eines Tages aus, und ließ das Buch auf der Gerstentruhe liegen. Da kam sein Herr dazu, schlug es auf, um nach der Rechnung zu sehen, und stieß auf die Verse, welche ihn in Staunen und Verwirrung setzten, als er sie las. Er ging damit in das Zimmer seiner Frau, rief jedoch, ehe er ihr die Verse zeigte, der Costanza, hielt ihr eine ernsthafte Standrede, in der einige Drohungen enthalten waren, und sagte ihr, sie solle ihm bekennen, ob Tomas Pedro, der Gerstenjunge, sich an sie mit Liebeserklärungen, mit ungeeigneten Reden, oder mit Worten, die eine zärtliche Neigung verriethen, gewandt habe? Costanza schwur, daß das erste Wort, welches zwischen ihnen in dieser oder anderer Beziehung je gewechselt werden könnte, noch zu wechseln sey, und Tomas habe nie, selbst nicht mit den Augen, ihr gegenüber einen Gedanken der Art blicken lassen.

Die Herrschaft schenkte ihr Glauben, weil Beide überzeugt

waren, sie rede wie immer die Wahrheit, was man sie auch fragen möge. Sie ließen sie gehen, und der Wirth sagte zu seiner Frau: „Ich weiß nicht, was ich über die Sache denken soll; wißt, liebe Frau, der Tomas hat in das Gerstenbuch Verse geschrieben, welche mir durchaus den Gedanken in den Kopf setzen, er sey in Costanza verliebt.“ — „Laß einmal die Gedichte sehen,“ erwiderte die Frau, „und dann will ich gleich sagen, ob sie etwas taugen.“ — „So wird es ohne Zweifel seyn,“ erwiderte der Mann, „denn da Ihr ein Schöngeist seyd, so werdet Ihr bald den Sinn herausfinden.“ — „Ich bin kein Schöngeist,“ erwiderte die Frau, „allein Ihr wißt, ich habe einen guten Verstand und kann die vier Orationen lateinisch hersagen.“ — „Es wäre gescheiter, Ihr könntet es auf spanisch,“ versetzte der Wirth; „denn ich habe Euern Onkel, den Clericus, sagen hören, Ihr machtet, wenn Ihr sie auf Latein hersagtet, so viele abgeschmackte Schnitzer, daß daraus ein vollkommener Unsinn entstände.“ — „Dieser Pfeil kommt aus dem Köcher seiner Nichte, die darauf neidisch ist, daß ich mein lateinisches Brevier in der Hand habe, und darin meine Augen spazieren gehen lasse, als wäre es in einem bepflanzten Weingarten.“ — „Sey das, wie Ihr wollt,“ sagte darauf der Wirth, „hört einmal zu, die Verse heißen also:

Wem wird Amor Gunst erzeigen?
Wer kann schweigen.

Was siegt über spröde Sinne?
Feste Minne.

Was erlangt sein süßes Leben?
Eifrig Streben.

Und so könnt' ich doch erleben
Frohen Sieg in dieser Minne,
Wenn mein Herz in treuem Sinne
Schweigt in festen Eifers Streben.

Was ernährt der Liebe Neigung?
Gunstbezeigung.

Was vermindert denn, ihr Tollen?
Ewig Grollen.

Gibt ihr Wachsthum die Verachtung?
Nein — Umnachtung.

Klar seh' ich aus der Betrachtung:
Ewig bleib' ich liebentglommen,
Denn, die mir mein Glück entnommen,
Zeigt nicht Gunst und nicht Verachtung.

Was hofft der Verzweiflung Noth?
Bittern Tod.

Was kann Hülfe da erwerben?
Halbes Sterben.

Ist denn gut, sich todt zu schlagen?
Nein, ertragen.

Denn man muß in Wahrheit sagen —
Und die Wahrheit kommt von oben —
Stets nach eines Sturmes Toben
Sah man's lichter, heller tagen.

Sag' ich dir, was mich bedrückte?
Wenn's sich schickte.

Gibt's denn nie Gelegenheit?
Wohl, noch heut!

Kommt der Tod auch endlich her,
Sey's nicht schwer.
Wird mein reines treues Hoffen
Nur Costanza's Seele offen,
Lacht sie dann und weint nicht mehr.

„Steht noch mehr darin?“ fragte die Wirthin. „Nein,“ antwortete der Mann, „allein, was dünkt Euch von diesen Versen?“ — „Das Erste, was zu thun ist,“ sagte sie, „ist, daß man herausbringen muß, ob sie von Tomas sind.“ — „Dies unterliegt gar keinem Zweifel,“ erwiderte der Wirth; „denn die Gerstenrechnung und die Verse zeugen von einer und derselben Handschrift, und das ist eine Sache, die nicht geleugnet werden kann.“ — „Aber bedenkt, lieber Mann,“ fuhr die Wirthin weiter fort, „obgleich ich sehe, daß die Verse den Namen Costanza nennen, woraus sich wohl schließen läßt, daß sie an unser Dienstmädchen gerichtet sind, so können wir doch dies nicht mit so völliger Gewißheit behaupten, wie wenn wir den Tomas sie hätten selbst schreiben sehen; um so mehr, da es noch andere Costanzen, als die unsere, in der Welt gibt.

„Allein, sey dies, wie es wolle, selbst wenn die Verse an sie gerichtet sind, so sagt er ihr durchaus nichts Unehrbares und bittet sie um nichts, was sie beleidigen könnte. Indessen wollen wir recht auf der Wache seyn, und das Mädchen von dem Vorgefallenen unterrichten. Ist er in sie verliebt, so wird er sicher noch weitere Verse machen und dafür sorgen, daß sie in ihre Hände kommen.“ — „Wäre es nicht besser,“ sagte darauf der Wirth, „wenn wir uns aller dieser Unannehmlichkeiten dadurch entzögen, daß wir ihn aus dem Hause entfernten?“ — „Dies liegt in Eurer Hand,“ erwiderte die Frau; „da aber der Junge Euch, wie Ihr selbst

sagt, so gut bedient, so halte ich es für eine Gewissenssache, ihn einer so geringfügigen Ursache wegen zu verabschieden." — „Ihr habt Recht," versetzte der Wirth, „wir wollen ein wachsames Auge haben, wie Ihr sagt, und die Zeit wird uns lehren, was wir zu thun haben."

Dabei blieb es; und der Wirth legte das Buch wieder an den Ort, wo er es gefunden hatte. Tomas suchte, als er zurück kam, sogleich mit ängstlichem Eifer sein Buch, und schrieb, nachdem er es gefunden hatte, um jeglicher Entdeckung zu entgehen, die Verse ab, zerriß die beschriebenen Blätter und beschloß, bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm darböte, den Wunsch seines Herzens Costanzen zu entdecken. Da sie aber immer auf dem Cothurn ihrer Zurückgezogenheit und Ehrsamkeit einherging, und daher keinem Menschen Gelegenheit gab, sie zu betrachten, geschweige denn, eine Unterredung mit ihr anzufangen, so vergrößerte sich die Schwierigkeit, mit ihr zu sprechen, immer mehr, zumal da das Gasthaus täglich von einer Menge von Leuten besucht wurde, deren Augen ihn immer zu beobachten schienen — Verhältnisse, die den armen Verliebten fast zur Verzweiflung brachten.

An diesem Tage erschien Costanza mit einem Tuch, womit sie das Gesicht verbunden hatte, und als man sie fragte, warum sie sich so verbunden habe, klagte sie heftige Zahnschmerzen; Tomas aber, dem die Liebe den Geist schärfte, verfiel sogleich darauf, was hier zu machen sey, und sagte: „Señora Costanza, ich will Euch ein Gebet geben, das ich schriftlich besitze, und das die Kraft hat, Euern Zahnschmerz zu tilgen, wenn Ihr es zweimal hersagt." — „Ganz recht," erwiderte Costanza, „ich will es hersagen; denn ich kann lesen." — „Dabei ist aber noch eine Bedingung," fuhr

Tomas weiter fort: „Ihr dürft es nämlich Niemanden zeigen, denn ich halte es sehr hoch im Preis, und es wäre nicht gut, wenn es an Werth dadurch verliere, daß es in die Hände Vieler käme." — „Ich verspreche es Euch," erwiderte Costanza, „und will es Niemand mittheilen; aber gebt mir es doch gleich, denn der Schmerz quält mich sehr." — „Ich will es geschwind aufschreiben, denn ich weiß es auswendig," erwiderte Tomas, „und will es Euch dann gleich geben."

Dies war die erste Rede, so Tomas und Costanza miteinander gewechselt hatten, so lange er in dem Hause war, und dies war schon seit vierundzwanzig Tagen. Tomas zog sich hierauf zurück, schrieb das Gebet auf, und sorgte dafür, es heimlich, ohne daß es Jemand gewahr wurde, Costanzen zu geben; diese ging voll Freude und voll Andacht in ihr Kämmerlein, öffnete, als sie allein war, das Papier, und las folgende Worte:

„Herrin meiner Seele, ich bin ein Edelmann, aus Burgos gebürtig, und Erbe eines Majorats von sechstausend Dukaten jährlicher Renten, sobald mein Vater stirbt. Bewogen durch den Ruf Eurer Schönheit, von der man in vielen Sprachen spricht, verließ ich mein Vaterland, wechselte meine Kleider und kam in der Tracht, in welcher Ihr mich seht, daher, um Euerm Herrn zu dienen. Wollt Ihr in der Art, wie es am meisten Eurer Ehrbarkeit zukommt, die Meinige seyn, so sollt Ihr jede Probe, die zum Beweise meines aufrichtigen Bestrebens zu dienen vermag, erfüllt sehen. Habt Ihr meine Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit ergründet, so werde ich, wofern es Euch also gefällt, Euer Gatte werden, und mich für den glücklichsten Menschen in der Welt halten. Für jetzt bitte ich Euch um nichts Anderes, als darum, Ihr möget so reine und so liebeglühende

Gedanken wie die meinigen nicht von Euch verstoßen. Erfährt dies Eure Herrschaft, und schenkt sie meiner Aufrichtigkeit nicht Glauben, so wird sie mich ohne Zweifel dazu verdammen, Eure Nähe zu meiden, was eben so hart ist, als ein Todesurtheil. Gestattet, o Herrin, daß ich Euch sehe, bis Ihr mir glaubt; denn ich denke, wer keine andere Schuld begangen hat, als die, daß er Euch anbetet, keine so strenge Strafe verdient, als die ist, daß Ihr Euch seinen Blicken entzieht. Ihr könnt mir mit den Augen antworten, um den Beobachtungen so Vieler zu entgehen, die stets um uns sind, aber Eure Augen haben die Kraft, wenn sie zornig blicken, zu tödten, und wenn sie gütig blicken, einen Todten auferstehen zu machen."

Während Tomas dachte, Costanza könnte nun seinen Brief lesen, da pochte sein Herz mächtig, von Hoffnung und Furcht hin und her bewegt, gerade wie das eines Menschen, der im Begriff ist, entweder sein Todesurtheil oder seine Begnadigung zu vernehmen. In diesem Augenblick kam Costanza heraus, und erschien, obgleich sie ihr Gesicht verhüllt hatte, so schön, daß, wenn es je erlaubt wäre, zu denken, irgend ein Zufall wäre fähig, ihre Schönheit zu vergrößern, man nun das Urtheil fällen könnte, daß die Ueberraschung in dem Papier, welches ihr Tomas gab, Etwas so sehr von dem Verschiedenes zu finden, das sie gehofft hatte, ihre Schönheit vergrößert hätte. Sie trat mit dem Papier in der Hand heraus, zerriß dieses in kleine Stücke und sagte zu Tomas, der kaum im Stande war, sich aufrecht zu erhalten: „Bruder Tomas, dein Gebet erscheint eher als eine Zauberformel und arglistige Lüge, als ein heiliges Gebet, daher will ich es weder benützen noch daran glauben, und habe dies Papier zerrissen, damit es nicht einem Mädchen

vor die Augen komme, das leichtgläubiger ist, als ich. Du wirst wohl daran thun, andere und bessere Gebete auswendig zu lernen; denn es ist nicht möglich, daß dies dir von einigem Vortheil sey."

Mit diesen Worten ging Costanza nach den Gemächern ihrer Herrin; Tomas aber war sehr erstaunt über ihr Betragen, fand aber dennoch einigen Trost darin, daß das Geheimniß seiner Liebe in Costanza's Busen verschlossen sey; denn er glaubte, sie werde ihrer Herrschaft nichts davon sagen, und so sey er wenigstens außer Gefahr, aus dem Hause gejagt zu werden. Uebrigens glaubte der Verliebte, daß er durch den ersten Schritt, den er in seiner Sache gethan hätte, Berge von Hindernissen überwunden habe; denn bei großen und zweifelhaften Unternehmungen besteht die größte Schwierigkeit im Beginnen.

Während dies Alles im Gasthause vorging, trieb sich der Asturier auf dem Markte herum, um einen tauglichen Esel zu kaufen; er fand deren viele, aber keiner entsprach seinen Wünschen, obgleich ein Zigeuner sich sehr viele Mühe gab, für ihn einen aufzutreiben, der aber mehr in Folge des Quecksilbers, das man ihm in die Ohren gegossen hatte, lief, als in Folge seiner Lebendigkeit. Wenn dieser Esel auch in Absicht auf seinen Gang nichts zu wünschen übrig ließ, so mißfiel er seiner Körperbildung wegen, denn er war sehr klein und nicht von der Gestalt und Größe, welche Lope wünschte, denn er suchte einen, der hinlängliche Stärke hatte, um neben den Wasserkrügen, seyen diese voll oder leer, ihn selbst zu tragen. Während dieses Handels trat ein junger Bursche auf ihn zu, der ihm in das Ohr raunte: „Junger Mann, wenn Ihr ein Thier sucht, das für den Dienst des Wassertragens gut paßt, so habe ich einen Esel.

der nicht weit von hier auf einer Wiese ist, und Ihr werdet weder einen größern, noch einen bessern in der ganzen Stadt finden; ich rathe Euch, ja keinen Esel von den Zigeunern zu kaufen, denn, obgleich diese gesund und tüchtig erscheinen, sind sie doch alle gefälscht und voll verborgener Mängel. Wollt Ihr aber einen kaufen, welcher Euch im Dienste zuschlagen wird, so kommt mit mir und seyd still."

Der Asturianer schenkte dem Jungen Glauben, und bat, ihn dahin zu führen, wo der Esel sey. Die Beiden gingen mit einander Hand in Hand, wie man zu sagen pflegt, bis sie zu den königlichen Gärten kamen, wo sie im Schatten einer hydraulischen Maschine viele Wasserträger fanden, deren Esel auf einer nahe gelegenen Wiese weideten. Der Verkäufer führte seinen Esel vor, und dieser fiel sogleich dem Asturianer in die Augen; alle Andern aber, welche dabei waren, lobten den Esel als ein starkes Thier, einen guten Läufer und einen Fresser ohne Gleichen. Bald wurden sie Handels einig, wobei die übrigen Wasserträger das Geschäft der Mäkler und Zwischenhändler machten; und Lope kaufte den Esel nebst dem zum Handwerk nöthigen Geschirr, ohne weitere Garantie und Probe, für sechzehn Dukaten. Der Asturianer erlegte das Geld in Goldgulden, und die Wasserträger wünschten ihm Glück zu seinem Kauf und zu seinem Eintritt in ihr Handwerk, indem sie ihm versicherten, der Esel, den er gekauft habe, werde ihm Glück bringen, denn der Besitzer, aus dessen Händen er komme, habe ohne den geringsten Unfall, in weniger als Jahresfrist, mit ihm zwei vollständige Anzüge und noch mehr als die sechzehn Dukaten, die das Thier werth sey, verdient, und außerdem sich und den Esel auf ehrliche Weise ernährt; mit dem errungenen Vermögen aber habe er im Sinne nach Hause zu ziehen,

wo er sich mit einer weitläufigen Verwandtin verheirathen wolle.

Außer denen, welche sich in den Eselshandel gemischt hatten, waren noch vier andere Wasserträger anwesend, welche auf der Erde hingestreckt Lanzknecht spielten; der Rasen war ihr Spieltisch, und ihre Mäntel dienten ihnen als Teppich. Der Asturianer schaute ihnen zu und bemerkte, daß sie nicht wie Wasserträger, sondern eher wie Prälaten spielten, denn ein Jeder hatte mehr als hundert Realen in Silber und Kupfermünze vor sich liegen. Ein einziges Spiel drohte alle die Andern in Rest zu setzen, und wenn nicht Einer die Parthie des Andern genommen hätte, so hätte jener Spieler reinen Tisch gemacht. Endlich verloren zwei der Spieler bei diesem Spielmanöver all ihr Geld, und die Andern standen auf. Als dies der Verkäufer des Esels sah, rief er aus: „Wenn sich nur der vierte Mann fände, er würde gern weiter spielen, denn er spiele nicht gern zu Dreien. Der Asturianer, dessen Seele so gutherzig war, daß er keine Suppe verderben konnte, wie die Italiener sagen, erklärte, er wolle der Vierte seyn. Sogleich setzten sich die Spieler: die Sache ging recht gut, aber es wurde mehr darauf gesehen, viel Geld, als viel Zeit auf das Spiel zu verwenden, und unser Lope verlor in kurzer Zeit die sechs Goldgulden, welche er noch in der Tasche hatte. Da er sich nun ohne einen Heller Geld sah, machte er ihnen den Vorschlag, um den Esel zu spielen, wenn es ihnen recht wäre. Seine Mitspieler nahmen den Vorschlag an, Lope setzte den vierten Theil des Werthes seines Esels auf einmal, denn er dachte, so hoch zu spielen. Es ging ihm aber dabei so schlecht, daß er auf vier Sätze hinter einander die vier Viertel seines Esels verlor. Und derselbe, welcher

ihn verkauft hatte, hatte ihm den Esel auch wieder abgewonnen.

Der Gewinnende stand nun auf, um sich seines Esels zu bemächtigen, aber Lope unterbrach ihn und erklärte, er habe nur die vier Viertel des Esels verspielt, daher sey der Schwanz noch sein Eigenthum, den solle er ihm geben und dann in Gottes Namen den Esel wegnehmen. Alle, die dies Begehren mit anhörten, lachten herzlich darüber. Einige aber, die etwas von Gesetzen verstehen wollten, waren der Meinung, daß diese Forderung durchaus unrichtig sey, und sagten: wenn man einen Hammel oder irgend ein anderes Stück Schlachtvieh verkaufe, so begehre man auch nicht den Schwanz zurück, denn dieser gehe eben mit den beiden Hintervierteln weg. Auf dies antwortete Lope: in der Barbarei rechne man gewöhnlich den Hammel zu fünf Viertel, und das fünfte Viertel sey der Schwanz; denn beim Aushauen der Hämmel werde der Schwanz gerade so hoch bezahlt, wie ein jedes Viertel. Daß man bei Schlachtvieh, welches man lebendig verkaufe, den Schwanz nicht abschneide, gebe er gerne zu; aber er habe seinen Esel nicht verkauft, sondern verspielt, und es sey nie seine Absicht gewesen, den Schwanz des Esels zu verlieren, daher sollten sie ihm denselben sogleich ausliefern, und zwar mit Allem, was dazu gehöre und damit verbunden sey, nämlich von der Spitze des Hinterhauptes, bis zu den letzten Haaren des Schweifbüschels, alle Wirbel von Anfang bis zu Ende mit eingerechnet. „Aber zugegeben,“ sagte Einer, „daß es so ist, wie Ihr sagt, wenn man Euch nun den Schwanz gibt, wie Ihr ihn haben wollt, was soll nun aus dem Esel werden?“ — „Das ist es eben,“ erwiderte Lope, „ich will meinen Schwanz haben, wo nicht, so sollt ihr mir bei Gott den Esel nicht wegnehmen, und

wenn auch so viele Wasserträger herkommen, als in der Welt sind. Denkt nicht, so viel ihr auch da herum steht, mir irgend einen Streich zu spielen, denn ich bin Einer, der es mit seinem Mann aufnimmt, und der einem den Degen zwei Spannen weit durch die Kaldaunen jagt, ohne daß er's weiß, von wem, oder woher, oder wie. Die Wunde kam, und außer dem will ich nicht, daß man mir den Schwanz nach Verhältniß des andern Körpers bezahle, sondern ich will, daß man mir ihn als solchen gibt, und dem Esel so abschneidet, wie ich gesagt habe."

Der, welcher im Gewinnst war, so wie die übrigen Wasserträger, wagten es doch nicht, sich aus dem Handel mit Gewalt zu ziehen, weil sie den Asturianer so in Hitze sahen, daß sie dachten, es werden böse Händel daraus entstehen. Lope, der in den Thunfischereien sich hatte betragen lernen, indem er dort alle möglichen Gattungen von Händeln und Gefahren, so wie die außerordentlichsten Flüche und Schwüre eingeübt hatte, warf seinen Hut in die Luft und zog einen Dolch, den er in den Falten seines Mantels verborgen hatte, wobei er sich so stellte, daß er der ganzen Compagnie der Wasserträger Furcht und Respect einflößte. Endlich machte einer von ihnen, der offenbar sich als der vernünftigste und klügste zeigte, den Vorschlag, sie sollten den Schwanz des Esels gegen ein Viertel im Spiele, entweder auf einen oder zwei Sätze, setzen. Dies waren Alle zufrieden; Lope gewann das Spiel, Lope setzte wieder, der Andere wurde ärgerlich, verlor das andere Viertel auch, und hatte nach drei Spielen den ganzen Esel verloren. Nun wollte er um Geld spielen, aber Lope hatte keine Lust dazu; die Andern aber ließen nicht ab, ihm zuzusetzen, bis er sich entschloß, es zu thun. Lope gelang es, ihn die Reise

von Habegut zu Habenichts machen zu lassen, und spielte so lange mit ihm, bis er ihm auch den letzten Maravedi abgenommen hatte. Aus Kummer über seinen Verlust warf sich dieser auf den Boden und schlug mit Heftigkeit seinen Kopf gegen die Erde. Lope aber, als ein wohlerzogener und eben so edelmüthiger als mitleidiger Charakter, erhob ihn vom Boden und gab ihm alles das gewonnene Geld zurück, nebst den sechzehn Dukaten, die der Esel werth war. Ausserdem vertheilte er noch das Geld, das er in der Tasche hatte, an die Umstehenden und erregte durch diese außerordentliche Freigebigkeit das Staunen Aller, die sich darüber so entzückt sehen ließen, daß sie ihn zum König der Wasserträgerschaft ausgerufen hätten, wäre dies in den Zeiten und Verhältnissen des Tamerlan geschehen.

Unter großer Begleitung ging Lope nach der Stadt zurück und erzählte seinem Freunde Tomas das Vorgefallene, welcher ihm seinerseits Nachricht von dem guten Erfolge seiner Liebeserklärung gab. In der ganzen Stadt aber gab es keine Taverne, keine Bude, keinen Eckensteherplatz, wo man nicht von dem Spiel um den Esel, von dem Gegenspiel, das beim Schwanz angefangen hatte, sowie von dem Eifer und dem Edelmuth des Asturianers sprach. Wie aber die schändliche Bestie, Pöbel genannt, ihrem größeren Theile nach, schändlich verrucht und verläumderisch ist, so entfiel bald dem Gedächtniß Aller der Edelmuth, der Eifer und die sonstigen guten Eigenschaften des großen Lope, und man sprach nur von dem Eselschwanz. Kaum waren daher zwei Tage vergangen, mußte Lope, wenn er mit seinen Wasserkrügen durch die Stadt ritt, bemerken, daß viele mit Fingern auf ihn wiesen und ausriefen: „Schaut, das ist der Wasserträger mit dem Schwanze.“ Die Straßenjungen, auf Alles

aufmerksam, wußten in kurzer Zeit die ganze Geschichte, und Lope durfte sich nur am Eingange irgend einer Straße zeigen, als sie von allen Seiten her, der eine von da, der andere von dort, auf ihn zuriefen: „Asturianer, gib den Schwanz her; gib den Schwanz her, Asturianer!“ Lope, welcher einen solchen Hagel von Schmähworten aus so zahlreicher Gesellschaft auf sich einstürmen sah, schwieg ruhig, denn er glaubte, daß die Unverschämtheit jener Jungen sich in seinem tiefen Stillschweigen begraben werde. Darin aber betrog er sich und je mehr er schwieg, desto mehr schrieen die Jungen. Er versuchte nun statt der Geduld seinen Zorn wirken zu lassen, sprang von seinem Esel herab und prügelte mit seinem Stock auf die Jungen los. Dies war aber ebensoviel, als Pulver reiben und brennenden Schwamm hinein werfen, oder die Köpfe der Hydra abschlagen; denn wenn er auch dadurch, daß er einen Jungen abprügelte, ein Haupt dieser Straßenjungen-Hydra vertilgt zu haben glaubte, so wuchsen nicht nur sieben, sondern siebenhundert andre Köpfe hervor, die mit noch größerem Eifer und nachdrücklicherer Wiederholung ihn um den Schwanz baten. Endlich fand er für gut, nach einem Wirthshause sich zurückzuziehen, in welchem er sich, fern von seinen Genossen, um den Nachstellungen der Arguello zu entgehen, einlogirt hatte; dort wollte er warten, bis der Einfluß seiner feindlichen Planeten vorüber wäre, und bis die Straßenjungen die unverschämte Forderung des Eselschwanzes vergessen hätten.

Sechs Tage vergingen, ohne daß er das Haus verließ, außer bei Nacht, wo er nach seinem früheren Gasthause ging, um den Tomas zu sehen. Auf seine Frage: wie es mit seinen Liebesangelegenheiten ginge, antwortete dieser: seit er der Costanza jenes Billet gegeben, habe er auch nicht

ein einziges Wort mit ihr sprechen können, und es scheine, sie betrage sich noch zurückgezogener als früher, denn ein einziges Mal, wo er Gelegenheit gefunden habe, sich ihr zu nähern, um mit ihr zu sprechen, habe sie, noch ehe er auf sie zugetreten sey, gesagt: „Tomas, ich habe keine Zahnschmerzen mehr und bedarf also weder deiner Reden, noch deiner Gebete; sey froh, wenn ich dich nicht bei der Inquisition verklage, und gib dir weiter keine Mühe." — „Diese wenigen Worte aber sagte sie, ohne mir einen Blick des Zornes zuzuwerfen," fuhr Tomas weiter fort, „auch war in dem Ton ihrer Stimme kein Zeichen zu erkennen, daß ihre Seele streng gegen mich gestimmt sey." Lope erzählte dagegen seinem Freunde, welche Mühe sich die Straßenjungen gäben, ihm den Schwanz abzufordern, wie er bei dem Spiel um den Esel gethan habe und wodurch er wieder auf so merkwürdige Weise in dessen Besitz gekommen sey. Tomas gab ihm den Rath, er solle seine Wohnung nicht verlassen und um keinen Preis auf dem Esel ausreiten; wollte er aber dennoch ausgehen, so sey es am klügsten, durch einsame und unbesuchte Straßen zu wandeln; sey aber dies auch nicht hinreichend, so möge er nur immerhin das Amt eines Wasserträgers aufgeben, denn dies sey das letzte Mittel, um einer so schmählichen Forderung zu entgehen. Lope erkundigte sich, ob die Gallizierin seinem Freunde noch beschwerlich falle. Tomas verneinte dies, setzte aber hinzu, sie unterlasse nicht, ihn durch Geschenke und Leckerbissen verführen zu wollen, welche sie in der Küche den Gästen entwende. Nach diesem Gespräche kehrte Lope nach seinem Gasthause zurück, entschlossen, noch sechs Tage lang zu Hause zu bleiben und wenigstens nicht mit dem Esel auszugehen.

Es mochte ungefähr um die elfte Stunde der Nacht

seyn, als plötzlich und unvermuthet viele Gerichtspersonen, mit ihren langen Stöcken versehen, angeführt von dem Corregidor, in das Gasthaus traten. Der Wirth und seine Gäste waren hierüber sehr bestürzt; denn gleich den Kometen, welche, sobald sie erscheinen, Schreck verursachen und als die Vorbilder von Noth und Unglück angesehen werden, verbreiten die Diener der Gerechtigkeit, sobald sie plötzlich und in großer Anzahl in ein Haus treten, Bestürzung und Schreck selbst über Gemüther, welche sich rein von Schuld fühlen. Der Corregidor trat in einen Saal und rief den Wirth, welcher zitternd herbeieilte, um zu fragen, was der Herr Corregidor wünsche. Als ihn der Corregidor erblickte, legte er ihm mit großer Wichtigkeit die Frage vor: „Seyd Ihr der Wirth?“ — „Ja, Señor,“ antwortete dieser, „der bin ich, und erwarte unterthänig die Befehle von Euer Gnaden.“ Der Corregidor befahl, alle Gäste, welche sich in dem Saale befänden, sollten hinausgehen und ihn mit dem Wirthe allein lassen. Nachdem dies geschehen war und Beide sich allein befanden, fragte der Corregidor den Wirth: „Herr Wirth, was für Dienerschaft habt Ihr in Euerm Gasthause?“ — „Señor,“ antwortete dieser, „ich habe zwei Dienstmädchen aus Gallizien, eine Haushälterin und einen Jungen, der die Verwaltung der Gerste und des Strohes besorgt.“ — „Weiter Niemand?“ versetzte der Corregidor; „Nein, Señor,“ war die Antwort des Wirthes. „Nun sagt mir, Herr Wirth,“ so fuhr der Corregidor in seinem Examen fort, „wo bleibt denn ein gewisses Mädchen, von der man sagt, sie diene in diesem Hause, und welche so schön seyn soll, daß man sie in der ganzen Stadt die berühmte Scheuermagd heißt? Zugleich hat man mir gesagt, mein Sohn, Don Periquito, sey in sie verliebt, und es

vergehe keine Nacht, daß er ihr nicht ein Ständchen bringe." — „Señor," versetzte darauf der Wirth, „diese berühmte Scheuermagd, wie man das Mädchen nennt, ist wirklich in meinem Hause; aber sie ist nicht meine Magd, und hat doch nie aufgehört, es zu seyn." — „Ihr sprecht in Räthseln, die ich nicht verstehe, Herr Wirth; was soll das heißen, die Scheuermagd soll Euer Dienstmädchen seyn und soll es wieder nicht seyn?" — „Ich habe mich ganz richtig ausgedrückt," erklärte hierauf der Wirth, „und wenn mir Eure Gnaden Erlaubniß dazu gibt, so will ich Euch das Räthselhafte in diesem Verhältnisse erklären, davon ich noch nie vor irgend einem Menschen gesprochen habe." — „Vor allen Dingen will ich die Scheuermagd sehen," erwiderte der Corregidor, „hernach könnt ihr mir von ihr erzählen; ruft sie gleich hierher."

Der Wirth öffnete nun eine Seitenthür des Saales und rief hinaus: „Hört, Frau, schickt Costanza herein." Als die Wirthin hörte, daß der Corregidor nach Costanza gefragt hatte, wurde sie sehr bestürzt, rang die Hände und rief aus: „O ich unglückliches Weib! der Corregidor will Costanza sprechen, und zwar allein; es muß ein großes Unglück gegeben haben, und die Schönheit dieses Mädchens hat alle Männer bezaubert." Als Costanza diese Worte hörte, sagte sie: „Liebe Frau, beunruhigt Euch nicht hiermit, ich will hinein gehen und sehen, was der Herr Corregidor will; ist irgend ein Unglück vorgefallen, so seyd versichert, gnädige Frau, ich habe daran keine Schuld." Mit diesen Worten nahm sie, ohne zu warten, bis man sie wieder rufe, eine brennende Kerze, steckte sie auf einen silbernen Leuchter und ging, mehr von Scham als von Furcht beklommen, in den Saal, wo der Corregidor ihrer harrte. Sobald der

Corregidor sie sah, befahl er dem Wirth, die Thür des Saales zu verschließen; hierauf erhob er sich, nahm den Leuchter, welchen Costanza trug, leuchtete dem Mädchen in das Gesicht und betrachtete sie vom Kopf bis zum Fuße. Costanza stand bestürzt da, das Blut war ihr in die Wangen gestiegen, so daß sie ein Bild der Schönheit und Ehrsamkeit zu seyn schien; der Corregidor aber betrachtete ihr schönes Angesicht mit Aufmerksamkeit und dachte, ein Engel vom Himmel sey auf die Erde gekommen. Nachdem er das Mädchen genugsam betrachtet hatte, sprach er: „Herr Wirth, dieses Kleinod darf nicht in der geringen Fassung eines Gasthauses bleiben; von diesem Augenblicke an erkläre ich meinen Sohn Periquito für einen Mann von Geist, der seine Neigungen auf ein würdiges Ziel zu lenken verstanden hat. Ich erkläre Euch, schönes Mädchen, daß Ihr nicht nur den Namen der Berühmten, sondern der Erlauchten verdient. Solche Beinamen aber sind eher einer Herzogin, als einer Scheuermagd würdig."

„Sie ist keine Scheuermagd, Señor," rief der Wirth, „denn sie thut keine andere Dienste in diesem Hause, als daß sie die Schlüssel zum Silbergeräthe unter sich hat, davon ich einiges durch die Gnade Gottes besitze und es zum Dienste vornehmer Gäste, die mein Haus beehren, bestimme." — „Bei alle dem," erwiderte der Corregidor, „sage ich euch, Herr Wirth, es ist weder anständig, noch in der Ordnung, daß dieses Mädchen in einem Gasthause lebt. Ist sie vielleicht zufälligerweise eine Verwandte von Euch?" — „Sie ist weder meine Verwandte, noch mein Dienstmädchen," versetzte der Wirth, „wenn aber Eure Gnaden Lust hat, zu erfahren, wer sie ist, so werde ich, sobald sie hinaus gegangen ist, Euch Dinge sagen, die nicht nur angenehm zu

hören, sondern sehr erstaunenswerth sind." — „Ich bin es zufrieden," erwiderte der Corregidor, „Costancica mag dies Zimmer verlassen, und von nun an mich dieselben Ansprüche geltend machen, wie an ihren leiblichen Vater, denn ihre überaus große Ehrbarkeit und Schönheit nöthigt Alle, welche sie sehen, ihr ihre Dienste anzubieten." Costancica erwiderte hierauf keine Sylbe, sondern machte mit großer Bescheidenheit eine tiefe Verbeugung vor dem Corregidor und ging in das Zimmer ihrer Herrin, welche sie mit offnen Armen empfing und vor Begierde brannte, das zu erfahren, was der Corregidor von ihr begehrt habe. Sie erzählte ihr, was vorgefallen wäre, und daß ihr Herr bei dem Corregidor zurückgeblieben sey, um ihm von Dingen zu erzählen, von denen sie nichts wisse und von denen sie auch nichts hören sollte. Dadurch kam die Wirthin keineswegs außer Sorgen und betete die ganze Zeit, bis der Corregidor fort ging und ihr Mann wieder von seiner Gesellschaft befreit wurde. Dieser aber erzählte dem Corregidor, während er mit ihm zusammen war, Folgendes:

„Heute, Señor, sind es nach meiner Rechnung gerade fünfzehn Jahre, ein Monat und vier Tage, als eine fremdgekleidete Dame, in Begleitung von vier Bedienten zu Pferd, zweier Dueñen und einem Dienstmädchen, an dieses Gasthaus angefahren kam. Sie hatte zugleich zwei Packpferde bei sich, welche mit überaus reichen Decken versehen waren und außerdem ein reiches Bett, nebst allen möglichen Küchengeräthen, trugen. Kurz, ihre ganze Ausstattung war sehr beträchtlich, und die Fremde zeigte durch alle Stücke, daß sie eine große Dame sey. Und obgleich sie schon ein Alter von vierzig oder nicht viel weniger Jahren erreicht zu haben schien, so war sie doch noch ein Muster von Schönheit.

Krank, blaß und auf's Aeußerste ermüdet kam sie an, und befahl alsdann, man solle ihr so schnell wie möglich das Bett zurecht machen, das auch ihre Dienstleute unverweilt in diesem Saale aufschlugen. Sie fragten mich, wer der berühmteste Arzt in dieser Stadt wäre. Ich erwiderte, es wäre der Doctor de la Fuente. Sie liefen sogleich nach ihm, und er erschien auf der Stelle. Die Dame sprach unter vier Augen mit ihm über ihre Krankheit, und das Resultat ihrer Unterredung war, daß der Arzt verordnete, ihr Bett sey in einem andern Theile des Hauses aufzuschlagen und zwar an einem Orte, wo sie nicht das Mindeste Geräusch hören könnte. Augenblicklich brachte man sie in ein anderes Zimmer, welches ziemlich abgelegen im oberen Stocke befindlich ist und die von dem Arzte verlangten Eigenschaften besitzt. Keiner der männlichen Diener betrat das Zimmer der Herrin, und nur die beiden Dueñen nebst dem Dienstmädchen waren um sie. Ich und meine Frau fragten die Diener, wer ihre Herrin wäre, wie sie heiße, woher sie käme, wohin sie gehen wolle, ob sie verheirathet, Wittwe oder Jungfrau sey und aus welchen Gründen sie in so fremder Tracht reise. Auf alle diese Fragen, die wir nicht nur einmal, sondern zu wiederholten Malen an sie stellten, antworteten Alle, und Einer ganz so wie der Andere: die Fremde sey eine vornehme und reiche Dame aus Altcastilien, sie sey Wittwe und habe keine Kinder, die sie beerben. Seit einigen Monaten sey sie an der Wassersucht erkrankt und habe daher eine Pilgerfahrt nach unserer lieben Frauen zu Guadalupe unternommen, daher sie in dieser auffallenden und fremdartigen Kleidung reise; was ihren Namen betreffe, so haben sie bestimmten Befehl erhalten, sie nur die Pilgerin zu nennen. Später aber erfuhren wir ihren Namen, denn

kaum waren drei Tage vergangen, in welchen die Frau Pilgerin krank in unserm Hause war, als eine der beiden Dueñen mich und meine Frau auf die Seite rief und uns bat, zu ihr zu gehen. Wir gingen hin, um nachzusehen, was sie wollte; sie ließ die Thüre verschließen und sagte uns in Gegenwart ihrer Dienstmädchen mit Thränen in den Augen folgende Rede, die ich beinahe wörtlich noch wiedergeben kann: „Lieben Leute, der Himmel ist mein Zeuge, daß ich ohne meine Schuld in die unglückliche Lage gekommen bin, in der ihr mich seht. Ich bin in gesegneten Umständen und die Zeit meiner Niederkunft ist so nahe, daß ich bereits Geburtsschmerzen empfinde; keiner der männlichen Dienstboten, die bei mir sind, weiß von meinem Unglück und meiner Noth; meinen weiblichen Dienstboten aber, die hier stehen, konnte ich weder, noch wollte ich mich verbergen. Um scheelblickenden Augen meiner Landesgenossen zu entgehen, that ich ein Gelübde, nach unserer lieben Frauen zu Guadalupe zu wallfahren, damit diese Stunde mich nicht zu Hause überrasche; sie hat ohne Zweifel verordnet, daß ich in euerm Hause die Stunde der Geburt erwarten soll. Eure Sache sey es nun, mir zu helfen und beizuspringen und das Geheimniß einer Unglücklichen zu bewahren, welche euren Händen ihre Ehre übergibt. Wenn die Vergeltung der Gnade, denn so will ich es nennen, die ihr an mir ausübt, nicht der großen Wohlthat, so ich von euch hoffe, entspricht, so soll sie wenigstens hinreichen, euch einen Beweis davon zu geben, wie sehr ich den Willen habe, euch dankbar zu seyn; daher möge der Inhalt dieser kleinen Börse von zweihundert Goldgulden für euch ein Beweis meines guten Willens seyn.“ Sie nahm nun unter dem Kissen ihres Bettes eine grüne Börse mit goldenem Schloß

hervor und händigte sie meiner Frau ein, welche als ein einfaches Weib kaum daran dachte, was sie that, und, noch ganz in Verwirrung und voll Staunen über die Worte der Pilgerin, die Börse nahm, ohne ein Wort des Dankes oder der Höflichkeit zu erwidern. Ich selbst erinnere mich, ihr gesagt zu haben, es sey gar nicht nöthig, daß sie das Geld hergebe, denn wir seyen nicht Leute, die sich mehr durch das Interesse, als durch das Mitleid bewegen ließen, Gutes zu thun, wenn sich dazu Gelegenheit biete. Die Frau aber sagte hierauf: „Ihr müßt darauf denken, lieben Freunde, daß ihr so schnell wie möglich einen Ort ausfindig macht, wo ihr das Kind, welches ich gebären werde, unterbringen könnet, und zugleich müßt ihr auf einige gute Ausreden sinnen, um bei den Personen, denen ihr das Kind anvertraut, keinen Verdacht zu erregen. Für jetzt will ich, daß es in der Stadt bleibe, später mag es nach einem Dorfe gebracht werden. Was nachher zu thun ist, werde ich euch sagen, wenn Gott meinen Geist erleuchtet hat und ich nach Erfüllung meines Gelübdes von Guadalupe zurückkomme; die Zeit wird alsdann mich gelehrt haben, was ich thun und welches Mittel ich als das beste auswählen soll. Eine Hebamme brauche ich weder, noch will ich eine haben, denn andere in größeren Ehren vollbrachte Geburten haben mich überzeugt, daß ich allein unter Beihülfe meiner Dienerinnen alle Schwierigkeiten zu überwinden im Stande seyn werde, und mir außerdem einen Zeugen meines Unglückes erspare."

„Mit diesen Worten endigte die unglückliche Pilgerin ihre Rede und begann in heftiges Weinen auszubrechen, worin sie zum Theil durch die vielen und guten Trostgründe meiner Frau, die bereits ihrer vollen Geisteskräfte wieder

mächtig geworden war, beruhigt wurde. Endlich machte ich mich so eilig wie möglich auf den Weg, um einen Ort ausfindig zu machen, wo ich das Kind sogleich nach seiner Geburt unterbringen könnte. Zwischen zwölf und ein Uhr aber, als alle meine Leute im Hause im tiefsten Schlafe lagen, gebar noch in derselben Nacht die gute Señora ein Mädchen von solcher Schönheit, wie bis daher meine Augen noch nie gesehen hatten. Weder die Mutter stieß während der Geburt eine Klage aus, noch weinte das Töchterchen, nachdem es auf die Welt gekommen war. Alles war wundersam still und ruhig und ganz für die Geheimhaltung dieses so außerordentlichen Falles geeignet. Noch sechs Tage lang blieb sie im Bette, wo ihr alle Tage der Arzt einen Besuch abstattete, keineswegs aber deßhalb, weil sie ihm auch nur im Geringsten etwas über die Ursache geoffenbart hätte. Die Arzneien, welche er verordnete, wurden niemals angewandt, denn sie hatte mit den Besuchen des Arztes nichts Anderes im Sinne, als ihre männliche Dienerschaft zu täuschen.

„Dies Alles vertraute sie mir selbst, nachdem sie sich außer Gefahr sah; nach acht Tagen erhob sie sich mit demselben Körperumfang vom Bette, oder wenigstens mit nicht viel geringerem, als sie sich niedergelegt hatte; nun trat sie ihre Pilgerfahrt an, von der sie nach Verfluß von zwanzig Tagen beinahe ganz geheilt zurückkehrte, denn während dieser Zeit hatte sie nach und nach die künstliche Geschwulst sinken lassen, mit welcher sie sich nach ihrer Niederkunft für wassersüchtig ausgegeben hatte. Als sie zurück kam, hatte ich bereits das Kind einer Pflegemutter übergeben und unter dem Titel einer kleinen Nichte von mir in einem zwei Stunden von der Stadt gelegenen

Dorfe untergebracht. Bei der Taufe hatte man dem Kinde den Namen Costanza gegeben; denn so hatte es die Mutter angeordnet; diese gab mir, sehr zufrieden über das, was ich gethan hatte, eine goldene Kette, welche ich noch bis auf diese Stunde habe. Von dieser Kette hatte sie sechs Glieder weggenommen, die sie der Person einhändigen wollte, welche einst das Mädchen suchen sollte. Zugleich schnitt sie ein Pergament so auseinander, daß Zacken entstanden, welche, wie die Finger zweier Hände, so man zusammenlegt, ineinander griffen, so daß man eine Schrift, welche man darauf schrieb, lesen konnte, so lange die Zacken mit einander verbunden waren, das Ganze aber durch Trennung der Buchstaben unverständlich wurde, sobald diese Hände von Pergament getrennt erschienen; brachte man aber die Pergamentstreifen wieder zusammen, so vereinigten sie sich auf so entsprechende Weise, daß die Schrift leicht zu lesen war. So erscheint das eine Pergament als die Seele des andern: sind beide verbunden, so kann man die Schrift lesen, sind sie getrennt, so ist dies unmöglich, außer man erräth die fehlenden Buchstaben. So ist auch beinahe die ganze Kette in meinem Besitze und ich bewahre sie auf in der Hoffnung, die fehlenden Glieder einst zu Gesicht zu bekommen, sowie ich den Pergamentstreifen als Erkennungsmittel aufbewahre, ob sie gleich bei ihrer Abreise mir versichert hatte, sie werde binnen zwei Jahren nach ihrer Tochter schicken, und mir anbefahl, sie zu erziehen, aber nicht in dem Stande, der ihr gebühre, sondern ganz auf die Weise, wie man ein Landmädchen aufzieht. Zugleich befahl sie mir, sollte sie durch irgend welche Verhältnisse abgehalten werden, in so kurzer Zeit nach ihrer Tochter zu schicken, dieser niemals etwas von ihrer Herkunft zu sagen, ob sie gleich an Körper und Geist

heranreife. Endlich bat sie mich, sie zu entschuldigen, daß sie mir weder ihren Namen, noch ihre Herkunft vertrauen könne, und versprach, diese Kunde auf eine wichtigere Gelegenheit zu verschieben. Vor ihrer Abreise händigte sie mir noch vierhundert Goldgulden ein, umarmte unter Vergießung zärtlicher Thränen meine Frau und reiste ab, indem sie uns voll Staunen über ihren Geist, ihre Klugheit und Schönheit zurück ließ. Costanza blieb zwei Jahre lang in dem Dorfe, wo sie erzogen wurde. Nach dieser Zeit nahm ich sie zu mir und habe sie immer, wie ihre Mutter mir anbefohlen hatte, in dem beschränkten Kreise eines Landmädchens gelassen. Bereits sind nun fünfzehn Jahre, ein Monat und vier Tage verflossen, während welcher Zeit ich auf den Boten warte, der sie abholen sollte. Die große Verzögerung aber hat meine Hoffnung, eine solche Botschaft zu erleben, aufgezehrt. Kommt in dem Jahre, in dem wir stehen, Niemand, um sie zu suchen, so habe ich beschlossen, sie an Kindesstatt anzunehmen und ihr mein ganzes Vermögen zu geben, das, Gott sey es gedankt! die Summe von sechstausend Dukaten übersteigt.

„Es bleibt mir noch übrig, Herr Corregidor, Euer Gnaden zu sagen, wie groß die Tugend und Güte Costanzens ist, wenn es je in das Reich der Möglichkeit gehört, die rechten Ausdrücke dafür zu finden. Erstens, und was das Vorzüglichste ist, sie ist unsrer lieben Frauen sehr fromm ergeben, beichtet und communicirt jeden Monat, kann lesen und schreiben und ist die beste Stickerin in ganz Toledo. Ferner singt sie auf dem Chor wie ein Engel und hat an Ehrbarkeit ihres Gleichen nicht; was aber ihre Schönheit betrifft, so hat sie Eure Gnaden ja gesehen. Señor Don Pedro, Euer Sohn, hat sie in seinem ganzen Leben nicht ein

einziges Mal gesprochen, und es ist völlig der Wahrheit gemäß, daß sie auf die Ständchen, so er ihr von Zeit zu Zeit bringt, niemals Achtung gibt. Viele sehr angesehene Herrschaften sind in diesem Gasthause abgestiegen und haben ihre Reise mehrere Tage lang verschoben, nur um ihres Anblickes froh zu werden; aber ich weiß gewiß, es gibt keinen Einzigen, der sich in Wahrheit rühmen könnte, er habe aus ihrem Munde, sey sie allein oder in Gesellschaft gewesen, auch nur ein Wörtchen gehört. Dies, Señor, ist die wahrhafte Geschichte von der berühmten Scheuermagd, die nicht scheuert, und ich bin in keinem Punkte von der Wahrheit abgewichen."

Hiemit schwieg der Wirth, und nun entstand eine große Pause, ehe der Corregidor im Stande war, zu sprechen, so sehr hatte ihn die Geschichte, so ihm der Wirth erzählt, in Staunen versetzt. Endlich bat er ihn, die Kette und das Pergament herzubringen, denn er wolle sie sehen. Der Wirth ging, um die Gegenstände zu holen, und als er sie brachte, fand der Corregidor, daß jener vollkommen die Wahrheit gesagt habe. Die Kette bestand aus Gliedern, welche auf sehr sinnreiche Weise in einander gefügt waren. Auf dem Pergament standen folgende Buchstaben: D. E. E. I. T. A. W. H. E. E. C. E., welche in bestimmten Zwischenräumen auf einander folgten und bestimmte Ausschnitte zwischen sich frei ließen, in die augenscheinlich die Zacken des andern Pergamentstreifens einzugreifen hatten; hieraus war deßhalb ersichtlich, daß das andere Stück dazu gehöre, um in diese Buchstaben einen Sinn zu bringen. Der Corregidor fand dieses Erkennungszeichen sehr klug angelegt und war der Meinung, die Fremde müsse eine sehr reiche Frau seyn, daß sie eine solche Kette dem Wirthe überlassen habe. Den

Entschluß, das schöne Mädchen aus dem Wirthshause zu nehmen, hielt er aber so lange zurück, bis er ein Kloster ausfindig gemacht hätte, dem er Costanza übergeben könnte; für jetzt begnügte er sich, das Pergament mitzunehmen, indem er dem Wirth anbefahl, ihn, sollte etwa Jemand kommen, der nach Costanza frage, davon zu unterrichten und ihm Nachricht zu geben, wer die Person wäre und von wem sie gesandt sey, ehe er die Kette, die in seiner Verwahrniß bleiben sollte, zum Vorschein brächte. Nach diesen Verordnungen ging er, eben so verwundert über die seltsame Lebensgeschichte der berühmten Scheuermagd, als erstaunt über ihre unvergleichliche Schönheit, fort.

Die ganze Zeit, während der Wirth mit dem Corregidor verkehrte und während Costanza, als sie sie gerufen hatten, mit ihnen eingeschlossen war, war Tomas außer sich, denn seine Seele durchkreuzten tausend verschiedenartige Gedanken, ohne daß er fähig war, mit einem einzigen sich zu verständigen. Als er aber sah, daß der Corregidor ging und Costanza blieb, schöpfte er wieder Athem, und nun erst kehrten seine Pulse, die bisher beinahe unterdrückt waren, wieder zurück. Er wagte indessen nicht, den Wirth darüber zu befragen, was der Corregidor wolle, und dieser seinerseits sprach mit Niemanden als seiner Frau etwas darüber. Diese kam durch die Nachricht ihres Mannes auch erst wieder recht zu sich selbst und dankte Gott, daß sie glücklich aus einer so großen Bestürzung hervorgegangen sey.

Am folgenden Tage kamen in Begleitung von vier Reitern zwei alte Edelleute von ehrwürdigem Ansehen vor dem Wirthshause an, traten aber erst, nachdem sie einen der Fußgänger, welche mit ihnen des Weges gekommen

waren, gefragt hatten, ob das das Wirthshaus zum Sevillaner sey, ein, als diese die Frage bejahten. Die vier Reisigen stiegen ab und halfen den beiden älteren Herren von ihren Pferden, woraus zu erkennen war, daß die Ersten die Diener und die Letztern die Herren seyen. Costanza trat mit ihrer gewöhnlichen Artigkeit heraus, um die neuen Gäste zu empfangen; kaum hatte sie aber einer der alten Herren gesehen, als er zum andern gewendet die Bemerkung machte: „Ich glaube, Señor Don Juan, wir haben hier Alles gefunden, was wir suchen wollten." Tomas, der herbei gelaufen war, um die Rosse zu besorgen, erkannte sogleich die beiden Bedienten seines Vaters und bald darauf seinen Vater, sowie den des Carriazo; denn diese Beiden waren die ehrwürdigen Edelleute, welche von den übrigen bedient wurden. Obgleich er sich sehr wunderte, daß die beiden Herren ankamen, machte er doch die Betrachtung, sie werden ohne Zweifel nur deßhalb auf der Reise seyn, um ihn und Carriazo bei der Thunfischerei zu suchen, denn es werde nicht an Leuten gefehlt haben, welche ihren Vätern die Nachricht hinterbracht hätten: dort, aber nicht in Flandern werden sie zu finden seyn. Dennoch hatte er weder große Lust, noch auch den Muth dazu, sich in dieser Tracht zu erkennen zu geben, im Gegentheil dachte er Alles dem Schicksale zu überlassen, hielt die Hand vor das Gesicht und ging fort, um Costanza aufzusuchen. Sein guter Stern wollte, daß er sie gerade allein fand und nun sagte er ihr in großer Hast und mit verwirrter Stimme, stets in Besorgniß, sie möchte ihm nicht gestatten, etwas mit ihr zu sprechen: „Costanza, einer der beiden alten Edelleute, die so eben angekommen sind, ist mein Vater, und es ist der, welcher, wie du hören wirst, Don Juan de Avendaño heißt;



unterrichte dich nur bei seiner Dienerschaft, ob er nicht einen Sohn hat, Namens Tomas de Avendaño, und der bin ich. Nun kannst du hingehen und dir Gewißheit verschaffen, ob ich dir in Absicht auf das Wesen meiner Person die Wahrheit gesagt habe, und ich versichere dir nochmals, daß ich nicht nur in dieser Beziehung, sondern in Allem, was ich dir versprochen habe, die Wahrheit sagte. Nun lebe wohl, Gott sey mit dir! denn bis Jene abreisen, denke ich nicht in dieses Haus zurückzukehren.“ Costanza antwortete ihm hierauf nichts; auch er wartete auf keine Antwort, sondern ging, wie er gekommen war, mit verhülltem Angesicht fort, um seinen Freund Carriazo zu unterrichten, daß ihre beiderseitigen Väter im Sevillaner angekommen seyen.

Der Wirth rief zu wiederholten Malen nach Tomas, er solle kommen, um die Gerste herzugeben, sah sich aber genöthigt, sie selbst zu verabfolgen, weil sein Diener nicht erschien. Einer der beiden Edelleute rief indessen eine der beiden Gallizierinnen auf die Seite und fragte sie nach dem Namen des schönen Mädchens, das sie gesehen hatten, und ob sie eine Tochter des Hauses, oder eine Verwandte des Wirthes oder der Wirthin sey. Die Gallizierin gab zur Antwort: „Das Mädchen heißt Costanza, und ist weder eine Verwandte des Wirthes noch seiner Frau, ich weiß auch nicht, wer sie ist; nur das kann ich sagen, daß ich ihr die Pest auf den Hals wünsche; ich weiß nicht, was sie hat, allein sie läßt keine einzige von uns Dienstmädchen im Haus zum Worte kommen, aber ich muß sagen, wir haben auch unsere ehrlichen Gesichter, wie sie uns Gott gegeben hat; da kommt Euch nun kein Gast in's Haus, der nicht gleich fragt: Wo ist die Schöne? und dann ausruft: Ein niedliches

Mädchen! sie gefällt mir gut, mein Treu, sie ist nicht übel! den Teufel auf die blatternarbigen Gesichter! mag mir das Schicksal keine Häßlichere zuführen! u. s. w. Zu uns Andern sagt kein Mensch einmal: Was macht denn ihr da, ihr Teufelsrangen oder ihr Weibsbilder, oder was ihr sonst seyn mögt?" — „Ha," antwortete der Edelmann, „nicht wahr, jenes Mädchen läßt sich um den Preis ihrer Lobreden von den Gästen hätscheln und so recht den Hof machen?" — „Ja," antwortete die Gallizierin, „hebt ihr den Fuß auf und laßt ihn vom Schmied beschlagen, dazu taugt das dumme Ding; bei Gott, Señor, wenn sie sich nur anschauen lassen wollte, wie die Herren möchten, so könnte sie in Gold schwimmen, aber sie ist rauher als ein Igel. Sie ist eine Kopfhängerin, die immer am Paternoster zupft, und schafft und betet den ganzen Tag; ich möchte wohl an dem Tage, wo sie einmal ein Wunder verrichtet, eine Million Renten haben; meine Herrin sagt, ihr sey das Stillschweigen in's Herz hinein gewachsen, beim Leben meines Vaters."

Der Edelmann war über das, was er von der Gallizierin gehört hatte, sehr zufrieden und rief, ohne zu erwarten, daß man ihm die Sporen abnehme, dem Wirth, zog ihn in eine Fensternische des Saals und sprach zu ihm: „Ich komme, Herr Wirth, um bei Euch ein Pfand auszulösen, das schon seit einigen Jahren in Euerm Besitze ist. Zur Auslösung desselben überliefere ich Euch tausend Goldgulden, diese Kettenglieder und dieses Pergament." Bei diesen Worten zog er die sechs Kettenglieder hervor, nebst dem Pergament. Der Wirth erkannte sogleich Kette und Pergament als das rechte und erwiderte, hoch vergnügt über das Anerbieten der tausend Goldgulden: „Señor, das

Kleinod, welches Ihr sucht, ist in meinem Hause, aber die Kette und das Pergament, mit welchem die Probe der Wahrheit anzustellen ist, wie ich das von Euer Gnaden glaube, ist nicht hier. Ich bitte daher um einen Augenblick Geduld, und werde sogleich wiederkommen." Mit diesen Worten ging er, so schnell er konnte, zum Corregidor, um ihm das Vorgefallene anzuzeigen, und sagte diesem, daß zwei Edelleute in seinem Gasthaus eingekehrt wären, um sich nach Costanza zu erkundigen.

Der Corregidor, der gerade bei Tische saß, beeilte sich, seine Mahlzeit zu vollenden, denn er war sehr begierig, das Ende dieser Geschichte zu erfahren. Er stieg daher sogleich zu Pferd und ritt in das Gasthaus zum Sevillaner, indem er das zur Probe nöthige Pergament beigesteckt hatte. Kaum hatte er die beiden Edelleute gesehen, als er auf einen derselben mit offenen Armen zulief, ihn umarmte und ausrief: „Guter Gott! wie schön ist es, daß Ihr kommt, Don Juan de Avendaño, mein lieber Herr und Vetter!" Der Edelmann umarmte ihn gleichfalls und sagte zu ihm: „Ohne Zweifel, Herr Vetter, ist meine Ankunft eine glückliche: denn ich sehe Euch, und zwar in dem erwünschten Wohlbefinden; aber ehe wir weiter sprechen, umarmt diesen Edelmann, er ist Don Diego de Carriazo, ein edler Herr und mein ganz besonderer Freund." — „Señor Don Diego," erwiderte der Corregidor, „ist mir bereits bekannt und ich bin ihm sehr verflichtet." Hierauf umarmten sich die Beiden, und nachdem sie mit vielen Höflichkeitsbezeigungen und großen Beweisen der Freundschaft sich gegenseitig empfangen hatten, traten sie in einen Saal ein.

Hier blieben sie mit dem Wirth allein, der die Kette

geholt hatte, und sprach: „Der Herr Corregidor ist bereits davon unterrichtet, zu welchem Zweck sich Euer Gnaden Don Diego de Carriazo auf die Reise gemacht hat. Ich bitte nun Euer Gnaden, die zu dieser Kette fehlenden Glieder vorzulegen, und der Herr Corregidor wird nicht ermangeln, das Pergament, welches in seinem Besitze ist, herzugeben, damit wir die Probe anstellen können, auf deren Erfüllung ich schon so viele Jahre lang wartete.“ — „Gut,“ erwiderte Don Diego, „so haben wir also nicht nöthig, dem Herrn Corregidor über den Zweck unserer Ankunft Aufklärung zu geben, weil er bereits von Euch, Herr Wirth, darüber unterrichtet ist.“ — „Er hat mir Etwas davon gesagt,“ erwiderte der Corregidor, „aber Vieles bleibt noch übrig zu wissen; hier ist das Pergament.“ Don Diego gab das andere Pergament her, man legte beide zusammen, und den Buchstaben des Wirthes, die, wie wir bereits gesagt, D. E. E. I. T. A. W. H. E. E. C. E. hießen, entsprachen die des andern Pergamentes: I. S. S. S. D. S. A. R. Z. I. H. N.; und wenn man beide zusammen las, hieß es: „Dieses ist das wahre Zeichen.“ Ebenso verglich man die Kettenglieder und fand, daß auch sie untrügliche Zeichen waren.

„Dies wäre gethan,“ bemerkte der Corregidor, „nun sollten wir aber noch wissen, wenn dies anders möglich ist, wer die Eltern dieser wundersamen Schönheit sind.“ — „Der Vater,“ sagte nun Don Diego, „bin ich; die Mutter lebt nicht mehr. Es genüge aber zu wissen, daß sie ein so ausgezeichnetes Weib war, daß ich würdig gewesen wäre, ihr Diener zu seyn; obgleich aber ihr Name verhehlt wird, so trete im Gegentheil die Kunde von ihrem Werth an das Licht, und Niemand lege ihr zur Last, was an ihr als eine



VIII. Seite 239.

offenbare Verirrung und als eine anerkannte Schuld erscheint. Man muß wissen, daß die Mutter dieses herrlichen Mädchens als die Wittwe eines vornehmen Edelmanns sich auf eines ihrer Landgüter zurückgezogen hatte, und dort in der größten Einsamkeit und strengsten Ehrsamkeit in der Mitte ihrer Diener und Vasallen ein stilles und ruhiges Leben führte. Nun wollte das Schicksal, daß ich eines Tages auf der Markung ihres Ortes jagte und den Entschluß faßte, sie zu besuchen. Es war gerade die Zeit der Siesta, als ich vor ihrem Schloß, denn so konnte man billig ihr großes Haus nennen, anlangte. Ich übergab mein Pferd meinem Reitknecht, stieg, ohne auf Jemand zu stoßen, die Treppe hinauf und drang in ihr Gemach, wo sie auf einem schwarzen Sopha schlief; sie war außerordentlich schön, die Stille, die Einsamkeit, die gelegene Zeit erweckten in mir aber einen Entschluß, der mehr verwegen, als ehrsam war. Nicht in der Stimmung, vernünftigen Gedanken Gehör zu geben, verschloß ich die Thüre, näherte mich ihr, weckte sie auf und sagte zu ihr, indem ich sie fest in die Arme schloß: Theure Frau, ruft nicht, denn Eure Stimme verkündigt Euern Fall, wenn Ihr sie hören laßt. Niemand hat mich in dieses Zimmer gehen sehen, und mein Schicksal, das ich für ein gütiges halte, weil es mir das Vergnügen Eurer Nähe gewährt hat, hat die Augen Eurer Diener mit Schlaf bethaut, wenn sie aber auf Euer Hülfgeschrei auch herkommen, so können sie mir nichts Anderes nehmen, als mein Leben. Dieses ist in Eurer Gewalt, durch meinen Tod aber könnt Ihr den Makel Euers Rufes nicht tilgen. Kurz, ich überwältigte sie gegen ihren Willen mit Gewalt. Erschreckt, bestürzt, ermattet, konnte sie oder wollte sie kein Wort mit mir sprechen. Ich verließ sie wie eine Angedonnerte in einem fast leblosen

Zustande, und ging auf demselben Weg, auf dem ich gekommen war, zurück; worauf ich mich nach dem Landgute eines meiner Freunde begab, das zwei Meilen von dort entfernt war. Die Wittwe veränderte hierauf ihren Wohnsitz, und ich habe sie später niemals gesehen, noch mich darum bemüht, ihr zu begegnen. Zwei Jahre vergingen, und am Ende dieser Frist erfuhr ich, sie sey gestorben. Vor ungefähr zwanzig Tagen aber schickte mir der Haushofmeister dieser Dame einen Brief, in welchem er mir auf die dringendste Weise von einer Sache schrieb, welche sowohl mein Lebensglück, als meine Ehre angingen. Ich reiste hin, um zu erfahren, was er wollte, weit entfernt, an das zu denken, was er mir zu sagen hatte. Ich fand ihn auf dem Todtenbette. Kurz, er sagte mir mit wenigen Worten, seine Gebieterin habe ihm Alles, was mit mir vorgefallen sey, vor ihrem Tode bekannt: sie sey durch meine Ueberwältigung in andere Umstände gekommen, habe, um sich zu verbergen, eine Pilgerschaft nach unserer lieben Frauen zu Guadalupe unternommen, und in diesem Hause ein Mädchen geboren, das Costanza heiße. Dabei gab er mir die Merkzeichen, mit welchen ich sie finden sollte, und sie bestanden, wie Ihr gesehen habt, in der Kette und dem Pergament; eben so gab er mir dreißigtausend Goldgulden, welche seine Herrin zum Heirathsgut ihrer Tochter bestimmt hatte. Endlich gestand er mir, die Ursache, warum er mir nicht gleich nach dem Tode seiner Herrin alles dies überliefert, noch damals mir das mitgetheilt habe, was sie ihm als heimliches Geständniß anvertraut hätte, und diese sey seine eigene Habsucht gewesen, indem er dies Geld hätte umtreiben wollen. Nun aber sey er im Begriff, hinzugehen, um vor Gott Rechenschaft abzulegen, und gebe mir, um sein Gewissen zu beruhigen, dieses Geld

nebst den Nachweisungen, wo und wie ich meine Tochter wiederfinden könnte. Ich empfing das Geld und die Merkzeichen und theilte die ganze Geschichte meinem Freunde, Señor Don Juan de Avendaño, mit, worauf wir uns auf den Weg nach dieser Stadt machten.

Kaum hatte Don Diego seine Erzählung vollendet, als man vor der Hausthüre gewaltig rufen hörte: „Ha, sagt doch dem Tomas Pedro, dem Jungen, der die Gerste austheilt, daß man seinen Freund, den Asturianer, so eben festgenommen hat, er soll so schnell wie möglich nach dem Gefängnisse kommen, er erwartet ihn dort!“ Als da von Festnahme und vom Gefängniß die Rede war, sagte der Corregidor, der Alguacil möge hereinkommen und seinen Gefangenen mit hereinbringen. Man sagte dem Alguacil, der Corregidor wäre da und habe befohlen, er solle mit seinem Gefangenen eintreten, was dieser auch gleich in's Werk setzte. Der Asturianer kam nun mit blutigem Munde, sehr übel zugerichtet und von dem Alguacil recht kräftig geführt. Sobald er in den Saal eintrat, erkannte er seinen Vater und den des Avendaño; er erschrack darüber nicht wenig und bedeckte sein Gesicht mit einem Tuch, womit er that, als ob er sich von Blut reinigen wollte. Der Corregidor fragte, warum der Junge, den sie da wegführten, so übel zugerichtet sey? Hierauf erwiderte der Alguacil, dieser Junge sey ein Wasserträger, gewöhnlich der Asturianer genannt, dem die Gassenbuben zuzurufen pflegen: „Gib den Schwanz her, Asturianer, gib den Schwanz her!“ und dabei erzählte er in kurzen Worten die Ursache, warum sie den Schwanz verlangten, worüber die Andern nicht wenig lachten. Der Gerichtsdiener erzählte weiter, als der Asturianer durch das Thor Alcantara gegangen sey, habe ein ganzes Heer

von Gassenbuben ihn mit der Forderung des Schwanzes verhöhnt; darauf sey er von seinem Esel gestiegen, habe sich unter die Jungen geworfen und endlich einen gepackt, den er mit Stockprügeln dermaßen bearbeitet habe, daß er halb todt liegen geblieben sey; als man ihn habe ergreifen wollen, sey er widerspenstig gewesen, daher er so übel zugerichtet erscheine. Der Corregidor befahl ihm, sein Gesicht zu zeigen; als er aber hartnäckig darauf bestand, sich nicht sehen lassen zu wollen, trat der Alguacil auf ihn zu und nahm ihm das Tuch. Sogleich erkannte ihn sein Vater und rief ganz bestürzt und ärgerlich aus: „Mein Sohn Don Diego, wie kommst du in diesen Zustand? was ist das für eine Tracht? hast du deine Schlingeleien noch nicht vergessen?“ Carriazo warf sich vor den Füßen seines Vaters auf die Kniee und umarmte sie, mit häufigen Thränen in den Augen.

Don Juan de Avendaño, der wußte, daß Don Diego mit seinem Sohne gereist sey, fragte nach diesem; worauf Carriazo antwortete: Don Tomas de Avendaño sey der Junge, der in diesem Gasthaus die Abgabe der Gerste und des Strohs besorge. Diese Aussage des Asturianers machte das Maß der Verwunderung aller Anwesenden voll; der Corregidor aber befahl dem Wirth, den Jungen, der die Gerste verwalte, herkommen zu lassen. „Ich glaube, er ist gegenwärtig nicht im Hause,“ erwiderte dieser, „aber ich will ihn suchen;“ und ging nun, um ihn aufzusuchen. Don Diego fragte nun seinen Sohn Carriazo, was das für Verwandlungen wären, und welch ein Grund sie dazu bewogen hätte, daß er Wasserträger und Don Tomas Hausknecht geworden sey? Auf dies erwiderte Carriazo, er könne diese Fragen so vor allen Leuten nicht beantworten, wolle ihm aber unter vier Augen Auskunft geben.

Tomas Pedro hatte sich indessen in seinem Zimmer versteckt gehalten, um von dort ungesehen ein Zeuge dessen zu seyn, was mit seinem Vater und dem Vater des Carriazo vorging; denn die Ankunft des Corregidor, die so viele Unruhe im ganzen Haus erregte, hatte ihn eben so besorgt als neugierig gemacht.[1] Es fehlte aber nicht an Leuten, die dem Wirth verriethen, daß er dort oben versteckt sey. Dieser ging daher hinauf, und machte ihn mehr durch Zwang als gute Worte heruntergehen; ja, er wäre dazu gar nicht zu vermögen gewesen, wäre nicht der Corregidor in die Halle herausgetreten, um ihm von dort aus zuzurufen: „Lieber Herr Vetter, mögen Euer Gnaden doch herabsteigen, es sind weder Bären noch Löwen, die Euch hier erwarten.“ Tomas kam mit niedergeschlagenen Augen und voll Beschämung herunter, wo er sich vor seinem Vater auf die Kniee warf, der ihn mit großer Freude aufhob und umarmte, so daß er anzusehen war wie jener Vater, der seinen verschwenderischen, verlornen Sohn wieder empfing.

In diesem Augenblicke fuhr der Staatswagen des Corregidor vor, damit Alle nach dessen Hause fahren könnten, indem die große Feier es nicht erlaubte, die Rückkehr zu Pferde zu machen. Zuvor aber ließ er Costanza rufen, nahm sie bei der Hand und stellte sie ihrem Vater vor mit den Worten: „Empfangt, Señor Diego, dieses Kleinod, und haltet es für das reichste, das Ihr je zu erlangen wünschen könnt, und Ihr, schönes Fräulein, küßt die Hand Euers

[1] Um diese Stelle zu verstehen, bedenke der Leser, daß im Süden die innere Architektur der Häuser nicht mit der Sorgfalt gebaut wird, wie bei uns, so daß es in vielen Fällen sehr leicht ist, von einem höheren Stockwerk durch die Ritzen des Fußbodens hindurch Alles zu beobachten, was unten vorgeht.

Vaters und gebt Gott die Ehre, daß er auf so schöne Weise Euch aus der Niedrigkeit emporgehoben und die Geringfügigkeit Euers Standes erhoben und verbessert hat." Costanza, die von dem Vorgefallenen weder Etwas wußte, noch sich darüber Etwas einbilden konnte, vermochte, auf's Aeußerste bestürzt und am ganzen Leibe zitternd, nichts Anderes zu thun, als vor ihrem Vater auf die Kniee zu sinken, seine Hände zu ergreifen, um diese zärtlich zu küssen, indem sie sie mit unendlichen Thränen benetzte, die von ihren schönen Augen niederflossen. Während dies Alles vorging, hatte der Corregidor seinen Vetter Don Juan überredet, sie sollten Alle mit ihm in sein Haus kommen. Don Juans Weigerungen, so er anfanglich versuchte, halfen da nichts; denn die Ueberredungsgabe des Corregidor war so groß, daß er folgen mußte. Alle bestiegen nun die Kutsche; als aber der Corregidor die Costanza bat, auch in die Kutsche zu steigen, da wollte ihr fast das Herz brechen, und sie und die Wirthin hielten einander in den Armen, und begannen Beide so bitterlich zu weinen, daß die Gemüther Aller, die dies hörten, erschüttert wurden. Da rief die Wirthin aus: „Wie ist es möglich, Tochter meines Herzens, daß du gehst und mich verläßest? wie kannst du den Muth haben, mich, deine Mutter, zu verlassen, die dich mit so vieler Liebe auferzog?" Costanza weinte, und antwortete mit nicht weniger zärtlichen Worten; aber der Corregidor, dessen Herz durch diesen Anblick weich geworden war, bat auch die Wirthin, in die Kutsche zu steigen, mit der Versicherung, sie solle von ihrer Pflegetochter nicht getrennt werden, bis diese Toledo verlasse.

Nach diesen Worten stieg die Wirthin nebst allen Andern in die Kutsche, worauf sie nach dem Hause des

Corregidor fuhren, und von dessen Gattin, die eine sehr vornehme Dame war, auf's beste empfangen wurden. Sie speisten auf das köstlichste und reichlichste; nach der Mahlzeit aber erzählte Carriazo seinem Vater, wie Don Tomas aus Liebe zu Costanza sich entschlossen habe, in dem Gasthaus zu dienen, und er sey so sehr in sie verliebt, daß er sie selbst, wenn er nicht entdeckt hätte, daß sie als Don Diego's Tochter von so vornehmem Stande sey, als Scheuermagd geheirathet hätte. Die Frau des Corregidor sorgte nun sogleich dafür, Costanza mit den Kleidern ihrer Tochter, die ungefähr im nämlichen Alter und von ähnlicher Gestalt wie Costanza war, zu versehen, und wenn sie in Bauernkleidern schön gewesen war, so erschien sie in dem Gewande einer Edeldame gleich einem Engel; dabei wußte sie sich so geschickt darin zu benehmen, daß es schien, als wäre sie von dem Augenblick ihrer Geburt an als Dame von Rang erzogen worden und hätte seit ihrer Jugend die auserlesensten Modekleider getragen.

Unter so vielen Fröhlichen fehlte es aber nicht an Einem, dessen Herz mit Trauer bedrückt wurde; und dieser war Don Pedro, der Sohn des Corregidor, dem gleich eine Ahnung im Herzen aufstieg, Costanza könne nicht die Seinige werden, und so war es in der That; denn zwischen dem Corregidor, Don Diego de Carriazo und Don Juan de Avendaño war bereits beschlossen worden, Costanza sollte die Gattin des Don Tomas werden, und ihr Vater war bereit, ihr die dreißigtausend Goldgulden, welche ihre Mutter ihr hinterlassen hatte, zu geben. Der Wasserträger Don Diego de Carriazo hingegen sollte die Tochter des Corregidor heirathen, und Don Pedro, der Sohn des Corregidor, mit einer Tochter des Don Juan de Avendaño vermählt werden,

wobei sein Vater sich anbot, wegen der zu nahen Verwandtschaft Dispensation zu besorgen.

Auf diese Weise wurden Alle zufrieden, fröhlich und glücklich, aber die Neuigkeit von den verschiedenen Heirathen und von dem Glück der berühmten Scheuermagd verbreitete sich bald durch die ganze Stadt; eine Anzahl Volkes lief hinzu, um Costanza in ihrer neuen Tracht zu sehen, in welcher sie sich, wie bereits gesagt wurde, mit vollkommener Gewandtheit bewegte. Staunend betrachtete man den Gerstenverwalter Tomas Pedro, der sich in Don Tomas de Avendaño verwandelt hatte, und gekleidet wie ein vornehmer Herr einher ging; und Alle wollten bemerken, Lope, der Asturianer, sey ein sehr vornehmer Cavalier geworden, nachdem er sein früheres Gewand abgelegt und den Esel, so wie die Wasserträgerschaft verlassen hatte; bei alledem fehlte es aber nicht an losen Mäulern, die, wie er mitten in seinem Pomp über die Straße ging, ihn um den Schwanz baten. Einen Monat lang blieben sie in Toledo; nach Verfluß dieser Zeit aber reiste Don Diego de Carriazo, nebst seiner jungen Frau, in Begleitung seines Vaters, des Don Tomas und Costanzens, nach Burgos, und mit ihnen der Sohn des Corregidor, der seine Base und Braut sehen wollte. Der Wirth zum Sevillaner bereicherte sich mit den tausend Goldgulden und noch vielen Kleinodien, welche Costanza seiner Frau gab, die sie noch immer ihre Mutter und Herrin nannte, weil sie von ihr erzogen ward.

Die Geschichte der berühmten Scheuermagd veranlaßte die Dichter des goldenen Tajo, ihre Federn zu üben und die unvergleichliche Schönheit Costanzens in Lob und Preis zu besingen. Costanza aber lebt noch in Vereinung mit

ihrem guten Hausknecht. Carriazo hat gegenwärtig nicht mehr und nicht weniger als drei Söhne, die aber keineswegs ihrem Vater nachgeschlagen haben, sich um die Thunfischereien der ganzen Welt nichts bekümmern, und heut zu Tage alle drei in Salamanca studiren; wenn aber der Vater dieser Söhne den Esel eines Wasserträgers sieht, so kommt ihm der in's Gedächtniß, den er zu Toledo besaß, und er fürchtet selbst zuweilen ganz unversehens den Spottruf wieder zu hören: „Bring' den Schwanz, Asturianer! Asturianer, bring' den Schwanz!"



Inhalt.



Romane und Novellen

aus dem Spanischen

des

Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illustrationen

nach

Tony Johannot und andern Künstlern.

Neunter Band.

N o v e l l e n.

III.

1840.

Verlag von Dennig, Finck & Co

Pforzheim.

Inhalt.

Seite



Romane und Novellen

aus dem Spanischen

des

Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illustrationen

nach

Tony Johannot und andern Künstlern.

Neunter Band.

N o v e l l e n.

III.

1840.
Verlag von Dennig, Finck & C°
Pforzheim.

Muster=Novellen

des

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen

von

F. M. Duttenhofer.

Mit Illustrationen nach Laville und Andern.

Dritter Band:

Die beiden Mädchen. Der Licentiat Glaskopf. Cornelia.

1840.

Verlag von Dennig, Finck & C°

Pforzheim.

Die beiden Mädchen.



IX Seite 3.

Fünf Stunden von Sevilla liegt ein Städtchen, welches Castilblanco heißt. In eines der vielen Wirthshäuser, welche es dort gibt, ritt zur Stunde der Abenddämmerung ein Reisender auf einem schönen, aus fremden Landen kommenden Pony ein. Er hatte keinen Reitknecht bei sich, und sprang, ohne zu warten, bis ihm Jemand die Bügel hielte, mit großer Leichtigkeit aus dem Sattel. Sogleich lief der Wirth, ein sorgfältiger und höflicher Mann, hinzu, kam aber nicht so schnell, daß er nicht bereits den Reisenden auf einer steinernen Bank sitzen gefunden hätte, welche neben dem Portal des Hauses war. Der Reisende knöpfte, so rasch er konnte, seine Weste auf, ließ alsdann die Arme sinken, und gab deutlich zu verstehen, daß er im Begriff war, in Ohnmacht zu fallen. Die Wirthin, eine sehr menschenfreundliche Frau, lief daher schnell hinzu, spritzte ihm Wasser in's Gesicht und brachte ihn auf diese Weise wieder zu sich selbst. Der Reisende schien sichtlich verstimmt darüber, daß man ihn in diesem Zustande gesehen hatte, knöpfte seine Weste wieder zu, und bat, man möchte ihm sogleich ein Zimmer anweisen, wo er sich erholen und wo möglich allein seyn könnte. Die Wirthin machte ihm aber hierauf die Bemerkung, in ihrem ganzen

Hause sey nur ein einziges Zimmer, und nicht mehr als zwei Betten, er sey also genöthigt, sich, wenn noch ein Gast kommen sollte, mit einem Bette zu begnügen. Hierauf erwiderte der Reisende, er wolle die beiden Bette bezahlen, ob ein Gast komme oder nicht; zog dabei einen Goldgulden aus der Tasche, und gab ihn der Wirthin, mit der Bedingung, in das leere Bett Niemand zu legen. Die Frau schien mit der Bezahlung nicht unzufrieden, und versprach Alles zu thun, was er begehre, sollte selbst der Dechant von Sevilla diese Nacht in ihrem Hause einkehren. Hierauf fragte sie ihn, ob er speisen wolle, und er antwortete: nein; nur das Einzige begehre er, man möge für sein Pferd Sorge tragen. Sodann bat er um den Zimmerschlüssel, nahm einige große lederne Beutel mit sich, ging in das Zimmer und schloß die Thüre hinter sich zu, welche er noch überdies, wie man später sah, mit zwei Stühlen verrammelte.

Kaum hatte er sich eingeschlossen, als der Wirth und der Knecht, welcher die Gerste zu verwalten hatte, so wie zwei Nachbarn, die zufälligerweise da waren, über die große Schönheit und das ritterliche Wesen des neuen Gastes sich unterhielten, und einstimmig der Meinung waren, sie hätten nie so große Schönheit erblickt; sie schätzten sein Alter und wurden darüber einig, er könne ungefähr sechzehn bis siebenzehn Jahre zählen; sie rechneten ab und zu und redeten, wie es zu geschehen pflegt, hin und her, wo dann die Frage, was wohl die Ursache der Ohnmacht gewesen seyn möchte, weit und breit verhandelt wurde. Da sie aber darüber zu keinem Resultate gelangten, begnügten sie sich, seine Zierlichkeit zu bewundern. Die Nachbarn gingen nun nach Hause, der Wirth in den Stall, um den Pony zu besorgen, und die

Wirthin in die Küche, um einige Speisen zu richten, wenn etwa neue Gäste kommen sollten.

Es währte nicht lange, als ein anderer junger Mann, der ein wenig älter als der erste schien, aber nicht weniger schön und wohlaussehend war, in das Gasthaus trat. Kaum hatte die Wirthin ihn gesehen, als sie ausrief: „Lieber Gott, was ist das, kommen denn diese Nacht Engel in mein Haus, um hier zu wohnen?“ — „Warum sagt Ihr dies, Frau Wirthin,“ erwiderte der Reiter. „Ich sage nichts, Señor,“ versetzte die Frau, „nur soviel kann ich sagen, daß ich Euer Gnaden bitten muß, nicht abzusteigen, weil ich kein Bett habe, das ich Euch geben kann, denn die beiden, welche ich besitze, hat ein Ritter, der in dem Gastzimmer logirt, in Beschlag genommen und mir beide bezahlt; zwar hat er nur ein einziges nöthig, aber er will, es soll Niemand in sein Zimmer kommen, und muß großes Vergnügen an der Einsamkeit haben. Aber bei Gott und meinem Gewissen, ich weiß nicht, warum er dies thut; denn sein Gesicht ist nicht der Art, daß er nöthig hätte, sich zu verstecken, sondern im Gegentheil sollte er sich von allen Leuten sehen und preisen lassen.“ — „So schön ist er, Frau Wirthin,“ erwiderte der Reiter. „Was? schön,“ sagte sie, „nein, nicht nur schön, sondern lieblich und über Alles angenehm.“ — „Halte mein Pferd, Bursche,“ sagte auf diese Rede der Reiter, „denn ein so preiswürdiges Menschenkind muß ich sehen, und müßte ich auf dem Estrich schlafen.“ Hiermit gab er einem Maulthiertreiber, der mit ihm kam, den Bügel, saß ab und befahl, man solle ihm sogleich ein Essen bereiten, welches auch augenblicklich aufgetragen wurde.

Während er speiste, trat ein Alguacil von der pöbelhaften Klasse der Polizeidiener ein, wie man sie gewöhnlich

in kleinen Städten antrifft; dieser setzte sich ohne Weiteres zu unserm Reisenden und knüpfte mit diesem ein Gespräch an. Während dieses Gesprächs unterließ er aber nicht, drei Becher Weins zu verschlingen und die Brust und das Hinterviertel eines Rebhuhns abzunagen, so ihm der Reisende gab. Der Alguacil seinerseits suchte die Kosten der Unterhaltung dadurch zu tragen, daß er unsern Reiter um die Neuigkeiten bei Hofe, um den Krieg in Flandern und um die Niederlage der Türken fragte, und dabei selbst der Vorfälle in Siebenbürgen nicht vergaß, die unserm Herrn Kaiser so viel zu thun machten. Der Reisende aber nahm schweigend seine Mahlzeit ein, weil er von keiner Gegend des Landes herkam, die so genau mit diesen Fragen in Verbindung gestanden wäre, daß er auf seine Fragen hätte antworten können. Nun kam auch der Wirth dazu, der indessen mit der Besorgung des Pferdes beschäftigt gewesen war, und setzte sich, um als dritter Mann an der Conversation Theil zu nehmen, wobei er mit nicht weniger Vergnügen, als der Alguacil, seinen eigenen Wein kostete. Bei jedem Schluck, den er wohlbedächtig über die Zunge laufen zu lassen schien, neigte er den Kopf gegen die linke Schulter und lobte seinen Wein, den er bis zu den Wolken erhob, es aber nicht wagte, ihn lange dort zu lassen, aus Furcht, er möchte Wasser bekommen. Zufälligerweise kam nun das Gespräch darauf, daß der Wirth die Schönheit des eingeschlossenen Gastes lobte; dabei erzählten die Leute, wie der junge Mann eine Ohnmacht bekommen habe, sodann sich habe das Zimmer anweisen lassen, in dem er sich eingeschlossen, nachdem er erklärt habe, nicht speisen zu wollen; dabei erwägte man die verschiedenen Beutel, die er bei sich getragen habe, lobte den Pony als ein tüchtiges Pferd, und sprach über die

Pracht seiner Kleidung, die um so mehr auffallend schien, als er sie auf der Reise getragen hatte, und nach alledem fand man es sonderbar, daß kein Reitknecht bei ihm sey, der ihn bediene.

Alle diese Erörterungen, die nicht ohne große Lebhaftigkeit und mit nicht geringer Uebertreibung von Seite des Wirthes erzählt wurden, erregten bei seinem Gaste von Neuem den Wunsch, den jungen Mann sehen zu wollen; daher bat er den Wirth, er möchte um jeden Preis auf ein Mittel denken, daß er in dem andern Bette schlafen könnte, und versprach ihm einen Goldgulden dafür zu geben. Obgleich die Habsucht des Wirthes leicht vermocht hätte, sein früheres Versprechen zu vergessen, so lag doch darin eine Unmöglichkeit, den Wunsch seines neuen Gastes zu befriedigen, daß die Thüre von innen verriegelt war, und zugleich wagte er es nicht, den Reisenden, der ihm die beiden Betten so gut bezahlt hatte, auf denen er nun zu schlafen schien, zu erwecken. Der Alguacil wußte für alle diese Schwierigkeiten ein Mittel, und sagte daher: „Das Beste, was man thun kann, ist, mich an die Thüre klopfen zu lassen, ich will dann sagen, ich sey der Diener der Gerechtigkeit, und habe von dem Herrn Alcalde den Auftrag, diesen Edelmann in diesem Wirthshause einzulogiren; da aber kein anderes Bett im Hause sey, so befehle ich ihm, dieses herauszugeben. Der Wirth muß nun darauf antworten, es geschehe ihm dadurch Unrecht, weil das Bett schon gemiethet sey, und es sey nicht in der Ordnung, dem, der es habe, es wegzunehmen. Damit ist der Wirth entschuldigt, und Euer Gnaden werden ihre Absicht erreichen.“

Alle fanden die List des Alguacil vortrefflich, und der neugierige junge Mann bezahlte sie ihm mit vier Realen.

Sogleich ging man daran, die Sache in's Werk zu setzen, und der frühere Gast, der dabei viel Mitleid bezeigte, öffnete der Justiz. Der Zweite aber bat ihn sehr um Verzeihung wegen des Unrechts, welches ihm offenbar geschehen, und eilte, das unbesetzte Bett einzunehmen. Aber der Andere erwiderte keine Sylbe, und ließ auch sein Gesicht nicht sehen, denn kaum hatte er aufgemacht, so ging er eilends in sein Bett, kehrte sein Gesicht der Wand zu und that, um nicht antworten zu dürfen, als schliefe er fest. Der Andere legte sich auch zu Bette in der Hoffnung, seinen Wunsch den nächsten Morgen, wenn Beide aufstünden, in Erfüllung gehen zu sehen.

Die Nacht war eine von den langen und trägen Nächten des December, und die Kälte, sowie die Ermüdung der Reise, waren für jeden der Reisenden ein Grund, sich der Ruhe des Schlafes hinzugeben. Da aber der erste Gast in seinem Herzen keine Ruhe hatte, so begann er, als kaum die Stunde der Mitternacht vorüber war, so bitterlich zu seufzen, daß es schien, er wolle mit jedem Seufzer seine Seele aushauchen. Dieses Seufzen war so heftig, daß es den Zweiten, ob er gleich fest geschlafen hatte, aufweckte, denn der Ton dieser Klagen war lamentabel. Der Andere wunderte sich über das Schluchzen, welches diese Seufzer begleitete, und horchte nun aufmerksam den halbverständlichen Worten zu, die Jener ausstieß. Der Saal war dunkel und die Betten ziemlich weit auseinander; trotz dem aber waren unter andern Reden, welche mit schwacher und unterdrückter Stimme der bekümmerte Gast ausstieß, folgende deutlich zu vernehmen: „Wehe, wehe! wohin bringt mich die unabwendliche Gewalt meines Schicksals? Was ist das für ein Weg, und welchen Ausgang kann ich aus dem verwickelten Labyrinthe finden, in dem ich eingeschlossen bin? O Jugend ohne Er-

fahrung, wie unfähig bist du, eine weise Betrachtung oder einen guten Rathschluß zu fassen! Welch ein Ende wird diese meine unbestimmte Wanderschaft in der Welt haben? Wehe, verachtete Ehre! Wehe, mit Undank belohnte Liebe! Wehe, die Rücksichten gegen ehrenvolle Eltern und Verwandte umgestürzt! Wehe über mich, tausendmal Weh, so mit verhängten Zügeln meinen Launen zu folgen! O, ihr falschen Worte, die ihr mich gezwungen, wie wenn ihr wahr wäret, meine Handlungen nach euch zu richten! Aber wegen wessen bin ich in Sorgen? habe ich mich nicht selbst betrügen wollen? Habe ich nicht selbst mit meinen eigenen Händen das Messer genommen, womit ich meinen Ruf gemordet und zu Boden geworfen und die Ehre meiner alten Eltern befleckt habe? O, verrätherischer Marco Antonio! wie ist es möglich, daß in die süßen Worte, so du mir sagtest, sich die Galle deiner Verachtung und Ungeschliffenheit mischte? Wo bist du, Undankbarer? wo hast du dich versteckt? Antworte mir, daß ich dich spreche; halte, daß ich dir folge; unterstütze mich, ich falle; bezahle mir, was du mir schuldig bist; springe mir bei, denn auf so mancherlei Weise bist du mir verpflichtet."

Nach diesen Worten schwieg der Reisende, und gab durch Ausrufungen des Schmerzes und Seufzer zu erkennen, daß seine Augen nicht aufhörten, bittere Thränen zu vergießen. Mit ruhigem Stillschweigen hörte der zweite Gast den Ausbrüchen des Kummers zu, und es wurde ihm aus den Reden, deren sich Jener bedient hatte, klar, daß es ohne Zweifel ein Weib sey, welches sich so betrage. Daher erwachte in ihm mehr als je der Wunsch, sie kennen zu lernen, und er war mehrere Male entschlossen, sich dem Bette des vermeintlichen Weibes zu nähern, was er auch gethan

hätte, wenn er nicht in jener Zeit gehört hätte, daß sie selbst aufstand, die Thüre des Saales öffnete, und mit lauter Stimme dem Wirthe befahl, den Pony zu satteln, denn sie wolle abreisen. Der Wirth ließ sich eine gute Zeit lang rufen, und antwortete dann, er solle nur ruhig bleiben, denn es wäre ja kaum Mitternacht vorbei, und die Dunkelheit so groß, daß es Verwegenheit sey, nun sich auf den Weg begeben zu wollen. Damit beruhigte sich der Reisende, verschloß die Thüre wieder, und warf sich auf's Neue seufzend auf das Bett. Der, welcher bisher zugehört hatte, hielt es nun für gut, mit seinem Schlafkameraden sich in ein Gespräch einzulassen, und der Dame alle Hülfe, die in seinen Kräften stände, anzubieten; daher sprach er, um sie dahin zu vermögen, ihm die Geschichte ihres Unglücks zu erzählen, und sich ihm zu entdecken, folgendermaßen: „In der That, edler Herr, wenn die Seufzer, so Ihr ausgestoßen habt, und die Worte, die Ihr dabei sprachet, in mir kein Mitleid erregt hätten, da Ihr Euch über so großes Uebel beklagt, so fehlte es mir an natürlichem Gefühl, oder meine Seele wäre hart, wie ein Stein, und meine Brust undurchdringlich, wie Eisen und Stahl. Wenn aber das Mitleid, welches ich für Euch habe, und der Entschluß, der in mir rege geworden ist, mein Leben dafür zu wagen, damit ich Euch helfe, wofern Euer Unglück der Art ist, daß ihm geholfen werden kann, wenn Alles dies, sage ich, einige Rücksicht verdient, so bitte ich Euch, diese Rücksicht gegen mich walten zu lassen, indem Ihr mir die Ursache Euers Schmerzes mittheilt, ohne mir irgend etwas zu verhehlen."

„Hätte mein Schmerz mir nicht alle Besinnung geraubt," antwortete der Reisende, welcher sich so beklagt hatte, „so hätte ich mich erinnern müssen, daß ich nicht allein dieses

Zimmer bewohne, und hätte alsdann meine Zunge besser zu zügeln und mit meinen Seufzern Waffenstillstand zu schließen gesucht. Allein zur Buße, daß mein Gedächtniß mich zu einer Zeit verlassen hat, wo ich es am nöthigsten gebraucht hätte, will ich thun, was Ihr verlangt; denn wenn ich die bittere Geschichte meines Unglückes erzähle, so geschieht es vielleicht, daß die Erregung und Auffrischung dieser Gefühle meinem armen Leben ein Ende macht. Aber wofern Ihr wollt, daß ich Eurer Bitte entspreche, müßt Ihr mir bei dem ehrlichen Sinne, den ihr gezeigt habt, indem Ihr mir das angeboten habt, was Ihr so eben ausspracht, geloben, und bei dem, was Ihr seyd, schwören (nach den Versprechungen aber, die Ihr gemacht habt, müßt Ihr viel seyn), daß Ihr bei Allem, was Ihr auch von mir hören werdet, weder Euer Bett verlassen, noch dem meinigen Euch nähern, noch aber mich mehr fragen werdet, als ich Euch sagen werde. Sobald Ihr aber versuchen würdet, gegen diesen Schwur zu handeln, so würde ich in dem Augenblicke, wo ich an Euch Bewegung vermerkte, mit einem Degen, welchen ich unter meinem Kopfkissen habe, meine Brust durchbohren." Der andere Reisende, der um den Preis, das zu erfahren, wornach er so sehr neugierig war, tausend unmögliche Dinge versprochen hätte, erwiderte Ihr, er werde in keinem Punkte das überschreiten, was von ihm verlangt worden sey, und bekräftigte dies mit tausend Schwüren. „Mit dieser Sicherheit," sagte darauf der erste Reisende, „will ich thun, was ich bisher noch nie gethan habe, Euch mein Leben erzählen, und also hört:

„Ihr müßt wissen, Señor, daß ich, wie Ihr ohne Zweifel gehört haben werdet, in männlicher Kleidung in dieses Gasthaus eintrat, also ein unglückliches Mädchen bin,

oder wenigstens vor nicht ganz acht Tagen wurde, und zwar aus Thorheit und Verrücktheit, indem ich den wohlgesetzten und glatten Worten arglistiger Männer Glauben schenkte. Mein Name ist Theodosia, mein Vaterland eine der wichtigern Städte Andalusiens, deren Namen ich verschweige, weil es Euch nicht so wichtig seyn kann, ihn zu wissen, als mir, ihn zu verheimlichen. Meine Eltern sind von edler Geburt und mehr als mittelmäßig begütert. Sie haben einen Sohn und eine Tochter, einen Sohn, der ihre Sorgen erleichtert und ihnen Ehre bringt, eine Tochter für das Gegentheil. Den Sohn schickten sie nach Salamanca, damit er dort studire; mich behielten sie zu Hause, wo sie mich mit der Zurückgezogenheit und Klugheit erzogen, welche ihre Tugend und ihr Adel erforderten. Stets war ich Jenen gehorsam, ohne zu murren, meinen Willen beugte ich dem ihrigen und war in keinem Theile verschiedener Ansicht, bis mein unglückliches Schicksal oder mein ausgelassenes Wesen mich den Augen des Sohnes eines Nachbars darbot, der reicher als meine Eltern und von eben so gutem Geschlechte war. Das erste Mal, als ich ihn sah, empfand ich nichts Anderes, als daß ich mehr als gewöhnlich erfreut war, ihn gesehen zu haben, und das war etwas ganz Natürliches, denn sein artiges, aufmerksames Betragen, seine Schönheit und Sittsamkeit waren Eigenschaften, die von Jedermann eben so sehr gepriesen wurden, als sein seltener Geist und seine Gewandtheit im Umgang. Aber was hilft es mir, daß ich meinen Freund lobe und den Hergang meines Unglücks, oder besser zu sagen, den Anfang meiner Tollheit mit weitschweifigen Worten erzähle? Kurz, ich sage nichts weiter, als daß er mich nach der ersten Begegnung von einem Fenster aus sah, welches meinem gegenüber lag. Und von

dort her, so schien es mir wenigstens, schickte er mit seinen Augen seine Seele herüber, und die meinigen beschauten ihn mit einem Gefühle größeren Vergnügens, als das Gernesehen des ersten Augenblicks war, so daß ich endlich zu glauben begann, alle die Bewegung, so ich auf seinem Gesichte wahrnahm, geben die Innigkeit seiner Empfindungen kund. Der Anblick war der Zwischenträger und Vermittler des Wortes; das Wort war der Erklärer seiner Gefühle und Wünsche; seine Wünsche entzündeten die meinigen und machten, daß ich ihm Glauben schenkte. Hiezu kamen die Versprechungen, die Schwüre, die Thränen und Seufzer, kurz Alles, was nach meiner Meinung ein Liebhaber, welcher fest ist, zeigen kann, um die Reinheit seiner Absichten und die Festigkeit seiner Gefühle kund zu geben. Und für mich Unglückliche, die ich niemals in ähnlichen Fällen und Verhältnissen gewesen war, schien ein jedes seiner Worte ein Kanonenschuß auf die Festung meiner Ehre, jede Thräne war ein Zunder für meine Ehrbarkeit, jeder Seufzer war ein Sturmwind, der die Gluth zu hellen Flammen anblies, so daß meine Tugend, die bis jetzt unberührt gewesen war, nach und nach in Flammen aufgehen mußte. Endlich versprach er, mein Gatte zu werden, trotz dem Willen seiner Eltern, die ihn für ein anderes Mädchen bestimmt hatten; untergrub, ohne daß ich wußte wie, mein zurückgezogen bescheidenes Wesen, und überwältigte mich heimlich, ohne daß meine Eltern etwas davon wußten, ohne einen andern Zeugen meines Unglücks zu haben, als den Pagen des Marco Antonio, denn dies ist der Name des Vergifters meiner Ruhe. Kaum aber hatte er auf die Weise, wie es ihm möglich war, von mir Besitz genommen, als er zwei Tage darauf verschwand, ohne daß weder seine Eltern, noch

irgend sonst Jemand wußte, noch auch sich erklären konnte, wohin er gegangen sey. In welchem Zustande ich zurück blieb, mag erzählen, wer die Kraft dazu hat; ich fühle sie nicht in mir, noch werde ich sie je in mir finden. Ich raufte mir die Haare aus, als wären sie die Ursache meiner Schuld; ich zerkratzte mein Gesicht, denn ich glaubte, es allein sey die Ursache meines Unglücks; ich fluchte auf mein Schicksal, verwünschte meine unbesonnene Nachgiebigkeit und vergoß bittere und unendliche Thränen; diese Thränen und die Seufzer, die meiner unglücklichen Brust entstiegen, erstickten mich beinahe; ich klagte in meinem Herzen über den Himmel und dachte endlich angestrengt nach, ob sich für meine Rettung ein Weg, oder nur auch ein geringer Pfad auffinden ließe. Der Ausweg, den ich fand, war der, daß ich mich mit Männerkleidern versah und in diesem Gewande von meinem väterlichen Hause floh, um diesen Betrüger, diesen zweiten Aeneas aufzusuchen, diesen grausamen und verrätherischen Vireno, diesen Verderber meiner guten und ehrlichen Gedanken und diesen Zerstörer meiner so wohlgegründeten Hoffnungen; daher nahm ich, ohne mich weiter in solche klagevollen Reden zu vertiefen, die Reisekleider meines Bruders, welche zufälliger Weise da waren, sattelte einen Pony meines Vaters und verließ in finsterer Nacht das Haus, in der Absicht, nach Salamanca zu gehen, wo, wie die Leute glaubten, Marco Antonio hingegangen seyn sollte; denn er studirt auch und ist ein Genosse meines Bruders, von dem ich Euch schon erzählt habe. Zugleich unterließ ich nicht, eine hinreichende Summe Geldes in Goldstücken mitzunehmen, um Zufällen, welche mir bei dieser improvisirten Reise begegnen könnten, einigermaßen zu gebieten im Stande zu seyn. Was mir allein Kummer macht,

ist das, daß meine Eltern mich verfolgen werden und mich an den Kleidern sowohl, wie an dem Pony, den ich bei mir habe, leicht bemerklich machen können; und außerdem bin ich wegen meines Bruders, der in Salamanca ist, in Furcht, denn sobald er mich erkennt, so muß er einen Begriff von der Gefahr bekommen, welcher ich mein Leben ausgesetzt habe, und hört er meine Entschuldigungen, so weiß ich gewiß, daß das Geringste, was unsere Ehre angeht, ihn auf's Aeußerste bringt. Dennoch ist es mein fester Wille, selbst wenn ich mein Leben darüber verlieren sollte, meinen herzlosen Gatten aufzusuchen. Er kann nicht läugnen, daß er es ist, denn die Kleinodien, so in meinem Besitze sind, strafen ihn Lügen, und diese bestehen in einem Demantringe, auf welchem die Chiffre steht: Marco Antonio ist der Gatte der Theodosia. Wenn ich ihn finde, so werde ich ihn fragen, was er denn an mir gefunden habe, das ihn veranlaßt hätte, mich so schnell zu verlassen, und alsdann will ich ihn zwingen, sein gegebenes Wort zu erfüllen und seine versprochene Treue zu halten, oder ich werde ihm das Leben nehmen, indem ich mich alsdann eben so rasch in der Rache zeige, als ich vorschnell in Gewährung seiner Wünsche war, denn der Adel des Blutes, welchen ich meinen Eltern verdanke, erweckt in mir einen Muth, welcher mir sicher entweder Hülfe oder Rache verschaffen wird. Dieses, Señor, ist die wahrhafte Geschichte meines Unglücks, so Ihr zu wissen begehrtet, und sie wird eine hinreichende Entschuldigung der Seufzer und Thränen seyn, die Euch im Schlafe gestört haben. Das Einzige, um was ich Euch inständig bitte, ist, daß Ihr, da Ihr mir nicht helfen könnt, mir wenigstens einen Rath gebt, wie ich den Gefahren werde entgehen können, die mir auf meinem Wege begegnen, und

wie ich die Furcht vor Entdeckung niederschlagen und Mittel werde finden können, um meinen Plan, dessen Verfolgung ich so sehr wünsche, auszuführen."

Eine geraume Zeit verging, ehe der, welcher der verliebten Theodosia bei Erzählung ihrer Geschichte zugehört hatte, etwas antwortete, und dieser Verzug war so groß, daß sie endlich dachte, er schlafe und habe gar nichts gehört. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, rief sie aus: „Schlaft Ihr, Señor? In der That, es wäre das Schlimmste nicht, wenn Ihr schliefet; denn es ist besser, daß die Erzählung großen Unglückes im Munde eines Leidenschaftlichen dem Zuhörer Schlaf, als Mitleid verursache." — „Ich schlafe nicht," erwiderte der Edelmann, „im Gegentheile bin ich so wach und fühle Euer Unglück so gut, daß ich nichts weiß, was mich in dem Grade angreift und schmerzt, als Ihr; daher bin ich nicht nur bereit, Euch den Rath, um den Ihr mich bittet, nach Kräften zu verleihen, sondern auch in Allem, was in meinen Kräften steht, Euch zu helfen. Obgleich Ihr aber in der Art, wie Ihr mir Euer Unglück erzähltet, gezeigt habt, daß Ihr mit einem seltenen Verstande begabt seyd, und daß im Einklange mit diesem hohen Geiste Eure eigene tiefgefühlte Liebe mehr an Euerm Falle schuld war, als die Ueberredungskunst des Marco Antonio, so entschuldigt dagegen in meinen Augen Eure Jugend diesen Fehltritt, denn in jungen Jahren pflegt man wenig von den Verräthereien der Männer erfahren zu haben. Legt Euch ruhig nieder, Señora, und verschlaft, wenn Ihr könnt, den Rest der Nacht, der nicht allzugroß mehr seyn kann; sobald der Tag anbricht, wollen wir uns Beide berathschlagen und zusehen, auf welche Weise Ihr aus dem Labyrinthe Eurer Unglücksfälle herauszubringen seyn werdet."

Theodosia bezeigte ihm ihren Dank, so gut sie nur immer konnte, und suchte nun etwas Ruhe zu gewinnen, damit der Andere schlafe.

Diesem aber war es nicht möglich, nur einen Augenblick zu ruhen; er begann sich im Bette herumzuwälzen und so heftig zu seufzen, daß Theodosia sich genöthigt fand, zu fragen, was es denn mit ihm wäre und ob er irgend ein Leiden fühlte, bei dem sie ihm helfen könne, sie wolle es mit derselben Bereitwilligkeit, wie er sich ihr angeboten habe, thun. Hierauf antwortete der Reisende: „Obgleich Ihr, Señora, die Ursache der Schlummerlosigkeit seyd, die Ihr an mir bemerkt, so seyd Ihr doch nicht im Stande, mir zu helfen, denn wäret Ihr es, so fühlte ich keine Pein mehr.“ Theodosia konnte nicht begreifen, wo diese confusen Reden hinaus wollten; sie schöpfte aber Verdacht, es möchte jenen irgend eine verliebte Leidenschaft quälen, denn, dachte sie, da er mich als die Ursache seiner Qual angibt und nun, bei der Dunkelheit und einsamen Lage des Zimmers, erfahren hat, ich sey ein Weib, so liegt der Verdacht nicht fern, Alles dies habe in ihm einen schändlichen Plan erregt. Diese Gedanken erregten bei ihr große Furcht, daher sie ebenso leise als eilig sich ankleidete, Degen und Dolch umschnallte und so aufrecht auf dem Bette sitzend die Ankunft des Tages erwartete, welcher nach kurzem Zeitraume seine Ankunft dadurch bezeichnete, daß das Licht durch die verschiedenen Ritzen und Spalten, mit welchen gewöhnlich die Zimmer der Schenken und Gasthäuser reichlich begabt sind, hereindrang. Theodosiens Schlafkamerad hatte genau dasselbe gethan, und kaum sah er das Zimmer durch das heraufdämmernde Tageslicht mäßig erleuchtet, als er sagte: „Stehen wir auf, Señora Theodosia, ich will Euch diesen

Tag begleiten und Euch nicht von meiner Seite lassen, bis wir Euern rechtmäßigen Gatten, Marco Antonio, gefunden haben, und entweder er oder ich das Leben verliert." Mit diesen Worten öffnete er Fenster und Thüre des Gemachs.

Theodosia sehnte sich lebhaft nach dem Tag, um bei vollem Tageslichte zu sehen, was für eine Gestalt und welch ein Aussehen derjenige habe, mit dem sie die ganze Nacht gesprochen hatte; aber als sie ihn sah und erkannte, wünschte sie, daß es niemals Tag geworden wäre, sondern daß ihre Augen in beständiger Nacht sich für immer verschlossen hätten. Denn kaum hatte der junge Mann seinen Kopf gedreht, um sie anzublicken, denn er war selbst begierig, sie zu sehen, als sie ihren Bruder erkannte, vor dem sie sich so sehr fürchtete. Bei diesem Anblick verlor sie beinahe das Licht ihrer Augen und sank stumm und mit verfärbtem Antlitz auf das Lager zurück. Allein in ihrem Schrecken selbst fand sie Kraft und die Nähe der Gefahr schärfte ihren Geist; daher zog sie den Degen, nahm ihn bei der Spitze, sank vor ihrem Bruder auf die Kniee und sprach mit halb erstickter und zitternder Stimme: „Nimm ihn, o Herr und mein geliebter Bruder, und strafe mit diesem Stahl das Verbrechen, so ich begangen, und kühle deinen Zorn, denn eine so große Schuld, wie die meinige, verdient kein Mitleid. Ich bekenne meine Sünde und will nicht, daß meine Reue dazu diene, mich zu entschuldigen. Nur darum bitte ich dich, daß meine Strafe sich damit begnüge, mir das Leben und nicht die Ehre zu rauben; denn obgleich ich diese der offenbarsten Gefahr preisgab, indem ich mein väterliches Haus verließ, so wird sie dennoch rein bleiben, wenn die Strafe, die ich von dir zu erwarten habe, verborgen bleibt."



IX. Seite 18.

Ihr Bruder blickte ihr fest in die Augen und obgleich ihn ihre dreiste und ehrvergessene Handlung zur Rache bewegte, so besänftigten die so zärtlichen und mit so viel wahrer Empfindung ausgesprochenen Worte, mit welchen sie sich selbst ihrer Schuld anklagte, sein Herz so sehr, daß er mit gütiger Miene und friedensvollen Geberden sie vom Boden aufhob und sie, so gut er konnte, zu trösten suchte, indem er ihr unter Anderm sagte: da er keine Strafe finde, die ihrer Thorheit angemessen sey, so wolle er sie auf zukünftige Zeiten verschieben und theils aus diesem Grunde, theils weil er glaube, das Schicksal habe noch nicht alle Thore des Heiles für sie verschlossen, wolle er ihr auf alle mögliche Weise zu helfen suchen, ehe er daran denke, den Schimpf zu rächen, den ihr unbesonnenes Betragen auf ihn geladen habe.

Bei diesen Worten gewann Theodosia ihre verlorenen Lebensgeister wieder, die Farbe kehrte in ihr Gesicht zurück, und ihre beinahe erstorbenen Hoffnungen gewannen neues Leben. Don Rafael, dies war der Name ihres Bruders, wollte nicht weiter über ihr Unglück mit ihr sprechen, sondern sagte ihr nur, sie solle ihren Namen Theodosia in den Teodoro umändern; Beide wollen sie nach Salamanca zurückkehren, um Marco Antonio mit vereinten Kräften aufzusuchen. Indessen, bemerkte er, glaube er nicht, daß jener dort wäre, denn da er sein Kamerad sey, so hätte er ihn ohne Zweifel sprechen müssen, obgleich es wohl seyn könnte, daß der Schimpf, so er seiner Familie angethan, ihm die Lust, ihn zu sprechen, verdorben und ihn, gegenüber von ihm, stumm gemacht hätte.

Der neue Teodoro ließ sich Alles gefallen, was der Bruder vorschlug; nun trat der Wirth ein, bei dem sie ein

Frühstück bestellten und ihm zu wissen thaten, sie wollten schnell abreisen.

Während der Stallknecht die Pferde sattelte und das Frühstück aufgetragen wurde, trat in das Wirthshaus ein Hidalgo, der so eben des Weges gekommen war, und diesen erkannte Rafael sogleich. Auch Teodoro erkannte ihn, hatte aber keine Lust, von ihm gesehen zu werden, weßhalb er es nicht wagte, aus dem Zimmer zu gehen. Die Beiden umarmten sich, und Rafael fragte den Neuangekommenen, was für Nachrichten es in seiner Geburtsstadt gebe. Auf dies antwortete dieser, er komme gerade vom Hafen Santa Maria, wo er gerade weggegangen sey, als vier Galeeren im Begriff waren, nach Neapel abzusegeln, und auf einer derselben habe er den Marco Antonio Adorno, den Sohn des Don Bernardo Adorno, gesehen, welcher im Begriff gewesen sey, sich einzuschiffen. Don Rafael freute sich über diese Nachricht ungemein, indem er sich auf eine leichte Weise in dem Besitz von Nachrichten sah, die ihn so ausserordentlich interessirten, was er nun auch als eine gute Vorbedeutung für sein Unternehmen ansah. Er bat seinen Freund, er möchte ihm das Maulthier, das er reite, gegen den Pony seines Vaters, den er ja als ein gutes Pferd kenne, geben, indem er vorgab, er gehe nach Salamanca und komme nicht erst davon her, und wolle ein so gutes Pferd nicht auf eine so weite Reise mitnehmen. Der Andere, der ein genauer Freund Rafaels war, ging den Tausch ein und versicherte, bei seiner Nachhausekunft Rafaels Vater den Pony wieder ausliefern zu wollen. Beide frühstückten zusammen, Teodoro aber allein, und als die Zeit herankam, da Rafaels Freund abreisen sollte, schlug dieser die Straße nach Cazalla ein, wo er eine reiche Erbschaft einzunehmen

hatte. Don Rafael ging nicht mit ihm fort, sondern sagte ihm, um eine Ausrede zu haben, mit der er von ihm wegkommen könnte, er müsse noch an demselben Tage eines Geschäftes wegen in Sevilla eintreffen. Nachdem jener abgereist war, ließen die Beiden ihre Thiere satteln, verlangten ihre Zeche, bezahlten den Wirth, nahmen Abschied und ritten aus dem Gasthause hinaus. Alle, welche die Beiden sahen, wunderten sich über die Schönheit und feine Körperbildung der beiden Reisenden; denn Don Rafael war unter den Männern an Schönheit, Gewandtheit und Stärke eben so ausgezeichnet, als seine Schwester an Liebreiz und Grazie.

Kurz nach dem Wegreiten erzählte Don Rafael seiner Schwester, was er von Marco Antonio gehört hatte, und schlug ihr vor, sie wollten so heimlich wie möglich sich gen Barcelona auf den Weg machen, denn dort pflegen alle Galeeren, welche nach Italien gehen, oder von Italien nach Spanien kommen, einige Tage anzuhalten. Sind sie noch nicht angekommen, so können wir sie immer erwarten und werden ohne Zweifel Marco Antonio antreffen." Seine Schwester sagte hierauf, sie wolle Alles thun, was ihm gut dünke, denn sie habe keinen andern Willen, als den seinigen. Don Rafael sagte dem Maulthierjungen, welchen er bei sich hatte, er müsse sich gedulden, denn er sey genöthigt, nach Barcelona zu gehen, wobei er ihm versicherte, er wolle ihn während der Zeit des Umweges reichlich bezahlen. Der Junge, der einer von den lustigen Burschen des Gewerbes war und den Don Rafael als einen freigebigen Studenten kannte, erwiderte, er sey bereit, ihm bis an's Ende der Welt zu folgen als sein Dienstmann.

Nun fragte Don Rafael seine Schwester, wieviel sie

Geld bei sich habe. Sie antwortete, sie habe es nicht gezählt und wisse ihm auch weiter hierüber nichts zu sagen, als sie habe sechs- oder achtmal einen Eingriff in des Vaters Casse in dem Schreibtische gemacht, und jedesmal eine Handvoll Goldgulden herausgezogen. Daraus schloß Don Rafael, sie könne etwa fünfhundert Goldgulden bei sich haben, und dachte, mit zweihundert Goldgulden, die er selbst besitze, und einer goldenen Kette, so er an sich trage, die Reise mit großer Bequemlichkeit zu machen, um so mehr, da er gewiß zu seyn hoffte, den Marco Antonio in Barcelona anzutreffen.

In dieser Hoffnung beschleunigten sie ihre Reise so sehr wie möglich, ohne irgendwo sich aufzuhalten, und kamen, ohne daß ihnen irgend ein Hinderniß oder Abenteuer aufstieß, nach zwei Stunden an einen Ort, der neun Stunden von Barcelona entfernt war und Igualada hieß. Auf dem Wege hatten sie die Kunde empfangen, daß ein Edelmann, der als Gesandter nach Rom gehe, gegenwärtig in Barcelona sey, um die Galeeren, die noch nicht angekommen wären, zu erwarten — eine Nachricht, die ihnen sehr zur Beruhigung gereichte. Vergnügt über diese Neuigkeit ritten sie in ein kleines Gehölz, das auf ihrem Wege gelegen war, und sahen dort in vollem Lauf einen Menschen aus dem Walde springen, der voll Schrecken umhersah. Don Rafael hielt ihn auf und fragte ihn: „Wohin flieht Ihr, guter Mensch? Sprecht, was ist Euch begegnet, daß Ihr mit dem Anschein so großer Furcht so rasch davon lauft?“ — „Was,“ antwortete der Mensch, „wollt Ihr denn, ich soll nicht rasch und furchtsam laufen, wenn ich nur durch ein Wunder einer Räuberbande entsprungen bin, die in diesem Gehölze haust?“ — „Eine schlimme Geschichte,“ rief der Maulthier-

treiber aus, „eine böse Sache! Gott im Himmel! Straßenräuber und zu dieser Stunde! Bei meinem Schutzheiligen, sie werden uns so nackt ausziehen, als wir auf die Welt gekommen sind.“ — „Macht Euch keine Sorge, Bruder,“ erwiderte der Flüchtling, „die Räuber sind schon fortgegangen; aber sie haben wenigstens dreißig Reisende in diesem Walde bis auf's Hemde ausgezogen und an die Bäume gebunden, und nur einen Einzigen ließen sie frei, damit er die Uebrigen losbinde, aber nicht eher, als bis sie jenen Hügelkamm überschritten hätten, was sie durch Zeichen kund geben wollten.“ — „Wenn die Sache so steht,“ erwiderte Calveta, denn so hieß der Maulthierjunge, „so können wir sicher weiter reisen, denn wo die Räuber einen Streich spielen, da kommen sie die nächste Zeit nicht sogleich wieder hin; das kann ich so gut versichern, als Einer, der ihnen zweimal in die Hände gefallen ist, und kann ihre Bräuche und Schwänke an den Fingern herzählen.“ — „So ist es auch,“ erwiderte der Flüchtling.

Rafael beschloß, als er diese Unterredung mit angehört hatte, weiter zu reisen, und nach kurzem Ritte kamen sie zu den Gebundenen, deren Zahl vierzig überstieg und bei welchen sie den einzigen Losgelassenen gerade beschäftigt fanden, sie loszubinden. Es war ein eigener Anblick um diese Beraubten; die Einen waren splitternackt, die Andern hatten die schmutzigen Kleider der Räuber an; dort weinte Einer darüber, daß er beraubt worden war, indeß ein Anderer über den sonderbaren Aufzug seiner Genossen lachte; Der zählte bis in das kleinste Detail Gegenstände auf, so sie ihm genommen hatten, und ein Anderer sagte, nichts schmerze ihn so sehr, als ein Agnus-Dei-Kästchen, das er von Rom mitgebracht habe, die andern, wenn auch noch so

vielen Sachen hätten sie ihm wohl nehmen können. Kurz, im Ganzen war hier nichts zu hören, als Weinen und Seufzen, das die armen Beraubten ausstießen. Nicht ohne großen Schmerz betrachteten unsere beiden Geschwister diese Scene und dankten dem Himmel, daß er sie aus einer so großen Gefahr befreit habe. Am meisten aber rührte sie, besonders aber den Teodoro, ein Jüngling von sechzehn Jahren, bloß mit einem Hemde und Zeugschuhen bekleidet, sein Gesicht aber war so schön, daß Alle, die ihn sahen, zum Mitleid bewegt wurden.

Teodoro stieg ab und band ihn los, eine Wohlthat, die dieser ihm mit vielen höflichen Worten dankte. Um ihm aber noch besser behülflich zu seyn, bat Teodoro den Calvete, Rafaels Maulthiertreiber, seinen Mantel herzugeben, damit man in der nächsten Stadt für diesen artigen Jungen einen andern kaufen könnte. Calvete gab ihm seinen Mantel, und Teodoro bedeckte damit den Jungen, indem er ihn fragte, woher er wäre, woher er komme und wohin er reisen wolle. Bei allen diesen Fragen war Don Rafael gegenwärtig, und der Junge antwortete, er sey von Andalusien und von einem Orte, den sie gleich am Namen erkennen würden, denn es sey nicht weiter dahin, als zwei Stunden. Er komme, sagte er, von Sevilla, und habe im Sinne, nach Italien zu gehen, um sein Glück in den Waffen zu versuchen, wie dies auch andere junge Spanier zu thun pflegen. Sein Unstern habe ihn unvorhergesehener Weise in die Hände der Räuber fallen lassen, die ihm eine schöne Summe Geldes und so gute Kleider abgenommen haben, daß man ähnliche wohl nicht um dreihundert Thaler kaufe; trotz alle dem aber denke er, seinen Weg fortzusetzen, denn er sey nicht der Mann, dessen glühender Entschluß beim ersten Unfall zu Eis erstarre.

Die guten Reden des jungen Mannes, verbunden mit der Nachricht, daß sein Wohnort nicht weit sey, veranlaßten nebst dem Empfehlungsschreiben, das die Schönheit auf sein wohlgebildetes Gesicht geschrieben hatte, die beiden Geschwister zu dem Entschlusse, ihn, so viel es in ihrer Macht stände, zu unterstützen. Sie vertheilten unter denjenigen Beraubten, so ihnen die Bedürftigsten schienen, besonders unter einige Klosterbrüder und Geistliche, deren gegen acht waren, einiges Geld, ließen den Jüngling hinter ihrem Maulthierjungen Calvete aufsteigen und kamen, ohne sich weiter aufzuhalten, in kurzer Frist nach Igualada. Dort erfuhren sie, daß den Tag vorher die Galeeren nach Barcelona gekommen wären und zwei Tage später abreisen wollten, wenn sie nicht die Unsicherheit der dortigen Rhede zwinge, früher unter Segel zu gehen. Diese Nachricht veranlaßte sie, den folgenden Morgen vor Sonnenaufgang aufzustehen, ob sie gleich, wenigstens das Geschwisterpaar, nicht die ganze Nacht schlafen konnten, denn diese Beiden brachten die Nacht in merklicher Unruhe zu. Diese Unruhe kam daher, daß Teodoro bei Tische, wo der Jüngling, welchen sie losgebunden hatten, mit ihnen speiste, dessen Gesicht auf das aufmerksamste betrachtete und mit den Augen der Neugier herausbrachte, die Ohren des Jungen seyen durchbohrt. Theils daraus, theils aus seinem sittsamen Blick glaubte sie vermuthen zu können, der Jüngling sey ein Weib, und wünschte im Herzen, die Mahlzeit möchte bald geschlossen werden, um sich unter vier Augen mit ihm über sein Geschlecht Gewißheit zu verschaffen. Während der Mahlzeit fragte ihn Don Rafael, wer seine Eltern wären, denn ihm seyen die vornehmen Leute seines Geburtsortes, wenn es nämlich der angegebene wäre, sehr wohl bekannt. Hierauf

erwiderte der Jüngling, er sey der Sohn des Don Enrique de Cardenas, welcher ein sehr bekannter Edelmann sey. Hierauf bemerkte Rafael: den Don Enrique de Cardenas kenne er sehr gut, allein eben so gut wisse er, daß dieser keinen Sohn habe; indessen liege nichts daran, er werde dies wahrscheinlich gesagt haben, um seine Eltern zu verheimlichen, weiter wolle er nicht darnach fragen. „Es ist wahr," erwiderte der Jüngling, „Don Enrique hat keine Söhne, aber sein Bruder, welcher Sancho heißt, hat welche." — „Auch dieser," erwiderte Don Rafael, „hat keine Söhne, sondern nur eine Tochter; und obgleich man sagt, sie sey eines der schönsten Mädchen in Andalusien, so weiß ich dies nur vom Hörensagen, denn obgleich ich oft in ihrem Wohnorte gewesen bin, so habe ich sie doch nie gesehen." — „Alles, was Ihr sagt, Señor, ist wahr; Don Sancho hat nur eine einzige Tochter, aber sie ist nicht so schön, als ihr Ruf sagt. Sagte ich, ich sey der Sohn des Don Enrique, so that ich dies deßhalb, um vor euch, ihr Herren, als Edelmann zu gelten, aber der bin ich nicht, sondern nur der Sohn von Don Sancho's Haushofmeister, der ihm schon seit langen Jahren dient. Ich wurde in seinem Hause geboren und faßte, weil ich Verdruß mit meinem Vater bekam, den Entschluß, nach Italien zu gehen, nachdem ich ihm eine beträchtliche Summe Geldes genommen hatte. Wie ich bereits euch erzählte, habe ich im Sinne, mein Glück im Kriege zu versuchen, wo, wie ich gesehen habe und wie es zu gehen pflegt, auch Leute von niederem Stande zu hohen Ehren gelangen können."

Auf alle diese Reden, so wie namentlich auf die Art und Weise, mit welcher sie vorgebracht wurden, war Teodoro sehr aufmerksam und fand darin eine Bestätigung

seines Verdachtes. Nachdem die Mahlzeit vorbei und das Tischtuch abgenommen war, ging Teodoro, der zuvor seinem Bruder den Verdacht mitgetheilt hatte, während sich Don Rafael entkleidete, mit dessen Zustimmung und Erlaubniß, in Begleitung des Jünglings auf den Balkon eines breiten Fensters, welches auf die Straße ging; dort lehnten sie sich Beide auf die Ballustrade, und Teodoro begann also zu dem Jüngling zu sprechen:

„Ich möchte, Señor Franzisko (denn so wollte jener heißen), daß ich Euch so viel Gutes erzeigt hätte, um Euch zu bewegen, mir nichts abzuschlagen, was ich auch von Euch bitten könnte; allein die kurze Zeit, in der wir uns kennen, erlaubt mir nicht, ein solches Ansinnen an Euch zu wagen; es könnte zwar seyn, daß Ihr in der nächsten Zeit einsehen würdet, daß ich der bin, welcher der Erfüllung einer solchen Bitte würdig ist; dennoch aber werde ich, wenn Ihr auch für jetzt nicht Lust habt, mir zu Willen zu leben, darum nicht aufhören, Euch gefällig zu seyn, wie ich es war, ehe ich mich Euch auf diese Weise entdeckte. Ihr müßt wissen, daß ich, ob ich Euch gleich an Alter nicht übertreffe, dennoch bei Weitem mehr Welterfahrungen besitze, als Ihr, und ziemlich gewiß bin, über Erscheinungen, die mir entgegen kommen, zu urtheilen. Diese Welterfahrung aber hat mir in Beziehung auf Euch den Verdacht eingeflößt, das Ihr kein Mann seyd, wie das Eure Kleidung zeigen soll, sondern ein Mädchen und ohne Zweifel von eben so gutem Hause, als Eure Schönheit groß ist, und vielleicht sehr unglücklich, wie dies die Veränderung Eurer Kleidung anzudeuten scheint; denn solche Verkleidungen schlagen nie zum Vortheil derjenigen aus, welche sie tragen. Ist mein Verdacht vielleicht gegründet, so sagt mir es, und ich

schwöre Euch bei meiner Ehre als Edelmann, Euch in Allem, was in meinen Kräften steht, zu helfen und zu unterstützen. Daß Ihr ein Weib seyd, könnt Ihr nicht leugnen, denn diese Wahrheit leuchtet durch die kleinen Löchelchen in Euren Ohren so sichtlich als möglich durch, und es war ein Zeichen von großer Sorglosigkeit von Euch, diese kleinen Löcher nicht mit etwas fleischfarbenem Wachs zu verkleben und unsichtbar zu machen, denn es hätte wohl geschehen können, daß ein anderer, eben so neugieriger und weniger ehrlicher Beschauer, wie ich, das an den Tag gebracht hätte, was Ihr so schlecht zu verbergen wißt. Zögert nun, ich bitte Euch, nicht länger, mir zu sagen, wer Ihr seyd, und seyd versichert, daß ich Euch meine Hülfe anbiete und die Verschweigung Euers Geheimnisses eben so vorsichtig handhaben werde, als Ihr es selbst wünschen könnt."

Der junge Mann hörte mit großer Aufmerksamkeit Teodoro's Worte an; statt der Antwort aber ergriff er, als er sah, daß Jener schwieg, dessen Hände, führte sie zum Munde und küßte sie mit der größten Innigkeit und unter Vergießung häufiger Thränen, welche stromweise von seinen schönen Augen herabflossen. Teodoro wurde von diesen Ergüssen eines zarten Gefühles so gerührt, daß er nicht umhin konnte, seine Thränen mit denen des Fremden zu vermischen; denn es ist dem Charakter ausgezeichneter Weiber eigen, sich gegenseitig durch ihre Gefühle erweichen zu lassen und für fremde Mühseligkeiten Mitgefühl zu hegen. Nachdem aber Teodoro mit nicht geringer Schwierigkeit seine Hände von den Lippen des Jünglings entfernt hatte, war er sehr begierig, was dieser antworten würde. Dieser aber seufzte tief auf und sagte unter heftigem Schluchzen:

„Ich kann weder, noch will ich es läugnen, Señor,

Euer Verdacht sey unwahr gewesen. Ich bin ein Weib und zwar das unglückseligste, das der Himmel auf dieser Erde bescheint; allein Alles, was Ihr schon an mir gethan habt, und die Versprechungen, so Ihr mir machtet, bewegen mich, Euch in Allem, was Ihr verlangt, gehorsam zu seyn; daher hört zu und ich will Euch sagen, wer ich bin, wofern es Euch nicht Langeweile macht, fremdes Unglück anzuhören." — „Mein ganzes Leben," erwiderte Teodoro, „ist mit Ungemach verflochten, und das Vergnügen der Neugierde, das Eure zu erfahren, ist dem Schmerze des Mitleids gleich, welches in meiner Brust wohnt, denn ich werde es mitfühlen, als wäre es mein eigenes Unglück." Mit diesen Worten umarmten sie sich von Neuem, und Teodoro machte dem Fremdling wahrhafte Anerbietungen zu wiederholten Malen, welcher nun, etwas mehr beruhigt, also zu sprechen begann:

„In Beziehung auf meine Vaterstadt habe ich die Wahrheit gesagt, in Beziehung auf meine Eltern aber habe ich sie verhehlt; denn Don Enrique ist nicht mein Vater, wohl aber mein Oheim, und sein Bruder Sancho ist wirklich mein Vater. Ich bin das unglückliche Mädchen, von dem Euer Bruder sagte, es sey Don Sancho's Tochter; deren Schönheit so sehr gepriesen wird, die aber, wie mein eigenes Gesicht zeigt, weit geringer ist, als ihr Ruf. Mein Name ist Leocadia; die Ursache meiner Verkleidung sollt Ihr sogleich vernehmen:

„Zwei Meilen von meinem Wohnorte liegt eine der reichsten und vornehmsten Städte in ganz Andalusien, in dieser lebt ein sehr vornehmer Edelmann, welcher von dem alten adligen Geschlechte der Adorno in Genua abstammt. Dieser hat einen Sohn, welcher, wenn das Gerücht in

Absicht auf sein Lob nicht so lügt, wie über das meinige, einer der schönsten Männer seyn muß, die man sich wünschen kann. Theils wegen der Nähe der beiden Städte, theils weil er, wie mein Vater, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd war, kam dieser einige Male in mein Haus und blieb dort fünf oder sechs Tage lang; die Nacht aber brachte er in Gesellschaft meines Vaters, theils ganz, theils theilweise auf dem Felde zu. Diese Gelegenheit ergriff nun sey es Fortuna, sey es die Liebe, oder sey es meine Unklugheit, oder was sonst der Grund davon war, kurz es war eine Macht, die hinreichte, mich von der Höhe meiner festen Gedanken zu der Niedrigkeit des Zustandes, in dem ich mich jetzt befinde, herabzustürzen. Nachdem ich mehr, als mit dem Betragen einer in Zurückgezogenheit lebenden Dame, sowie mit den Gesetzen der Klugheit und Sitte vereinbar schien, mich dem Marco Antonio genähert hatte — denn ich hatte nichts im Auge, als die Vorzüge seines Stammbaumes und die Menge seiner Besitzthümer, die man Glücksgüter nennt, welche sein Vater ihm einst hinterlassen mußte — schien mir die Erreichung des Gipfels alles Glückes, so ich je erlangen konnte, darin zu bestehen, daß ich ihn zum Gatten gewänne. Mit solcherlei Gedanken im Herzen begann ich ihn mit größerer Aufmerksamkeit zu betrachten, was ohne Zweifel der größte Mangel an Aufmerksamkeit gegen mich selbst war; in kurzer Zeit aber bemerkte er, daß ich ihn mit mehr als gewöhnlichen Augen betrachte. Nichts weiter hatte der Verräther nun zu überwinden, um in das Geheimniß meines Busens einzudringen, und um mir das beste Kleinod meines Lebens zu rauben. Aber ich weiß nicht, warum ich Euch, Señor, Punkt für Punkt die kleineren Umstände meiner Liebesgeschichte erzählen soll,

denn diese tragen zum Ganzen wenig bei. Es genüge daher, Euch mit kurzen Worten zu sagen, wie er mit langen und wohlangelegten Worten mich überlistete. Er gab mir sein feierliches Ehrenwort, unter großen, festen und christlichen Schwüren — als solche erschienen sie mir wenigstens — mein Gatte zu werden, und daher vermochte er es über mich, daß ich mich gänzlich seinem Willen dahingab. Indessen genügten mir keineswegs bloß seine Worte und Schwüre, und ich brachte ihn dahin, damit diese nicht der nächste Wind verwehen möchte, daß er mir sein Versprechen schriftlich gab, und so umständlich und so kräftig eine mit seinem Namen unterzeichnete Schrift ausstellte, daß ich mich zufrieden stellte. Ich empfing die Schrift und richtete nun Alles ein, daß er eines Abends zu mir kommen konnte, wo er durch eine Thür im Garten nach meinem Gemach gelangen sollte, um ungestört die Frucht zu pflücken, die für ihn allein bestimmt war. Endlich kam die Nacht, die ich so sehr ersehnt hatte.....

Bis dahin hatte Teodoro schweigend zugehört, und es schien, als ob an jedem Wort Leocadiens seine Seele hänge, denn mit jedem derselben schien seine Seele mehr und mehr zu schwinden, besonders bei dem Namen Marco Antonio und bei dem Anblicke der seltenen Schönheit Leocadiens, verbunden mit der Betrachtung ihres außerordentlichen Werthes und seltenen Geistes-Eigenschaften, welche deutlich aus der Art hervorgingen, wie sie ihre Geschichte erzählte. Als Jene aber an die Worte kam: „Es kam die Nacht, die ich so sehr ersehnt hatte," verlor sie die Geduld, konnte sich nicht mehr zurückhalten und unterbrach sie schnell mit den Worten: „Nun, nun, wie kam diese überglückliche Nacht? Was that er, trat er glücklich ein? Wurdet Ihr die

Seine? Bestätigte er das Versprechen seiner Schrift? Begnügte er sich damit, daß Ihr sagtet, Ihr wäret die Seine? Wußte es Euer Vater? Und endlich, wohin gelangtet Ihr mit Euren weisen und ehrbaren Grundsätzen?" — „Das Ende war," erwiderte Leocadia, „daß er mich in den Zustand versetzte, im welchem Ihr mich sehet; aber ich gewährte ihm keine Gunst, und er wollte keine von mir, denn er kam zu der bestimmten Zusammenkunft nicht."

Bei diesen Worten athmete Theodosia wieder auf, und ihre Lebensgeister, die sie bereits allmählich verlassen wollten, kehrten zurück, indem die wüthende Pest der Eifersucht sie stachelte und spornte, ihr nach und nach durch Mark und Knochen drang und gänzlichen Besitz von aller ihrer Geduld zu nehmen drohte. Trotz dem war ihr Geist aber noch so frei, daß sie ohne innere Bewegung anhören konnte, was Leocadia weiter zu ihr sprach: „Er kam nicht nur nicht, sondern ich erfuhr acht Tage später aus sicherer Quelle, daß er sich von seinem Wohnorte entfernt und ein Fräulein seiner Stadt, die Tochter einer der ersten Edelleute daselbst, Namens Theodosia, aus dem Hause ihrer Eltern entführt habe, ein Mädchen von ungemeiner Schönheit und seltenem Geiste. Da dieses Mädchen so sehr vornehmen Eltern angehörte, erfuhr man in meiner Stadt bald ihre Entführung; die Kunde davon gelangte zu meinen Ohren und mit ihr durchbohrte der gräßliche und kalte Pfeil der Eifersucht mein Herz und entzündete in meiner Seele eine Gluth, welche meine Ehre einäscherte, meinen Ruf verzehrte, meine Geduld eintrocknete und meinem Verstande ein Ende machte. O ich Unglückliche! sogleich sah ich vor meiner Phantasie jene Theodosia erscheinen, schöner als die Sonne, weiser als die Weisheit selbst und in dem Grade beglückter, als ich

unglücklich war. Sogleich las ich nun die Schriftzüge seiner Verschreibung wieder und fand sie fest und unumstößlich, so daß sie ein öffentliches Zeugniß seines Versprechens gab. Aber obgleich sie, wie eine Sache von größter Heiligkeit, meiner Hoffnung zur Stütze dienten, so verschwand diese doch, sobald ich an die unheilvolle Gesellschafterin dachte, welche Marco Antonio entführt hatte, und wurde gleich allen meinen Thränen zu Wasser. Da zerkratzte ich mein Gesicht, zerraufte mein Haar und fluchte meinem Schicksale; was mir aber am meisten Kummer verursachte, war das Gefühl der Unmöglichkeit, diese Stürme gegen mich selbst jeden Augenblick erregen zu können, indem ich der Gegenwart meines Vaters nicht zu entgehen vermochte. Endlich beschloß ich, das Haus meines Vaters zu verlassen, um ungestört meinen Klagen nachhängen zu können und endlich, was mein gewisseres Loos ist, mein Leben zu beschließen. Es scheint fast, als ob das Schicksal selbst zur Ausführung eines schlechten Gedankens die Hand reichte und alle Hindernisse in solchen Fällen ebnete, denn ich stahl, ohne irgend ein Bangen zu empfinden, einem Pagen meines Vaters seine Kleider, meinem Vater eine bedeutende Summe Geldes und floh, mit diesen Hülfsmitteln versehen, bedeckt von dem schwarzen Mantel der Nacht, von Hause weg und kam nach einer Wanderung von einigen Stunden nach einem Orte, der Osuna heißt. Dort miethete ich mich auf einem Wagen ein und kam zwei Tage darauf nach Sevilla, wo ich mit der größten Vorsicht eintrat, um allen Nachforschungen, die nach mir gemacht werden mußten, zu entgehen. Dort kaufte ich andere Kleider und ein Maulthier und reiste mit einigen Edelleuten, welche so schnell als möglich nach Barcelona kommen wollten, um nicht die

Gelegenheit zu verlieren, mit einigen dort befindlichen Galeeren nach Italien zu gehen, wo ich, wie Ihr bereits wißt, gestern von Räubern ausgeplündert wurde, welche mir Alles, was ich bei mir hatte, nahmen und unter Anderem das Kleinod entrissen, das mein einziges Heil war und mir die Last meiner Mühseligkeiten erleichterte, nämlich Marco Antonio's Verschreibung. Ich hatte im Sinne, mit diesem Papiere nach Italien zu gehen, Marco Antonio aufzusuchen und ihm seine eigenen Worte als Beweis seiner Treulosigkeit und meiner Beständigkeit und Festigkeit vor Augen zu legen und ihn zu zwingen, daß er sein Versprechen erfülle. Zugleich aber machte ich dennoch die Betrachtung, daß ein Mann, welcher Verbindlichkeiten, die in die Seele eingegraben seyn müssen, für nichts achtet, mit Leichtigkeit Worte leugnen wird, so auf dem Papier stehen. Dabei ist klar, daß er die unglückliche Leocadia nicht ansehen wird, wenn er die unvergleichliche Theodosia an seiner Seite hat. Ich denke bei alle dem zu sterben, oder wenigstens mich den Beiden vor Augen zu stellen, damit mein Anblick ihre Ruhe störe; denn die Feindin meines Seelenfriedens denke nicht, um so geringen Preis dessen froh zu werden, was mein ist; ich will sie suchen, ich will sie finden und ihr das Leben rauben, wenn ich kann."

„Aber," fragte hier Teodoro, „welche Schuld trägt denn Theodosia, die vielleicht eben so gut wie Ihr, Señora Leocadia, von Marco Antonio betrogen wurde?" — „Es ist möglich, daß es so gegangen ist," erwiderte Leocadia, „aber wenn er sie entführt hatte, und zwei Leute, die sich lieben, beisammen sind, wie kann man da an Betrug denken? Sicher auf keine Weise; sie sind zufrieden, weil sie vereint sind, und wären es, wie man zu sagen pflegt, in den fernen

glühenden Wüsten Lybiens, oder in den abgeschlossenen Einöden des eisigen Scythien. Ohne Zweifel ist sie, seyen sie, wo sie wollen, in seinen Armen, und sie allein soll allen Kummer büßen, den ich ihretwegen ausgestanden habe, bis ich sie finde."

„Dennoch wäre es möglich, Ihr täuschtet Euch," erwiderte Theodosia, „denn ich kenne das Mädchen, das Ihr Eure Feindin nennt, recht wohl, und kann aus ihrem Charakter und ihrem Sinne für Eingezogenheit schließen, daß sie es nie wagen wird, eines abenteuerlichen Grundes wegen das Haus ihrer Eltern zu verlassen, um sich dem Willen des Marco Antonio zu übergeben; allein gesetzt, daß sie auch wirklich dies gethan hätte, so hat sie Euch doch keine Beleidigung zugefügt, indem sie weder Euch kannte, noch irgend etwas von Euerm Verhältnisse mit ihm wußte. Wo aber keine Beleidigung ist, da ist Rache an einem übeln Platze." — „Von Ehrbarkeit und Sinn für zurückgezogenes Leben," erwiderte Leocadia, „kann in diesem Falle, gegenüber von mir, nichts geltend gemacht werden, denn ich war so zurückgezogen und so ehrbar, wie man nur irgend ein Mädchen finden konnte, trotz dem aber that ich, was Ihr bereits wißt. Darüber, daß er sie entführt hat, ist kein Zweifel, eben so wenig darüber, daß sie mich nicht beleidigt hat, dies muß ich zugestehen, wenn ich die Sache leidenschaftlos betrachte, aber der Schmerz, den ich bei dem Gedanken an sie in meinem von Eifersucht verzehrten Herzen fühle, ist gleich einem Degen, der mir das innerste Eingeweide durchsticht; daher ist es kein Wunder, daß ich ein Wesen, das mir so vielen Kummer bereitet, zertreten und in Stücke reißen möchte; um so mehr, da das Gesetz der Klugheit gebietet, Alles, was uns schaden könnte, von uns

fern zu halten, und da es ein ganz natürliches Gefühl ist, diejenigen zu verabscheuen, welche uns Uebel bereiten, und diejenigen zu hassen, die uns unser Gut entziehen."

„Es sey, wie Ihr sagt, Señora Leocadia," erwiderte Theodosia, „und da ich sehe, daß die Leidenschaft, die Euch bewegt, Euch nicht zuläßt, ein vernünftiges Gespräch fortzuführen, so sehe ich ein, daß es im gegenwärtigen Augenblicke unpassend ist, Euch heilsame Rathschläge vorzulegen. Von mir kann ich Euch sagen, was ich Euch bereits versichert habe, daß ich Euch nämlich in allen billigen Dingen, die in meiner Gewalt stehen, unterstützen und helfen will dasselbe verspreche ich Euch von Seiten meines Bruders, dessen edler Charakter diesem Entschlusse nichts in den Weg legen wird. Unsere Reise geht nach Italien; wenn Ihr Lust habt, mit uns zu reisen, so wißt Ihr bereits aus dem Bisherigen die Art und Weise unsers Benehmens. Außerdem bitte ich Euch aber, mir zu erlauben, daß ich meinem Bruder Alles mittheile, was mir von Euerm ganzen Schicksale bekannt ist, damit er Euch mit den Rücksichten und der Achtung behandle, so Euch gebührt und, wie es recht und billig ist, für Euch zu sorgen sich verpflichtet. Dabei scheint es mir für Euch nicht gut zu seyn, daß Ihr die Tracht wechselt; wenn es an diesem Orte bereits fertige Kleider zu kaufen gibt, so werde ich Euch morgen früh die besten Kleider, so zu haben sind, kaufen und solche, die Euch am besten passen. Was Eure übrigen Wünsche betrifft, so überlaßt die Sorge dafür der Zeit, denn die Zeit kann auf das wirksamste für ganz verzweifelte Fälle Mittel finden."

Leocadia dankte der Theodosia, die sie immer noch für einen Teodoro hielt, auf die zarteste Weise für ihre vielen

Anerbietungen und gab ihr Erlaubniß, ihrem Bruder Alles, was sie wolle, zu sagen, und ihn zu bitten, sie nicht zu verlassen, denn sie sehe wohl ein, wie vielen Gefahren sie entgegen gehe, wenn man erkenne, daß sie ein Weib sey.

Nach dieser Unterredung nahmen die Beiden von einander Abschied und gingen zu Bett. Theodosia schlief im Zimmer ihres Bruders und Leocadia allein in einem andern, welches an dieses grenzte. Don Rafael war noch nicht eingeschlafen, indem er seine Schwester erwartete, um zu wissen, welche Bewandtniß es mit dem vorgeblichen Herrn hätte, den sie für eine Dame halte. Daher fragte er sie gleich bei ihrem Kommen, noch ehe sie sich zu Bette legte, darüber. Theodosia erzählte ihm nun Punkt für Punkt Alles, was Leocadia gesagt hatte, wer ihre Eltern seyen, wie sie sich verliebt habe, wie ihr Marco Antonio eine Verschreibung gegeben und was sie nun im Schilde führe. Don Rafael wunderte sich hierüber höchlich und sagte zu seiner Schwester: „Wenn sie die ist, für welche sie sich ausgibt, so kann ich dir sagen, Schwester, stammt sie aus einem der ersten Häuser ihrer Stadt und ist eine der vornehmsten Damen in ganz Andalusien; unser Vater kennt auch den ihrigen recht gut. Dem Rufe ihrer Schönheit entsprechen auch die Züge auf ihrem Gesichte, so wir entdecken, vollkommen. Was mir aber bei der ganzen Sache nothwendig scheint, ist das, daß wir mit Vorsicht zu Werke gehen und dafür sorgen müssen, daß sie nicht vor uns mit Marco Autonio spricht, denn die Verschreibung, die er ihr, wie sie erzählte, gab, macht mir, obgleich sie verloren ist, keine geringe Sorge. Aber, liebe Schwester, beruhige dich und lege dich zu Bett, denn für Alles dies will ich auf Mittel denken.“ Theodosia that, wie ihr Bruder ihr geheißen, wenigstens in Beziehung auf das

zu Bette gehen. Die Beruhigung lag aber nicht in ihrer Macht, denn bereits hatte die gräßliche Krankheit der Eifersucht von ihrer ganzen Seele Besitz genommen. O um wie viel herrlicher erschien ihr in ihrer Einbildung nun die Schönheit Leocadia's, und um wie viel größer das Verbrechen des Marco Antonio! O wie oft las sie in ihrer Einbildung die Verschreibung, so Jener Leocadien gegeben! Wie viele Worte und Ausdrücke setzte sie im Geiste hinzu, die alle dazu beitrugen, die Schrift wirksamer und unumstößlicher zu machen! Wie oft glaubte sie es nicht, daß Leocadien sie verlor, und wie oft bildete sie sich wieder ein, Marco Antonio werde die Versprechungen lösen, so er Leocadien gemacht habe, ohne daran zu denken, was er ihr schuldig sey!

Also brachte sie den größten Theil der Nacht schlaflos zu, aber auch Don Rafael, ihr Bruder, fand weder Erquickung, noch Entmüdung, denn kaum hatte er gehört, wer Leocadia wäre, als das Gefühl der Liebe sein Herz umarmte, und es war ihm, als hätte er schon lange Zeit dieses Gefühl für sie im Stillen gehegt. Denn dies ist die Macht der Schönheit, daß sie den, welcher sie sieht und erkennt, in einem Momente so sehr einnimmt, daß alle seine Wünsche gefangen werden, und sobald sich ein Weg entdecken läßt, oder nur halb versprochen wird, welcher eine Annäherung oder den vollen Besitz der Schönheit hoffen läßt, so wird die Seele des Betrachters mit übermächtiger Gewalt entflammt, und zwar ganz mit derselben Leichtigkeit, wie trockenes und wohlzubereitetes Pulver sich bei dem geringsten Fünkchen, das in dessen Nähe kommt, entzündet. In Don Rafaels Einbildungskraft erschien sie aber nicht angebunden an den Baum, noch in dem schmutzigen Männergewande, so

sie angehabt hatte, sondern in weiblicher Kleidung und im Hause ihrer reichen Eltern, umgeben von den Merkzeichen ihrer hohen Abkunft und den Beweisen ihres großen Reichthums. Indessen konnte er sich doch nicht enthalten, an die ganze Verkettung von Begebenheiten zu denken, welche sie in seine Nähe gebracht hatten. Er wünschte aber sehr, der Tag möchte erscheinen, damit er seine Reise fortsetzen und Marco Antonio aufsuchen könnte, nicht aber sowohl in der Absicht, ihn zu seinem Schwager zu machen, als seine Verbindung mit Leocadia zu zerstören. Von Liebe und Leidenschaft der Eifersucht war er bereits so ergriffen, daß er um den Preis einer Hoffnung, Leocadien zu gewinnen, die Absichten seiner Schwester, so diese verfolgte, gern vernichtet und den Marco Antonio todt gesehen hätte. Von dieser Hoffnung versprach er sich bereits eine glückliche Lösung seiner Liebespläne, denn er war entschlossen, sie entweder auf dem Wege der Gewalt, oder durch Geschenke und Wohlthaten für sich zu gewinnen, wozu ihm in jedem Falle ein längerer Umgang mit ihr die Gelegenheit zu verschaffen im Stande war; mit diesen Versprechungen, so er sich selbst machte, beruhigte er einigermaßen sein bewegtes Gemüth. Der Rest der Nacht war kurz, und Alle verließen mit Tagesanbruch die Betten. Don Rafael rief nun aber den Wirth und fragte ihn, ob es in diesem Städtchen eine bequeme Gelegenheit gäbe, um für einen Pagen, den die Räuber ausgezogen hätten, fertige Kleider zu bekommen. Der Wirth erklärte, er selbst habe eine recht anständige Kleidung, die er verkaufen könne; er brachte sie her und sie paßte Leocadien gut. Don Rafael bezahlte; sie bekleidete sich und gürtete sich mit einem Degen und einem Dolch, mit so viel Grazie und so entschlossenem Wesen, daß sie in dieser Tracht

die Gefühle des Don Rafael entzückte und die Eifersucht der Theodosia verdoppelte. Calvete sattelte nun die Maulthiere, und um acht Uhr Morgens machten sie sich Alle auf den Weg nach Barcelona, ohne für dies Mal in dem berühmten Kloster von Monserrate einzukehren, indem sie beschlossen, dort ihren Gottesdienst dann zu verrichten, wenn sie mit größerem Frieden im Herzen nach ihrem Vaterlande zurückkehrten.

Es wäre eine schwierige Aufgabe, die verschiedenen Gedanken des Geschwisterpaares auf dieser Reise zu beschreiben, und die Verschiedenheit der Gemüthszustände zu schildern, mit welchen die Beiden Leocadia betrachteten; denn Theodosia wünschte ihr den bittern Tod, und Don Rafael das Leben mit seinen frohesten Gaben, Beide aber erfüllte Eifersucht und Liebespein. Theodosia's Augen suchten auf das geschäftigste irgend einen Makel an ihr, um ihre Hoffnung nicht zu Grunde gehen zu sehen; Don Rafael dagegen fand an ihr immer mehr Vollkommenheiten, welche seine Liebe mit jedem Augenblick steigerten. Bei dem Allen aber unterließen sie nicht, ihre Reise so sehr wie möglich zu beschleunigen, so daß sie kurz vor Sonnenuntergang schon nach Barcelona gelangten. Sie bewunderten die überaus schöne Lage der Stadt und hielten sie für die Blüthe aller schönen Städte der Welt, für den Ruhm Spaniens, den Schreck der nahen sowohl als entfernten Feinde, für die Lust und das Vergnügen seiner Einwohner, den Zufluchtsort der Fremden, die Schule der Ritterschaft, das Vorbild der Loyalität und für den Inbegriff alles Guten und Schönen, was die Neugierde und der gute Geschmack von einer reichen, berühmten und wohlgelegenen Stadt nur immer verlangen kann. Gleich beim Eintritt in diese Stadt hörten sie ein großes Getöse

und sahen, wie ein dichter Volkshaufen mit großer Bewegung zusammenlief. Als sie nach der Ursache dieses Lärms und der Aufregung fragten, bekamen sie zur Antwort, die Galeerensklaven, welche auf der Rhede wären, hätten sich empört und gegen die Stadt aufgelehnt. Als dies Don Rafael hörte, wollte er hingehen, um zu sehen, was vorginge, obgleich Calvete ihn ermahnte, er solle es nicht thun, denn es sey nicht klug, sich einer offenbaren Gefahr auszusetzen; er wisse nur zu gut, wie schlecht Leute davon kämen, welche sich in derlei Händel mischen, die indessen in dieser Stadt nichts Seltenes wären, sobald Galeeren ankämen.

Calvete's guter Rath war aber nicht im Stande, unsern jungen Helden von einem Gange nach dem Hafen abzuhalten, daher sich die drei Andern genöthigt sahen, ihm zu folgen. Als sie aber nach dem Hafendamme gelangten, sahen sie eine Menge Degen von ihren Scheiden entblößt und einen großen Volkshaufen, wo die Leute gegenseitig sich mit der größten Erbitterung bekämpften und einander ohne Erbarmen niedermetzelten. Trotz diesem Anblick stiegen die Reisenden nicht von ihren Thieren und ritten so nahe hinzu, daß sie die Gesichter der Streitenden genau unterscheiden konnten, denn die Sonne war noch nicht untergegangen. Eine ungeheure Volksmasse war aus der Stadt herbeigelaufen, und beinahe eben so groß war das Volk, welches sich aus den Galeeren auszuschiffen suchte, obgleich ihr Gebieter, ein Edelmann aus Valencia, Namens Don Pedro Vique, von dem Hintercastell der Hauptgaleere diejenigen bedrohte, welche sich der Boote bemächtigt hatten, um ihren Genossen zu Hülfe zu eilen. Als er aber sah, daß weder sein Rufen, noch sein Drohen etwas nützte, ließ er die Schnäbel der Galeeren gegen die

Stadt wenden und eine Kanone blind lösen, zum Zeichen, daß, wenn sie nicht wegbleiben wollten, ein anderer scharfer Schuß nachfolgen würde. Während dieses ganzen Vorganges schaute Don Rafael dem eben so grausam, als tapfer geführten Scharmützel zu und bemerkte unter denen, welche die meisten Signale gegen die Galeeren machten, einen kräftigen und tapfern jungen Mann von etwa zwei- undzwanzig Jahren oder etwas darüber, der sich besonders eifrig zeigte. Er trug einen grünen Rock, nebst einem Hute von derselben Farbe, der mit einer reichen Schnalle geziert war, die dem Anscheine nach von Diamanten strahlte. Die Geschicklichkeit, mit welcher dieser Jüngling kämpfte, sowie der Putz in seinen Kleidern, zog die Augen Aller, so dem Kampfe zusahen, auf sich. Auch Theodosia und Leocadia be- trachteten ihn mit gespannter Aufmerksamkeit, und da riefen Beide in demselben Augenblicke aus: „Heiliger Gott, ent- weder habe ich keine Augen, oder ist jener Grüne Marco Antonio!“ Mit diesen Worten sprangen sie mit großer Leichtigkeit von ihren Maulthieren, zogen die Degen, machten ihre Dolche zurecht und stürzten sich furchtlos in das dichteste Getümmel, wo sie im Augenblicke, die Eine auf der einen, die Andere auf der andern Seite sich dem Marco Antonio näherten, denn er war in der That der Jüngling im grünen Kleide, von dem bereits die Rede war. „Habt keine Furcht, Señor Marco Antonio!“ rief Leocadia, als sie an seiner Seite stand, „denn es ist Jemand Euch zur Seite, der mit seinem eigenen Leben Euer Schild seyn wird, um Euer Leben zu vertheidigen.“ — „Wer zweifelt denn daran,“ ver- setzte Theodosia, „denn ich bin hier!“

Don Rafael, welcher Augen- und Ohrenzeuge des Vorgegangenen war, folgte den beiden Mädchen und stellte

sich ihnen zur Seite. Marco Antonio aber, gänzlich damit beschäftigt, zu fechten und sich zu vertheidigen, überhörte die Worte, welche die beiden Mädchen ihm zuriefen, und verrichtete in der Hitze des Kampfes wahre Wunderdinge. Da aber der Volkshaufen, welcher von der Stadt herbeiströmte, jeden Augenblick wuchs, so waren die von den Galeeren genöthigt, sich bis an den Rand des Wassers zurückzuziehen. Marco Antonio zog sich ungern zurück, und dicht an seiner Seite retirirten mit ihm die beiden muthigen Kämpferinnen, die aussahen, wie eine neue Bradamante, Marfisa, Hippolita oder Pentesilea.

In diesem Augenblick erschien ein Edelmann aus Catalonien, aus der berühmten Familie der Cardona's, auf einem kräftigen Pferde, ritt zwischen die beiden kämpfenden Parteien und machte, daß das Volk aus der Stadt sich zurückzog, denn es kannte ihn wohl und hatte Ehrfurcht vor ihm. Indessen fehlte es nicht an einigen Kämpfern, welche auf diejenigen, so sich dem Meere näherten, von ferne Steine schleuderten, und da wollte das Geschick, daß einer den Marco Antonio mit solcher Heftigkeit auf die Brust traf, daß er in das Wasser stürzte, in das er sich bereits bis an die Beine zurückgezogen hatte. Leocadia bemerkte nicht sobald, daß er wanke, als sie mit den Armen ihn umschlang und ihn aufrecht zu erhalten suchte, und dasselbe that Theodosia. Don Rafael aber war in diesem Augenblick einige Schritte entfernt und suchte sich vor dem unaufhörlichen Steinregen zu schützen, der auf ihn niederhagelte; trotz dem aber wollte er hineilen, um sein theures Lieb und seine Schwester und seinen Schwager zu retten, als der Edelmann aus Catalonien vor ihm hinritt und ihm sagte: „Verhaltet Euch ruhig, Señor, bei allen Kriegspflichten,

die Ihr als guter Soldat zu beobachten habt, und thut mir den Gefallen, von meiner Seite nicht zu weichen, ich will Euch aus der ungestümen Wuth dieses tollen Volkshaufens retten.“ — „Ach Señor,“ erwiderte Don Rafael, „laßt mich weiter gehen, denn ich sehe hier Personen in Gefahr, die mir das Theuerste sind, was ich auf Erden besitze.“ Der Edelmann ließ ihn gehen; er kam aber nicht schnell genug an, um sie Alle anzutreffen, denn Marco Antonio und Leocadia, die diesen noch immer in ihren Armen hielt, waren bereits in das Boot der Hauptgaleere gebracht worden. Theodosia dagegen war es nicht gelungen, sich mit ihnen einzuschiffen, denn sie hatte nicht Kraft genug, in die Galeere zu kommen; sey es, daß der Anblick, daß Marco Antonio verwundet sey, oder die Gewißheit, daß er mit ihrer größten Feindin das Land verlasse, ihr die Kräfte raubte, das Boot zu besteigen. Ohne Zweifel wäre sie ohnmächtig in's Wasser gesunken, wenn ihr Bruder nicht zur rechten Zeit ihr Beistand geleistet hätte; diesen aber schmerzte der Anblick, Marco Antonio mit Leocadien fortschiffen zu sehen, nicht weniger als seine Schwester, denn auch er hatte den Marco Antonio als solchen erkannt.

Der Edelmann aus Catalonien, den die Scene zwischen Don Rafael und seiner Schwester, die er für einen Mann hielt, tief ergriffen hatte, kam nun heran und rief ihnen zu, sie sollten mit ihm kommen; sie aber fühlten sich nothgedrungen, diesem Ansinnen Folge zu leisten, denn sie fürchteten, das Volk, das sich noch nicht zu einer friedlichen Stimmung bewegen zu lassen schien, möchte ihnen einigen Schimpf zufügen, daher sie das Anerbieten des Edelmannes annahmen. Dieser stieg von seinem Pferde, nahm die Beiden an seine Seite und führte sie mit gezücktem Degen

durch die aufgeregte Menge, indem er die Leute bat, ihm Platz zu machen, was sie auch thaten. Don Rafael schaute sich nun nach allen Seiten um, ob er nicht den Calvete mit den Maulthieren sehen könnte, fand ihn aber nicht, weil dieser gleich nachdem sie abgestiegen waren, die Thiere weggetrieben hatte und nach einem Wirthshause gegangen war, wo er sonst zu wohnen pflegte.

Der Edelmann führte sie nun nach seinem Hause, welches eines der ersten in der Stadt war, und fragte den Don Rafael, in welcher Galeere er gekommen sey. Dieser antwortete, in keiner, denn er sey in demselben Augenblicke nach der Stadt gekommen, wo der Kampf begonnen habe, nur deßhalb habe er sich der Gefahr preisgegeben, weil er jenen Edelmann gekannt habe, der durch einen Steinwurf verwundet nachher in das Boot gebracht worden sey, und er bitte ihn, Befehl zu geben, daß dieser Verwundete, mit dessen Anwesenheit das Glück seines Lebens verbunden sey, nach dem Lande gebracht werde. „Das will ich sehr gern thun," erwiderte der Edelmann, „und ich bin gewiß, der General wird ihn mir ausliefern, denn er ist ein Mann von Ansehen und ein Verwandter von mir." Nach diesen Worten ging er, ohne sich weiter aufzuhalten, auf die Galeere, wo er die Leute eben beschäftigt fand, die Wunde des Marco Antonio zu untersuchen, welche nicht ohne Gefahr zu seyn schien, denn der Stein hatte die Brust auf der linken Seite getroffen, und der Wundarzt erklärte die Wunde für sehr bedenklich. Der Edelmann erhielt von dem General die Erlaubniß, ihn mit sich auf das Land nehmen zu dürfen, um ihn dort heilen zu lassen; man brachte ihn nun mit großer Behutsamkeit in eine Barke und schiffte ihn an das Land. Leocadia aber, die ihn nicht verlassen wollte, bestieg mit ihm

das Boot und folgte ihm, als dem Polarstern ihrer Hoffnungen. Sobald sie am Strande angekommen waren, ließ der Edelmann aus seinem Hause einen Tragsessel holen, auf welchem man ihn fortschaffen konnte. Während dieser Zeit hatte Don Rafael nach seinem Maulthiertreiber Calvete ausgeschickt, welcher voll Besorgniß über das Schicksal seiner Herrschaft im Wirthshause gewartet hatte; als er aber erfuhr, daß Alle wohlbehalten seyen, verfügte er sich, über die Maßen froh, nach dem Hause, wo Don Rafael war.

Mittlerweile war der Herr des Hauses nebst Marco Antonio und Leocadia angekommen, und wies Allen mit vieler Großmuth und bereitwilliger Dienstfertigkeit einen Wohnplatz in seinem Hause an. Sogleich ließ er nun den berühmtesten Wundarzt in der Stadt holen, um den Marco Antonio behandeln zu lassen. Dieser erschien, wollte aber die Kur erst den andern Tag beginnen und den bisherigen Verband nicht verändern, denn er sagte: die Wundärzte der Kriegsheere und Flotten seyen außerordentlich erfahrene Leute, weil ihnen alle Tage Verwundete in Menge unter die Hände kämen; daher finde er es nicht angemessen, im Augenblick etwas zu thun, sondern wolle seine Behandlung auf den andern Tag verschieben. Er verordnete weiter nichts, als man solle den Kranken in ein wohlverwahrtes Zimmer bringen, wo sie ihn gänzlich seiner Ruhe überlassen sollten. In demselben Augenblicke kam auch der Schiffschirurg dazu und sprach mit seinem Amtsgenossen aus der Stadt über die Art der Verwundung, sagte ihm, was er angewandt habe, und unterredete sich mit ihm über die Lebensgefahr, in der nach seiner Meinung der Verwundete schwebe. Diese Unterredung war hinreichend, um den Wundarzt aus der Stadt gänzlich zu überzeugen, daß der Kranke vollkommen

richtig behandelt worden sey, und erklärte nach dem Bericht, den er empfangen hatte, den Marco Antonio für lebensgefährlich krank. Leocadia und Theodosia hörten diese Nachricht mit denselben Gefühlen, mit denen sie ihr Todesurtheil angehört hätten, unterdrückten aber ihren Schmerz mit Schweigen, um sich nicht zu verrathen. Leocadia aber beschloß, so zu handeln, wie es ihr zur Erhaltung ihrer Ehre am besten schien, und dieses Handeln bestand darin, daß sie, nachdem die Wundärzte sich entfernt hatten, in das Gemach des Marco Antonio trat, in Gegenwart des Hausherrn, des Don Rafael, Theodosiens und anderer Leute mehr sich dem Kopfkissen des Verwundeten näherte, seine Hand ergriff und also zu ihm sprach:

„Es ist jetzt nicht Zeit, Señor Marco Antonio Adorno, in welcher es möglich oder schicklich wäre, viele Worte mit Euch zu wechseln; daher wünschte ich nur, Ihr möchtet einige wenige Worte, die für Euch nöthig sind, anhören, denn es betrifft meine Rede sowohl das Wohl Euers Körpers, als das Heil Eurer Seele. Allein, ehe ich zu Euch spreche, müßt Ihr mir dazu Erlaubniß geben und mir sagen, ob Ihr im Stande seyd, meine Worte anzuhören, denn ich möchte um keinen Preis in diesem Augenblicke, den ich für Euern letzten halte, Euch Kummer verursachen, da ich von dem Momente an, wo ich Euch kennen lernte, immer strebte, nichts zu veranlassen oder zu thun, was Euren Gefühlen im Geringsten zu nahe treten könnte.“ Bei diesen Worten öffnete Marco Antonio die Augen und blickte starr und aufmerksam auf Leocadia; sodann sprach er, indem er sie mehr an ihrer Stimme als an ihren Gesichtszügen erkannt hatte, mit geschwächter und kummervoller Stimme also: „Sprecht, Señor, was Ihr wollt, denn ich fühle mein Ende nicht so

nahe, daß ich Euch nicht hören könnte; auch ist mir diese Stimme nicht so unangenehm, daß ich sie mit Widerwillen anhörte."

Theodosia hatte mit gespannter Aufmerksamkeit diese Unterredung angehört, und jedes Wort, das aus Leocadiens Munde hervorging, war für sie ein spitzer Pfeil, der ihre Brust durchbohrte; in keinem andern Zustande aber befand sich die Seele des Don Rafael, welcher seinerseits ebenfalls der Rede Leocadiens Gehör geschenkt hatte. Hierauf fuhr Leocadia also fort zu sprechen: „Wenn der Streich, der Euch getroffen hat oder, um es besser zu sagen, mir durch die Seele gegangen ist, Euch, Señor Marco Antonio, nicht das Bild derjenigen aus dem Gedächtniß hat schwinden lassen, von der Ihr noch vor kurzer Zeit sagtet, sie sey Euer Himmel und Eure Glorie, dann müßt Ihr Euch noch erinnern, wer Leocadia war, und wie groß und heilig die Versprechungen waren, welche Ihr in einer Schrift von Eurer eigenen Hand und unter Euerm Siegel gegeben habt; eben so wenig könnt Ihr die ausgezeichnete Stellung ihrer Eltern, die Reinheit ihrer Sitten und ihre unbefleckte Ehrbarkeit vergessen haben, noch kann Euch die Verbindlichkeit, so Ihr gegen sie habt, entgangen seyn, indem Ihr sie zu Allem, was Ihr von ihr verlangen konntet, gebracht habt. Ist aber dies Euerm Gedächtniß nicht entschwunden, so werdet Ihr, obgleich Ihr mich in einer so verschiedenen Kleidung seht, erkennen, daß ich Leocadia bin, die voll Besorgniß, neue Zufälle und Umstände möchten ihr das rauben, was mit so vollem Recht ihr gehört, sobald sie erfuhr, daß Ihr von Euerm Wohnort abgereist wäret, eine Menge von Hindernissen nicht achtete und beschloß, in dieser Kleidung Euch nachzufolgen, fest entschlossen, Euch durch alle Theile

der Erde zu suchen, bis sie Euch finden würde. Darüber aber dürft Ihr Euch nicht wundern, wenn Ihr nur ein einziges Mal empfunden habt, wie weit die Macht der wahren Liebe geht, und bis wohin sich die Wuth eines betrogenen Weibes erstreckt. Ich habe während meiner Nachforschung einige Mühseligkeiten durchgemacht, diese achte ich aber, seyen sie noch so schwer, für die süßeste Ruhe, weil es mir gelungen ist, Euch zu sehen. Obgleich Ihr nun in dem Zustande seyd, in dem ich Euch nun finde, so halte ich mich, sollte es Gott gefallen, Euch von diesem Leben in ein besseres abzurufen, für mehr als glücklich, wenn Ihr vor Euerm Scheiden das thut, was Ihr Euch selbst schuldig seyd, und verspreche Euch heilig und theuer, nach Euerm Tode ein solches Leben zu führen, daß ich Euch in kurzer Zeit auf dieser letzten unabwendlichen Reise folgen werde. Daher bitte ich Euch, auf welchen meine Wünsche und Bestrebungen gerichtet sind, zuerst um Gotteswillen, dann um Euretwillen, der Ihr Euch selbst so viel schuldig seyd, und endlich um meinetwillen, denn Ihr seyd mir mehr schuldig, als irgend Jemand in der Welt, mich sogleich jetzt als Eure rechtmäßige Gattin anzuerkennen, ohne zu erwarten, daß die Gerechtigkeit das Euch gebietet, was die Vernunft und die Pflicht Euch gebieten sollte."

Weiter sprach Leocadia nichts, und Alle, welche bei dieser Scene anwesend waren, bewahrten, während sie sprach, ein wunderbares Schweigen; auch Marco Antonio hörte, in tiefes Schweigen versenkt, zu und antwortete ihr also:

„Ich kann nicht leugnen, Señora, daß ich Euch kenne, denn Eure Stimme und Euer Gesicht würde mein Leugnen Lügen strafen; ebensowenig kann ich leugnen, daß ich gegen Euch große Verbindlichkeiten habe, daß Eure Eltern Leute

von großer Bedeutung sind, und daß Euer Betragen unvergleichlich sittsam und ehrbar war. Ich habe weder jetzt, noch werde ich je eine geringere Meinung von Euch hegen, weil Ihr in einer Tracht, welche so sehr verschieden von Eurer frühern ist, gekommen seyd, um mich zu suchen.

„Im Gegentheil ehre ich Euch deßhalb wo möglich noch höher, als vorher, und werde Euch immer so ehren. Weil aber mein unglückliches Schicksal mich an den Rand meines Grabes gebracht hat, wie Ihr sagtet, so daß ich glaube, daß dies der letzte Augenblick meines Lebens ist, und weil man in solchen Augenblicken die Wahrheit ohne Scheu bekennt, und sollte ein solches Bekenntniß das Aeußerste herbeiführen, will ich Euch nun eine Wahrheit sagen, die, wenn sie Euch auch jetzt nicht angenehm ist, Euch später von Nutzen seyn kann. Ich bekenne, schöne Leocadia, daß ich Euch liebte, wie Ihr mich liebtet; zugleich gestehe ich aber, daß das schriftliche Versprechen, so ich Euch gab, mehr Eure Sehnsucht stillen sollte, als die meinige. Denn mehrere Tage, ehe ich Euch diese Verschreibung ausstellte, war meine Seele und mein Willen bereits einer andern Dame, die dieselbe Stadt bewohnte, wie ich, ergeben. Ihr selbst kennt sie sehr gut; sie heißt Theodosia und ist die Tochter eines nicht minder angesehenen Hauses, wie das Eure, und gab ich Euch eine mit meiner Hand gezeichnete schriftliche Erklärung, so gab ich ihr diese Hand selbst und schloß dieses Bündniß so fest, indem ich es mit Handlungen und Zeugen bekräftigte, daß ich die Unmöglichkeit vor mir sehe, über meine Freiheit zu Gunsten irgend einer andern Persönlichkeit in der Welt zu verfügen. Der Liebeshandel, den ich mit Euch unterhielt, war nichts Anderes, als ein Zeitvertreib, wodurch ich auch nichts Anderes erreichte, als die Galanterien, die Euch

bekannt sind, die aber weder Euch noch irgend sonst Jemand als eine Beleidigung erscheinen können; während das, was mit mir und Theodosia vorging, sich nicht nur auf die Blüthen der Galanterie beschränkte, sondern ich erhielt von ihr diejenigen Beweise ihrer Liebe, welche ich von ihr gegen mein Ehrenwort, ihr Gatte zu seyn, erlangte, und dieser bin ich auch. Wenn ich in demselben Augenblicke sie und Euch verließ, Euch in Unruhe und betrogen, sie voll Furcht und, wie sie denken mußte, entehrt, so that ich dieses mit der Unbesonnenheit und der Unüberlegtheit eines jungen Mannes, der alle diese Dinge für etwas Unbedeutendes hielt und sie ohne den geringsten Gewissensscrupel ausführen zu können glaubte. Denn es durchkreuzten in dieser Zeit meine Gedanken verschiedenartige Plane, so ich auszuführen dachte, und diese bestanden darin, nach Italien zu gehen, dort einige Jahre meiner Jugend zu verbringen, und alsdann zurückzukehren, um nachzusehen, was der liebe Gott aus Euch und meiner wahrhaften Gattin gemacht haben würde. Nun aber glaube ich ohne Zweifel, daß der Himmel mit Unwillen auf meine Handlungen herabgesehen hat und mir als Schickung den Zustand, in dem Ihr mich jetzt seht, zufügte, damit ich diese Wahrheiten, welche die Frucht meines schuldvollen Lebens sind, bekenne, mit meinem eigenen Leben meine Sünden abbüße und Euch enttäusche, indem ich Euch die Freiheit gebe, nun das zu thun, was Euch als das Klügste erscheint. Sollte je einmal Theodosia die Nachricht von meinem Tode erhalten, so wird sie von Euch und von allen den Andern, die gegenwärtig sind, erfahren, daß ich ihr im Tode das Versprechen erfüllte, so ich ihr im Leben gab. Kann ich Euch, Señora Leocadia, in der kurzen Zeit, die mir noch zu leben gestattet ist, in Etwas dienen, so sagt es mir,

und ich werde mit Ausnahme dessen, daß ich Euch als meine Gattin anerkenne, für Euch nichts zu thun unterlassen, was Euch möglicherweise angenehm seyn kann."

Während Marco Antonio also sprach, hatte er sein Haupt auf den Ellenbogen gestützt; kaum aber war er fertig, so ließ er den Arm sinken und gab die deutlichsten Zeichen der Ohnmacht zu erkennen. Sogleich trat Don Rafael an das Bett, umarmte ihn innig und sprach: „Kommt zu Euch, lieber Herr, und umarmt Euern Freund und Euern Bruder, weil Ihr doch wollt, daß ich es sey; erkennet in mir Don Rafael, Euern Universitätsgenossen, als den wahrhaften Zeugen Euers Willens und der Gnade, so Ihr für seine Schwester thun wollt, indem Ihr sie als die Eurige erkennet."

Marco Antonio kam wieder zu sich und erkannte sogleich den Don Rafael, umarmte ihn innig, küßte ihn auf die Wange und sprach: „Bruder und Freund, die höchste Wonne, die mir bei Euerm Anblick wird, führt, so soll es nun einmal seyn, einen großen Kummer mit sich, und es bestätigt sich hiermit der weise Ausspruch: daß keine Freude ohne eine Trauer sey, aber wie groß auch diese Trauer seyn mag, so halte ich sie doch für ein Glück, weil mir die Beruhigung wird, Euch zu sehen." — „Wohlan," erwiderte Don Rafael, „diese Beruhigung will ich vollständig machen, indem ich Euch dieses Kleinod zeige, das Eure geliebte Gattin ist." Mit diesen Worten suchte er Theodosia, und fand sie, abgeschieden von allen Zuschauern, in bittern Thränen, denn Alles, was sie gehört und gesehen hatte, hatte ihr Herz bald mit Freude, bald mit Kummer erfüllt, so daß sie die Gemüthsbewegung und Erschütterung überwältigt hatte. Der Bruder nahm sie nun bei der Hand, und sie folgte ihm willenlos dahin,

wohin er sie führte, nämlich vor das Bett des Marco Antonio, der sie erkannte und umarmte und mit ihr zärtliche und liebevolle Thränen vergoß.

Alle, welche bei dieser Scene zugegen waren, sahen diesem seltsamen Begebniß voll Verwunderung und Staunen zu. Aber die unglückliche und enttäuschte Leocadia floh, als sie mit eigenen Augen sehen mußte, was Marco Antonio that, und erkannte, daß Theodosia, die sie für den Bruder Don Rafaels gehalten hatte, in den Armen dessen lag, der, wie sie glaubte, ihr Gatte werden sollte, aus dem Gesichtskreise aller der Umstehenden, mit dem bittern Gefühle, ihre Liebe getäuscht und ihre Hoffnung verloren zu sehen. Während die Andern alle sich darüber wunderten, wie der Kranke jenen Pagen umarmte, ging Leocadia mit eiligen Schritten aus dem Zimmer und suchte so schnell wie möglich die Straße zu erreichen, mit dem festen Plan, verzweiflungsvoll durch die Welt zu gehen, dahin, wo kein menschliches Antlitz sie mehr sehen sollte. Kaum hatte sie aber die Straße erreicht, als sie Don Rafael vermißte, und weil mit ihr ihm seine zweite Seele fehlte, so fragte er nach ihr, aber Niemand wußte ihm zu sagen, wohin sie gegangen wäre. Da ging er, ohne weiter sich aufzuhalten, hinaus, wie ein Verzweifelter, sie zu suchen, und lief nach dem Wirthshause, wo er wußte, daß Calvete hingegangen war, um zu sehen, ob sie dort nicht vielleicht eines der Maulthiere genommen habe, um weiter zu reisen. Als er sie aber dort nicht fand, lief er wie ein Wahnsinniger durch die Straßen, um sie bald hier und bald dort zu suchen. Er dachte sich, vielleicht könnte sie nach den Galeeren gegangen seyn, und lief daher dem Hafen zu; kaum war er aber dort hingekommen, als er hörte, daß man mit lauter Stimme von

der Landseite aus dem Boote des Hauptschiffes rief. Sogleich erkannte er, daß es die schöne Leocadia war, die also rufe. Kaum hörte diese aber hinter sich Schritte, als sie, in der Besorgniß einer Ueberraschung, den Degen zog und mit gefaßter Miene die Ankunft des Don Rafael erwartete. Kaum erkannte sie ihn aber, als sie ihren Schritt bereute und unangenehm überrascht wurde, daß er sie, und noch dazu an einem so einsamen Orte, gefunden habe, denn sie hatte bereits an mehr als einem Zeichen in dem Betragen des Don Rafael bemerkt, daß er sie nur nicht liebe, sondern bereits so sehr für sie eingenommen sey, daß sie sich für sehr glücklich gehalten hätte, wäre Marco Antonio von ähnlichen Gefühlen für sie durchdrungen gewesen.

Mit welchen Worten könnte ich nun wohl darstellen, was Don Rafael zu Leocadia sprach, indem er ihr die Gefühle seines Herzens entdeckte? Denn diese waren so innig und so voll Gluth, daß ich es nicht wage, sie wiederzugeben. Da ich mich aber dennoch verpflichtet sehe, sie einigermaßen darzustellen, so sprach er unter Anderem folgendermaßen:

„Wäre mir, o schöne Leocadia, mit dem Glück auch der Muth geschwunden, Euch die Geheimnisse meines Herzens zu entdecken, so würden die liebeglühendsten und aufrichtigsten Gefühle, die je in der Brust eines Verliebten entstanden sind und entstehen können, für immer in das Grab der Vergessenheit versinken; um aber meinen gerechten Gefühlen diesen Schimpf nicht anzuthun, so will ich, Señora, auf die Gefahr hin, es möge kommen, was da wolle, Euch, wofern Euer zerrissenes Gemüth dies zuläßt, zu erkennen geben, daß Marco Antonio vor mir in keinem Theile etwas voraus hat, wenn nicht vielleicht das Glück, von Euch mehr

geliebt zu seyn. Mein Geschlecht ist von eben so hohem Adel, als das seinige; was die Güter betrifft, die man Glücksgüter nennt, so ist mein Vermögen nicht um Vieles geringer, als das seinige; was die Gaben der Natur betrifft, so darf ich mich nicht selbst loben, um so mehr, wenn meine Persönlichkeit in Euern Augen keine Achtung verdient. Alles dies sage ich Euch, leidenschaftliche Dame, damit Ihr das Mittel, das Euch das Schicksal in den Bedrängnissen Euers Unglückes darbietet, als Euer Rettungsmittel betrachtet. Ihr wißt bereits, daß Marco Antonio nicht der Eure seyn kann, weil der Himmel ihn für meine Schwester bestimmte. Derselbe Himmel aber, der Euch heute den Marco Antonio entriß, will Euch in mir für ihn entschädigen, denn ich strebe keinem andern Gut in dieser Welt nach, als Euer Gatte zu werden. Laßt Euch sagen, daß nun das gute Glück an die Thüre des Unglückes klopft, das Euch heute getroffen hat; denkt aber nicht, daß die Kühnheit, so Ihr bei Aufsuchung des Marco Antonio gezeigt habt, im geringsten ein Grund seyn könnte, daß ich Euch nicht eben so hoch achte, als Ihr verdient, und Euch ansehe, als ob dieses nie geschehen wäre. Denn von dem Augenblicke an, wo ich mit voller Willenskraft beschlossen habe, der Eure zu seyn, indem ich Euch zu meiner beständigen Gebieterin erwähle, ist es meine Pflicht, Alles zu vergessen, was ich von Eurer früheren Liebesgeschichte erfahren und gesehen habe, denn ich fühle wohl, daß dieselbe Kraft, die mich nöthigte, ohne Rückhalt und gleichsam mit verhängtem Zügel, mich zu dem Entschlusse zu vermögen, Euch anzubeten und mich für den Eurigen zu erklären, daß dieselbe Kraft, sage ich, Euch in den Zustand gebracht hat, in dem Ihr Euch nun befindet, und daher finde ich es nicht für nöthig, bei einer

Sache, wo kein Vergehen von meiner Seite ist, eine Entschuldigung vorzubringen."

Bei allen den Reden, welche Don Rafael zu ihr sagte, schwieg Leocadia, und das einzige Zeichen, das sie von sich gab, waren tiefe Seufzer, die von Zeit zu Zeit schwer aus dem Innern ihrer bedrängten Brust hervorbrachen. Don Rafael wagte es, ihre Hand zu ergreifen, und sie hatte nicht die Kraft, sie zurückzuziehen. Nun sprach er zu ihr, indem er ihre Hand mit Küssen bedeckte: „Laßt, Dame meines Herzens, Euch gefallen, ganz die Meinige zu seyn; bei dem Anblick dieses sternenreichen Himmels, der sich über uns wölbt, jenes ruhigen Meeresspiegels, der uns hört, und bei dem seebespülten Sande, auf dem wir stehen — gebt mir jetzt das Jawort, welches ohne Zweifel ebensoviel zu Eurer Ehre, als zu meiner Beruhigung beiträgt. Noch einmal sage ich Euch, ich bin ein Edelmann, wie Ihr wißt, und reich, und was Ihr dabei am meisten zu schätzen habt, ich liebe Euch. Statt daß Ihr nun verlassen, in einer Tracht, die Euren Gefühlen für Ehre sehr entgegen ist, fern von dem Hause Eurer Eltern und Verwandten, ohne irgend eine schickliche Begleitung, die für Euch das Nöthigste besorgt, verlassen von der Hoffnung, das zu erreichen, was Ihr suchtet, umherirrt, könnt Ihr nun nach Eurer Vaterstadt kommen, und zwar in einer Kleidung, die ebensowohl Euerm Geschlecht, als Eurer Ehre zukommt; in Gesellschaft eines eben so guten Gatten, als der, den Ihr Euch erwählen wolltet, reich, geehrt, bedient auf alle Weise und noch dazu von Allen gepriesen, denen die wahre Geschichte Eurer Begegnisse zu Ohren kommt. Wenn sich nun Alles dies so verhält, wie es in der That ist, so sehe ich nicht ein, welchen Zweifel Ihr noch hegen könntet. Laßt es Euch

gefallen, ich sage es noch einmal, mich von der Hefe meines Unglückes zu dem Himmel meines Glückes empor zu heben, indem Ihr mir erklärt, daß ich Euch verdiene, und durch diese Handlung sorgt Ihr für Euch selbst und erfüllt sowohl die Gesetze der Artigkeit als des guten Verständnisses, indem Ihr Euch in demselben Augenblicke klug und gütig benehmt."

„Wohlan," sprach nun die zweifelvolle Leocadia, „es sey, weil es der Himmel also gefügt hat; denn es liegt weder in meiner Macht, noch in der Macht irgend eines Sterblichen, sich den Fügungen Gottes zu widersetzen. Des Himmels und Euer Wille, mein Herr, geschehe, und es weiß der Himmel, mit welchen Gefühlen der Scham ich mich Euerm Willen füge, nicht sowohl aber deßhalb, als wüßte ich nicht sehr gut, was ich Alles gewinne, wenn ich Euch gehorche, sondern weil ich besorge, daß ich, wenn ich Euerm Begehren zu Willen lebe, von Euch nun mit andern Augen angeschaut werden möchte, indem bisher Eure verblendeten Blicke Euch betrogen. Allein, sey dem wie ihm wolle, den Namen der rechtmäßigen Gattin eines Don Rafael de Villa Vizenzio kann ich nicht mehr verlieren und nur mit diesem Titel werde ich glücklich leben. Wenn das Betragen, das Ihr an mir in der Zeit erkennen werdet, in der ich die Eure bin, Euch derartig erscheint, daß Ihr mich in etwas achtet, so werde ich dem Himmel dafür danken, daß er mich auf so sonderbaren Umwegen und durch so viele Leiden hindurch dem Glücke zugeführt hat, Eure Gattin zu heißen. Gebt mir, Señor Don Rafael, die Hand, daß Ihr der Meinige seyn wollt, wie ich hier Euch meine Hand reiche, als die Eurige; und unsere Zeugen sollen die seyn, so Ihr bereits angerufen habt: der Himmel, das Meer, die Sand-

fläche und dieses nächtliche Stillschweigen, das nur durch meine Seufzer und Eure Bitten unterbrochen ward.“ Mit diesen Worten ließ sie sich von ihm umarmen und gab ihm die Hand, und Don Rafael gab ihr die seinige. Sie feierten dieses nächtliche und eigenthümliche Verlöbniß aber nur mit den Thränen, welche die Freude über ihre entschwundene Trauer ihren Augen entlockte.

Hierauf gingen sie sogleich nach dem Hause ihres Beschützers zurück, wo Alles in großen Sorgen über ihr Ausbleiben war. Besonders besorgt hierüber waren aber Marco Antonio und Theodosia, die bereits von einem Geistlichen eingesegnet worden waren; denn auf Anrathen der Theodosia, die noch immer besorgte, irgend ein unglücklicher Zufall möchte ihr das so eben gefundene Gut entreißen, hatte der Edelmann, bei dem sie wohnten, sogleich einen Geistlichen kommen lassen, der sie einsegnen sollte.

Als aber Don Rafael und Leocadia eintraten, und jener Alles erzählte, was mit seiner neuen Braut vorgefallen sey, da verbreitete sich über Alle Freude, und es schien, als ob sie Alle zusammen die nächsten Verwandten und besten Freunde wären; denn es liegt in dem Charakter der Edelleute Cataloniens, daß sie die Fremden, von denen sie wissen, sie seyen in der Noth, mit den Zeichen der größten Freundschaft behandeln. Der Priester, der anwesend war, verlangte, Leocadia solle die Kleider wechseln und sich derjenigen bedienen, so ihrem Geschlechte zukämen. Der Catalonier aber war bemüht, so schnell als möglich hierfür zu sorgen, und gab den beiden Damen reiche Anzüge, so seiner Frau gehörten, die eine sehr vornehme Dame war und aus dem Geschlechte Granolleque stammte, das ein berühmtes und

altes Haus Cataloniens war. Zugleich schickte er nach dem Wundarzt, der sich sehr besorgt um den Verwundeten zeigte, weil dieser viel zum Sprechen gereizt worden war und durch die Gesellschaft aufgeregt erschien. Er verordnete daher, sie sollten ihn allein seiner Ruhe überlassen. Allein Gott, der zum Werkzeuge seiner Thaten, wenn er unsern Augen ein Wunder zeigen will, Mittel gebraucht, welche die Natur für sich nicht anzuwenden im Stande ist, Gott fügte, daß die Freude, welche Marco Antonio während dieser aufgeregten Scenen empfand, dazu diente, seinen Zustand zu bessern, so daß er den andern Tag, als der Chirurg kam, um ihn zu verbinden, bereits außer Gefahr war und sich vierzehn Tage nachher so weit genesen zeigte, daß er, ohne das Geringste besorgen zu dürfen, das Haus verlassen konnte.

Wir müssen nun unsern Lesern nachholen, daß Marco Antonio, während er wegen seiner Krankheit das Bett hüten mußte, ein Gelübde that, nach San Jago in Galizien zu Fuß eine Wallfahrt zu machen, wenn ihm Gott die Gesundheit schenken sollte. Auf dieser Wallfahrt versprachen Don Rafael, Leocadia, Theodosia und selbst Calvete, der Maulthiertreiber, seine Genossen zu seyn — ein Werk, das in ähnlichen Fällen von Leuten der Art, wie Maulthiertreiber, gewiß selten vollführt wurde. Allein die Güte und Offenheit, die der Bursche an seinem jeweiligen Herrn, Don Rafael, hatte kennen lernen, vermochte ihn zu dem Entschlusse, ihn nicht zu verlassen und wenn es bis an's Ende der Welt ginge. Als er aber erfahren hatte, daß sie, wie fromme Wallfahrer, zu Fuße reisen sollten, suchte er Jemand auf, der die Maulthiere mit nach Salamanca nehme, und schickte, nachdem er einen tüchtigen Mann dafür ge-

funden, sowohl seine eigenen, als das des Don Rafael dorthin.

Bald kam der Tag der Abreise an, und da rüsteten sie ihre Pilgermäntel, nebst Allem, was für die Reise nöthig war, und nahmen von ihrem edelmüthigen Wirthe, der ihnen so viele Freundschaft und Güte bewiesen hatte und Don Sancho de Cardona hieß, Abschied, sein Geschlecht, Cardona, aber war eines der berühmtesten und er selbst einer der geehrtesten Männer in der Stadt. Alle verpflichteten sich bei diesem Abschiede auf ewige Zeiten, sowohl für sich selbst, als ihre Nachkommen, denen sie es als ein heiliges Gebot zu hinterlassen versprachen, wenn sie selbst ihm seine viele Güte nicht erwidern könnten, im Andenken an so ausgezeichnete Dienste und deren Bezeigung, so sie von ihm erhalten hätten, dies ihnen zu erwidern, so viel in ihrer Macht stände.

Don Sancho umarmte Alle und versicherte ihnen, daß die natürliche Anlage seines Charakters ihn veranlasse, solche Werke des Mitleids, oder andere für diejenigen zu thun, die er kenne, oder von denen er glaube, daß sie spanische Edelleute wären. Zweimal wurden die gegenseitigen Umarmungen wiederholt, und endlich trennten sich die Pilgrime von ihm, mit Gefühlen der Freude, die durch die Trauer der Trennung allein getrübt wurden.

Sie reisten nun mit der Bequemlichkeit, welche die Zartheit der beiden neuen Pilgerinnen erforderte, und gelangten drei Tage nachher nach Monferrata, wo sie sich auch drei Tage aufhielten, um dort das zu vollführen, was die Pflicht guter und katholischer Christen erheischt. Sodann setzten sie ihren Weg weiter fort und kamen, ohne irgend einen Unfall oder ein Unglück zu erleiden, nach San Jago.

Nachdem sie dort mit der größtmöglichsten Devotion ihr Gelübde vollbracht hatten, wollten sie ihr Pilgerkleid nicht ausziehen, bis sie nach Hause kämen, wo sie auch zufrieden und ruhigen Gemüthes nach kurzen Tagereisen ankamen. Auf ihrer Reise aber gelangten sie, kurz vor ihrer Ankunft, auf einen Hügel, von wo sie den Wohnort Leocadiens, der, wie schon gesagt wurde, nur eine Stunde von dem der Theodosia entfernt war, entdeckten und eine kurze Strecke darauf zugleich auch den der Theodosia sahen. Die Freude aber, so sie über diesen Anblick empfanden, machte ihnen Thränen in die Augen treten, denn die beiden verlobten Paare empfanden hier von Neuem die ganze Geschichte ihres Unglücks und Glücks.

Von dem Berge, auf welchem sie waren, hatte man die Aussicht auf ein breites Thal, welches die beiden Städte schied, und dort bemerkten sie unter den Schatten eines Olivenbaumes einen gutgewachsenen Reiter auf einem kräftigen Pferde, der an dem linken Arm eine blank polirte Tartsche trug und in der rechten Hand eine große und gewichtige Lanze führte, die er eingelegt hatte. Als die Reisenden mit gespannter Aufmerksamkeit diesen Ritter betrachteten, sahen sie, daß hinter einigen Olivenbäumen noch zwei andere Ritter hervorkamen, welche dieselben Waffen führten und dasselbe martialische Wesen zu erkennen gaben. Kurz darauf sahen sie nun, wie die drei Ritter sich vereinigten, und nachdem sie kurze Zeit lang zusammen gesprochen hatten, sich wieder trennten; worauf einer der Beiden, welche zuletzt gekommen waren, sich mit dem, welcher zuerst unter dem Olivenbaume gewartet hatte, entfernte. Nun ritten diese Beiden wieder auseinander, kehrten um, gaben ihren Rossen die Sporen, indem sie mit den Zeichen der tödtlichsten Feind-

schaft auf einander losstürzten. Sie wußten auf geschickte und kräftige Weise ihre Lanzen zu führen, indem sie bald die Stöße zu pariren, bald ihnen mit so vieler Gewandtheit auszuweichen wußten, daß die Zuschauer nach kurzer Zeit inne wurden, sie seyen Meister in ihrem Kampfe. Der Dritte sah ihnen zu, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Nun konnte es aber Don Rafael nicht länger aushalten, so von der Ferne einem eben so hitzigen, als eigenthümlichen Kampfe zuzuschauen, und sprang, so schnell er konnte, den Hügel hinab, wobei ihm seine Frau und Schwester folgten. So schnell als möglich suchte er nun den Streitenden näher zu kommen, und kam gerade zu der Zeit an, als beide Ritter etwas verwundet waren. Gerade hatte da der Eine den Hut verloren, womit ihm seine stählerne Maske ebenfalls abfiel, und Don Rafael erblickte daher in dem Einen seinen Vater, während Marco Antonio den Andern für den seinigen erkannte. Leocadia, welche mit großer Aufmerksamkeit denjenigen der Ritter in's Auge gefaßt hatte, welcher keinen thätigen Antheil am Streite nahm, erkannte ihn bald als ihren Vater — ein Anblick, über welchen Alle von Staunen ergriffen und beinahe außer sich waren. Sobald nun die Ueberraschung es möglich machte, ein vernünftiges Gespräch zu beginnen, warfen sich die beiden Schwäger zwischen die Kämpfer und riefen ihnen zu: „Haltet ein, ihr Herren, haltet ein! denn die, welche Euch darum bitten und anflehen, sind Eure eigenen Söhne!“ — „Ich bin Marco Antonio, mein Herr und Vater,“ rief Marco Antonio, „ich bin derjenige, um welchen, wie ich glaube, Euer ehrwürdig graues Haupt in diese Lebensgefahr gekommen ist! Mäßigt Eure Wuth und werft die Lanze weg, oder gebraucht sie gegen einen andern Feind, denn der, gegen den ihr sie jetzt ein-



IX. Seite 63.

legt, muß Euch von heute an so theuer seyn, als ein Bruder."

Beinahe dieselben Worte richtete Don Rafael an seinen Vater, und die beiden Ritter hielten ein, als sie dies hörten, und betrachteten diejenigen, die ihnen also zuriefen, aufmerksam. Als sie aber umher blickten, sahen sie, daß Don Enrique, Leocadia's Vater, welcher vom Pferde gestiegen war, eine Person, die sie für einen Pilgrim hielten, umarmte. Dies war Leocadia, welche sich ihm genähert hatte, und ihn, indem sie sich ihm zu erkennen gab, bat, zwischen den beiden Kämpfern den Frieden zu vermitteln, wobei sie mit kurzen Worten ihm erzählte, wie Don Rafael ihr Gatte geworden sey, und Marco Antonio Theodosien gewonnen habe.

Als dies ihr Vater hörte, stieg er ab und hielt sie, wie bereits gesagt wurde, in seinen Armen; bald aber raffte er sich auf und lief hin, um Frieden zu stiften. Dies aber war nicht nöthig, weil die beiden Andern schon ihre Söhne erkannt hatten, von ihren Pferden gestiegen waren und sie umarmten. Alle aber weinten Thränen der Freude und des Entzückens. Nun traten Alle zusammen, und die Väter betrachteten noch einmal ihre Kinder und wußten nicht, was sie sagen sollten; sie betasteten sie, um zu sehen, ob sie nicht nur Gespenster wären, denn das plötzliche Erscheinen derselben erzeugte in ihnen Besorgnisse mancherlei Art. Bald aber wurden sie hierüber aufgeklärt, und noch einmal flossen ihre Thränen und abermals erneuerten sie ihre Umarmungen.

In diesem Augenblicke kam ein großer Haufen Bewaffneter, sowohl zu Fuß, als zu Pferd, durch dieses Thal, die nichts Anderes im Sinne hatten, als den Herrn ihres

Ortes zu vertheidigen. Wie sie aber näher kamen und sahen, daß sie die Pilgrime umarmten und die Augen voll Thränen hatten, stiegen sie ab und standen verwundert da, bis ihnen Don Enrique mit kurzen Worten erzählte, was mit seiner Tochter Leocadia vorgegangen wäre; hierauf umarmten sie Alle die Pilgrime mit den Zeichen so großer Freude, daß es unmöglich ist, dies zu beschreiben. Don Rafael erzählte von Neuem allen den Leuten mit der Kürze, welche die Zeit erforderte, Alles, was in seiner Liebesgeschichte sich begeben hatte und wie er mit Leocadia vermählt sey, so wie daß seine Schwester Theodosia den Marco Antonio zum Manne bekommen habe — Nachrichten, welche das ganze Volk der Zuhörer zu neuen Freudenbezeigungen stimmte.

Sogleich wurden von den Leuten, welche gekommen waren, um ihre Herren zu befreien, für die fünf Pilgrime die nöthigen Pferde abgegeben, worauf man beschloß, nach dem Hause des Marco Antonio sich zu begeben, indem dessen Vater sie einlud, die Hochzeit der beiden getrauten Paare dort zu feiern. Dessen waren Alle zufrieden und machten sich nun auf den Weg. Einige der Anwesenden aber gingen voraus, um von den Verwandten und Freunden der jungen Ehepaare ein gutes Botenbrod einzunehmen.

Unterwegs erkundigten sich Don Rafael und Marco Antonio nach der Ursache des unterbrochenen Zweikampfes, und da ergab sich, daß der Vater der Theodosia und der Leocadia den des Marco Antonio ausgefordert hatten, indem sie glaubten, er habe von den Streichen seines Sohnes gewußt. Beide seyen auf diesen Platz gekommen und haben ihn allein angetroffen, wollten aber nicht irgend einen

Vortheil hieraus ziehen, sondern nur Mann gegen Mann, wie es echten Rittern geziemt, mit ihm fechten. Ohne Zweifel aber wäre dieser Kampf mit dem Tode von einem der Beiden ausgegangen, wenn die Pilgrime nicht gekommen wären. Diese dankten Gott wegen des glücklichen Ausganges des Streites; den Tag aber, nachdem sie angekommen waren, ließ der Vater des Marco Antonio die Hochzeit seines Sohnes und der Theodosia, so wie die des Don Rafael und der Leocadia, mit glänzender Pracht und prunkvollem Aufwande feiern. Diese verbrachten in Gesellschaft ihrer Gattinnen viele und glückliche Jahre und hinterließen eine so erlauchte Nachkommenschaft, daß in jenen beiden Städten, die unter die besten Andalusiens gehören, die Kunde von ihnen noch fortdauert, und wenn wir die Namen dieser Städte nicht nennen, so geschieht dies deßhalb, weil wir den Ruf der beiden Mädchen zu schonen haben, denn es gibt böse, oder wenigstens auf hämische Weise diffizile Zungen, welche die Leichtfertigkeit, die sich aus ihrer Liebesgeschichte herausfinden ließe, und die Schnelligkeit, mit welcher sie ihre Tracht änderten, ihnen zur Last legen könnten. Derlei prüde Zungen aber bitte ich, sich mit dem Tadel ähnlicher Freiheiten nicht abzugeben, sondern vielmehr in ihr eigenes Herz zu schauen, ob sie vielleicht nicht von etwas verwundet wurden, was man Pfeile des Cupido nennt, und diese sind in der That eine Gewalt, die, wenn man so sagen darf, auf unwiderstehliche Weise die Vernunft unter das Joch des Instinctes zwingt.

Calvete, der Maulthiertreiber, begnügte sich mit dem Thiere, das Don Rafael nach Salamanca geschickt hatte, und erhielt außerdem noch eine Menge Geschenke, welche ihm

die Neuvermählten gaben. Die Dichter dieser Zeit aber ergriffen die Gelegenheit dieser Schicksale, ihre Federn in Bewegung zu setzen, wobei sie die Schönheit und die wundervollen Schicksale der beiden eben so kühnen als sittsamen Mädchen besangen, die der Hauptgegenstand dieser merkwürdigen Geschichte waren.



Der Licentiat Glaskopf.

Zwei junge Edelleute, welche in Salamanca studirten, gingen eines Tages an den Ufern des Tormes spazieren und fanden dort unter einem Baume einen Jungen von etwa elf Jahren im tiefen Schlafe liegen, der seiner Kleidung nach ein Bauernbursche zu seyn schien. Sie befahlen nun einem ihrer Bedienten, den Jungen aufzuwecken, und als er erwachte, fragten sie ihn, woher er sey und warum er an einem so einsamen Orte schlafe. Hierauf antwortete der Junge, den Namen seiner Vaterstadt habe er bereits vergessen und sey im Begriffe, nach der Stadt Salamanca zu gehen, um dort sich einen Herrn zu suchen, den er gegen die Vergünstigung, etwas lernen zu dürfen, bedienen wolle. Hierauf fragten sie ihn, ob er lesen könne, worauf er antwortete: „Ja, und auch schreiben." — „Also," bemerkte einer der Edelleute, „kann es nicht wohl Gedächtnißschwäche seyn, daß du den Namen deines Vaterlandes vergessen hast." — „Sey dem, wie da wolle," versetzte der Junge, „weder den Namen meines Vaterlandes, noch den meiner Eltern soll irgend Jemand erfahren, bis ich im Stande bin, sowohl jenem, als diesen Ehre zu bereiten." — „Was soll denn das für eine Ehre seyn, so du aufzuheben denkst?"

fragte der andere Edelmann. „Mit meinen Studien," erwiderte der Junge, „will ich mir Ehre erwerben und ich will darin berühmt werden, denn ich habe sagen hören, daß man aus geschickten Leuten Bischöfe mache." Diese kluge Antwort bewegte die beiden Edelleute, ihn aufzunehmen und mit sich nach Salamanca gehen zu lassen, wo sie ihn auf die Weise studiren ließen, wie es den Dienern der Studenten an dieser Universität erlaubt wird. Der Junge sagte, er heiße Tomas Kloben, woraus seine Herren schlossen, theils der Name, theils die Kleidung, in der sie ihn gefunden hätten, deute darauf, daß er der Sohn eines armen Landmannes sey. Nach wenigen Tagen zogen sie ihm ein schwarzes Gewand an, und binnen wenigen Wochen zeigte Tomas Beweise eines seltenen Verstandes. Er bediente seine Herren mit so viel Treue, Pünktlichkeit und Sorgfalt, und vernachlässigte dabei seine Studien nicht, so daß es schien, als wäre er nur mit dem Dienste beschäftigt. Da aber gute Dienste nicht selten die Herren dazu bestimmen, den Diener besser zu behandeln, so wurde Tomas nach kurzer Frist eher der Genosse seiner Herren, denn ihr Diener. Endlich aber wurde er wegen seines Scharfsinnes und seiner bewundernswürdigen Geschicklichkeit in der Frist von acht Jahren, welche Zeit er mit seinen Herren auf der Universität zubrachte, so berühmt, daß er von allen Leuten geschätzt und geliebt war.

Sein hauptsächlichstes Studium waren die Gesetze, die meiste Neigung aber hatte er für Literatur. Sein Gedächtniß war so glücklich, daß es bis in das Wunderbare ihm treu blieb; zugleich verband er aber mit dieser Gabe ein so gutes Urtheil, daß er nicht weniger durch das Eine, als durch das Andere berühmt wurde. Nun kam die Zeit herbei,

wo seine Herren ihre Studien vollendet hatten und nach ihrer Heimath reisten, welche eine der vorzüglichsten Städte in Andalusien war. Den Tomas nahmen sie mit, und er blieb auch einige Tage bei ihnen. Bald aber war er des Lebens in dieser neuen Welt überdrüssig und sehnte sich nach seinen Studien und nach Salamanca zurück, denn Alle, welche die Lieblichkeit der geistigen Nahrung verschmeckt haben, finden sich so davon bezaubert, daß sie nicht umhin können, sobald es ihnen möglich ist, wieder dahin zurückzukehren; daher bat er seine Herren um Erlaubniß, wieder nach der Universität gehen zu dürfen. Die beiden Edelleute, als freisinnige und gutmüthige Leute, gaben ihm gern diese Erlaubniß und rüsteten ihn mit so vieler Freigebigkeit aus, daß er im Stande war, drei Jahre lang zu studiren.

Tomas reiste mit vielen Versicherungen seines Dankes von seiner Herrschaft weg und verließ Malaga, die Vaterstadt derselben. Als er nun auf dem Wege nach Antequera den Abhang von la Zambra hinabging, begegnete er einem Edelmann zu Pferde, der ein prächtiges Reisekleid trug und von zwei Dienern, welche auch beritten waren, begleitet wurde. Er ging auf ihn zu und erfuhr, daß ihr beiderseitiger Weg der gleiche sey. Sie machten mit einander Bekanntschaft, indem sie sich über verschiedene Gegenstände unterhielten; nach kurzem Gespräch aber ließ Tomas einen seltenen Verstand und der Edelmann überaus feine Hofbildung erkennen. Dieser sagte, er sey Capitain bei der Infanterie Seiner Majestät, und sein Cornet sey gerade in Salamanca in Garnison. Er lobte das Soldatenleben, gab ihm ein sehr lebendiges Gemälde von den Schönheiten der Stadt Neapel, von der Lieblichkeit Palermo's, von der

Ueppigkeit Mailands, von den Schmausereien der Lombardei, wo besonders die Gasthöfe so überaus splendid und üppig wären; zugleich schilderte er ihm auf das lustigste und beste das acconcia patron, pasa aca manigoldo, venga la macarela, li polastri, e li macaroni![1] Zugleich erhob er mit glühenden Lobeserhebungen das freie Leben eines Soldaten bis zum Himmel und pries die Freiheit Italiens über die Maßen; aber von dem Froste, den die Schildwachen auszustehen haben, von den Gefahren der Angriffe, von den Schrecken der Schlacht, von dem Hunger der Belagerten, von den Zerstörungen der Minen und anderen Dingen dieses Gelichters, die Einige nur für eine leichte Zugabe zu dem, einem Soldaten zugemessenen Gewichte halten, und die denn doch die größte Bürde des Soldatenlebens sind, sagte er kein Wort. Kurz, er sagte ihm so viele Dinge und wußte Alles, was er sagte, so gut darzustellen, daß die Ueberlegung unsers guten Tomas zu wanken begann und er die größte Lust bekam, sich an dieses Leben anzuschließen, in dessen Nähe so häufig der Tod ist.

Der Capitain, welcher Don Diego de Valdivia hieß, schien über die gute Gestalt, den Verstand und die ungebundene Kühnheit unsers Helden sehr zufrieden und bat ihn daher, er solle mit ihm nach Italien gehen, und wäre es auch nur der Neugier halber, um dieses Land einmal zu betrachten; er biete ihm freien Tisch an, und wenn er es für gut halte, auch sein Banner, denn sein bisheriger Cornet werde bald diesen Posten verlassen. Gegenüber von Tomas war keine große Ueberredungskunst nöthig, um ihn

[1] Auf, Herr Wirth, her, du Spitzbube, bringt uns Macrelen, Hühner und Macaroni!

zu vermögen, diese Einladung anzunehmen, und er war schon im Innern mit einem kleinen Plan beschäftigt, wie er Italien und Flandern, nebst vielen Städten und Ländern außerdem nun sehen könne, denn er dachte sich: viele Reisen schärfen das Urtheil, und überdies machte er die Betrachtung, daß er wohl drei oder vier Jahre mit Reisen zubringen könne, denn er sey doch noch jung und könne wohl nachher wieder zu seinen Studien zurückkehren. Außerdem dachte er, es müsse ihm hier Alles nach Wunsch gehen, und sagte daher dem Capitain, er sey es vollkommen zufrieden, ihn nach Italien zu begleiten, aber mit der Bedingung, daß er weder bei seiner Fahne, noch bei irgend einer Fahnenliste als Soldat eingeschrieben werde und keinerlei Verpflichtung habe, seinem Banner zu folgen. Auf dieser Bedingung beharrte er fest, obgleich ihm der Capitain versicherte, es sey kein Schaden nicht, wenn er sich auf die Liste setzen lasse, und am Ende sey dies auch keine so große Sache, im Gegentheil beziehe er in diesem Falle die Zuschußgelder und sonstigen Einkünfte der Compagnie, und er selbst wolle ihm diese ausliefern, so oft er darum bitte. Aber Tomas sagte: „Dies wäre sowohl gegen mein Gewissen, als gegen das Eure, Herr Capitain, und ich will lieber frei und ungebunden, als gebunden mit Euch gehen.“ — „Ein so zärtliches Gewissen,“ erwiderte Don Diego, „schickt sich eher für einen Pfaffen, als für einen Soldaten; aber thut darin ganz nach Euerm Gefallen, wir wollen trotz dem Genossen bleiben.“

Noch denselben Abend kamen sie nach Antequera und gelangten, weil sie große Märsche machten, in wenigen Tagen dahin, wo die Compagnie stand; diese aber hatte ihr Geschäft bereits verrichtet und war im Begriff, sich nach

Cartagena auf den Weg zu machen, wo sie sich nebst vier andern Compagnien in den umherliegenden Dörfern einquartierten. Dort bemerkte Tomas das anmaßende Auftreten der Kriegs-Commissaire, das beschwerliche Wesen einiger Capitaine, die Sorgfalt der Quartiermeister, die List und Rechnerei der Zahler, die Klagen des Volkes, die Loskaufung der Einquartierbillete, die Unverschämtheit der Rekruten, die Streitsucht der Wirthe — kurz, die unumgängliche Nothwendigkeit, daß all' dies Uebel geschehen mußte. Tomas hatte, nachdem er die Studentenkleider auszog, sich in ein buntes Gewand gesteckt, und huldigte nur dem Grundsatze: ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt, wie man zu sagen pflegt. Die vielen Bücher, die er hatte, verkaufte er in der Zeit einer Abendmette, bis auf einen Garcilaso ohne Commentar, welchen er in der Rocktasche mit sich führte.

Sie gelangten schneller, als sie wollten, nach Cartagena, denn das Lagerleben ist ein unterhaltend und lustiges Treiben, wo man jede Stunde auf neue, vergnügliche Dinge stößt. In Cartagena bestiegen sie vier neapolitanische Galeeren, auf welchen sich Tomas Kloben an dem eigenthümlichen Treiben auf diesen Meerpalästen ergötzte, wo man die meiste Zeit damit zubringt, daß man auf Wanzen Jagd macht, die Ruderknechte preßt, die Matrosen seckirt, Ratten fängt und sich über Ebbe und Fluth ärgert. Sturm und Ungewitter setzten sie einige Male in Schrecken, und besonders in dem Golf von Laon, wo sie hintereinander von zwei Stürmen gepackt wurden, davon sie der eine nach Corsika und der andere nach Toulon in Frankreich warf.

Endlich kamen sie, matt, durchnäßt und mit einge-

fallenen Augen, in der schönen und äußerst anmuthigen Stadt Genua an. Dort schifften sie sich aus und quartierten sich in einem Spielhause ein, in welchem der Capitain, nachdem sie zuvor Alle in der Kirche gewesen waren, seinen Amtsgenossen ein festliches Mahl gab, während dessen sie all' das Angedenken an die durchgemachten Stürme über dem Gaudeamus igitur vergaßen; dort erkannten sie die Lieblichkeit des Treviano, die Stärke des Monte fiascone, die Blume des Asperino, das Feuer der beiden griechischen Nektare von Candia und Samos, den Wohlgeschmack des Cinque Vigne, die Süßigkeit und Lieblichkeit des Lacrimä Christi, die Stärke und das Feuer des Monte Pulciano — lauter vornehme Individualitäten, unter welchen der gewöhnlichere alltägliche Romanesco nicht zu erscheinen wagte. Nachdem der Wirth so viele und so verschiedenartige Weine vorgemustert hatte, versicherte er, sie alle erscheinen zu lassen, ohne daß irgend eine Fälschung vorkommen sollte, noch daß er sie bloß auf der Weinkarte etwa hätte, sondern sie seyen wirklich vorhanden, und zwar echt und gut, in Fässern und Flaschen, denn diese Stadt sey nicht eine königliche, sondern eine kaiserliche zu nennen und der Wohnsitz des fröhlichen Gottes; er bot noch Esquivias, Alanis, Cacalla, Guadalcanal und Membrilla an, ohne Ribadavia und Descargamaria zu vergessen. Endlich zählte der Wirth mehr Weine auf und gab ihnen mehr zu kosten, als Bacchus selbst in seinen Kellern hätte haben können.

Dem guten Tomas schienen die blonden Haare der Genueserinnen eben so bewundernswürdig, als der feine Anstand und die kriegerische Haltung der Männer; über Alles aber ergötzte ihn der Anblick der Stadt, deren Häuser, an dem Felsen herum hängend, nicht anders aussahen, denn als

Diamanten in Gold gefaßt. Den andern Tag schifften sich aber die Soldaten aus, um nach Piemont zu gehen; Tomas jedoch hatte nicht Lust, diese Reise mitzumachen, sondern wollte über Rom nach Neapel reisen, und von da über Venedig, Loretto und Mailand nach Piemont zurückkehren, wo Don Diego de Valdivia ihn nach seiner Abrede erwarten würde, wenn sie nicht bis dorthin Ordre bekämen, nach Flandern abzumarschiren.

Zwei Tage nachher nahm nun Tomas von dem Capitain Abschied und kam binnen fünf Tagen nach Florenz; zuerst aber besuchte er Lucca, eine kleine, aber sehr schön gebaute Stadt, in welcher die Spanier mehr als in irgend einem Theile Italiens gut aufgenommen und gern gesehen werden. Florenz gefiel unserm Tomas ungemein, theils wegen seiner lieblichen Lage, theils wegen des schmucken Aussehens und der Pracht seiner Gebäude, und wegen des schönen Flusses und der angenehmen Straßen. Nachdem er dort vier Tage lang verweilt hatte, reiste er nach Rom, der Königin der Städte und der Herrin der Welt. Hier besuchte er die Tempel, verrichtete sein Gebet vor den heiligen Reliquien und bewunderte die Größe der Stadt. Wie man aber den Löwen an den Klauen erkennt, und aus diesen auf seine Größe und Wildheit schließen kann, also erkannte Tomas die Größe des alten Roms an den zerstückten Marmorsäulen, an den halben und ganzen Statuen, an seinen zerbrochenen Triumphbögen und den Trümmern seiner Thermen, an seinen prachtvollen Säulengängen und großen Amphitheatern, seinem berühmten und heiligen Strom, welcher immer sein Bett ausfüllt und dadurch geheiligt ist, daß eine Menge Reliquien in seinem Grunde liegen, nämlich die Leiber der Märtyrer, welche hier ihr Grab fanden. Da betrachtete

er die Brücken, davon immer eine die andere an Pracht zu übertreffen scheint, und die Straßen, welche durch ihren Namen allein berühmter sind, als alle andern der Welt, wie die Via Appia, Flaminia und Julia, nebst andern dieser Gattung. Nicht weniger bewunderte er die sieben Hügel, auf denen Rom steht, den Celio, den Quirinal und den Vatican, nebst den vier andern, deren Namen die Größe und Majestät des römischen Reichs verkündigen. Ebenso bemerkte er die Herrlichkeit des Collegiums der Cardinäle, die Majestät des heiligen Vaters und die Menge von Völkern und Nationen, so in dieser Stadt zusammen leben. Alles dieses betrachtete er sich, bemerkte es genau und schrieb es in seinem Tagebuche auf. Nachdem er in den vielen Kirchen die Stationen gefeiert, seine Beichte bei einem Beichtiger abgelegt und seiner Heiligkeit dem Pabste die Füße geküßt hatte, beschloß er, voll Agnusdei und Rechnungspapieren, nach Neapel zu gehen. Da aber für Alle, welche damals nach Rom gingen oder von da abreisten, eine besondere Gefahr dadurch erwuchs, daß der Weg unsicher war, so zog er vor, statt des Landweges zur See nach Neapel zu gehen, wo er sich über den Anblick dieser Stadt nicht weniger verwunderte und ergötzte, als über das, was er in Rom gesehen hatte; ja er glaubte, daß, so viel Städte er auch schon gesehen habe, diese die schönste Europa's und wohl der ganzen Welt seyn möchte. Von hier ging er nach Sicilien und beschaute sich zuerst Palermo und hernach Messina; an Palermo gefiel ihm besonders die Lage und die Lieblichkeit der Gegend, an Messina aber der Hafen; überhaupt aber entzückte ihn der Ueberfluß dieser ganzen Insel, wegen dessen sie mit Recht die Kornkammer Italiens

genannt wurde. Sodann ging er wieder über Neapel nach Rom und begab sich von dort nach unserer lieben Frauen zu Loretto. Von diesem heiligen Tempel sah er weder Wände, noch Mauern, denn diese waren ganz bedeckt von Krücken, Leichentüchern, Ketten, Fesseln, Fußschellen, Perücken, verschiedenen in Wachs geformten Gliedern, Gemälden und Schnitzereien — lauter Dinge, welche ein deutlicher Beweis der unzähligen Gnadenacte waren, welche vielen Sterblichen durch die Vermittlung der göttlichen Jungfrau von Gott zu Theil geworden waren. Denn dieses heilige Bild wollte der Himmel durch eine Menge Wunder vergrößern und verherrlichen, daher nun die Dankbarkeit derjenigen, welche durch ein Wunder errettet worden waren, mit solcherlei verschiedenen Gaben die Wandung des heiligen Hauses austapeziert und geschmückt hat. Dort sah er dasselbe Gemach, wo die wichtigste und höchste Botschaft, welche je die ewigen Schaaren der Himmel, die Erzengel und die Bewohner der ewigen Gefilde vernahmen, geschah.

Von dort schiffte er sich in Ancona ein und reiste nach Venedig, eine Stadt, welche, wenn nicht Columbus auf die Welt gekommen wäre, ihres Gleichen nicht hätte. Doch Dank sey dem Himmel und dem großen Fernando Cortes, welcher Mejiko eroberte, damit das große Venedig auf irgend eine Weise eine Macht bekäme, so sich ihm widersetzte. Diese beiden berühmten Städte, Venedig und Mejiko, gleichen einander darin, daß in ihren Straßen Wasser fließt, und daß Venedig die Bewunderung der alten, Mejiko aber das Wunder der neuen Welt ist. Tomas war der Meinung, der Reichthum dieser Stadt sey unerschöpflich, die Regierung derselben sehr klug, ihre Lage unüberwindlich, ihr Ueberfluß ungeheuer, ihre Umgebungen lieblich — kurz, die ganze Stadt,

an sich sowohl, als in ihren einzelnen Theilen, sey des hohen Ruhmes würdig, welcher sich von ihrer Herrlichkeit über die ganze Welt ausdehnt; was ihm aber diese Wahrheit auf das glänzendste vor Augen stellte, war das berühmte Arsenal, auf welchem Platze die Galeeren und eine unzählige Menge anderer kleineren Fahrzeuge gezimmert werden. Die Festlichkeiten und Vergnügungen der Calypso waren gegen die, welche unser wißbegieriger Wanderer in Venedig fand, eine wahre Kleinigkeit; allein er vergaß deßhalb seinen frühern Entschluß nicht und kehrte, nachdem er einen Monat daselbst verweilt hatte, über Ferrara, Parma und Piacenza nach Mailand zurück, der Werkstätte des Vulkans, dem Zankapfel von Frankreich; kurz, einer Stadt, von der man sagen kann, daß dort Sprache und Handel gleich frei ist. Ihre Größe und ihre Tempel machen sie prächtig, und der wundervolle Ueberfluß an Allem, was der Mensch zum Leben braucht, macht sie angenehm. Von da ging er nach Asti, wo er gerade zu der Zeit ankam, wo die frisch ausgehobene Mannschaft nach Flandern abmarschiren sollte. Von seinem Freunde, dem Capitain, wurde er dort sehr gut aufgenommen und ging in dessen Gesellschaft mit der Compagnie nach Flandern. Dort kam er nach Antwerpen, einer Stadt, die nicht weniger Bewundernswürdiges zeigt, als die, so er in Italien gesehen hatte. Von da reiste er nach Gent und Brüssel, und bemerkte auf dieser Reise, daß sich das ganze Land anschickte, die Waffen in Bereitschaft zu halten, um am folgenden Sommer einen Feldzug auszuführen. Damit war nun seine Reiselust gestillt, denn er hatte Alles gesehen, was er sehen wollte, und beschloß daher, nach Spanien zurückzukehren und dort in Salamanca seine Studien fortzusetzen. Diesen Plan setzte er sogleich in's Werk, zum

großen Verdruß seines Genossen, des Capitains, der ihn auch beim Abschied dringend bat, ihm über seine Ankunft, seine Studien und sein Wohlbefinden Nachricht zu geben. Tomas versprach, dies Alles zu thun, und kehrte nun über Frankreich nach Spanien zurück, ohne jedoch Paris gesehen zu haben, das gerade unter Waffen stand. Endlich kam er nach Salamanca zurück, wo er von seinen Freunden sehr gut aufgenommen wurde, die ihm die Mittel verschafften, seine Studien fortzusetzen, welche er auch so gut betrieb, daß er bald die Würde eines Licentiaten der Rechtswissenschaft erwarb.

Nun geschah es aber, daß gerade zu dieser Zeit nach Salamanca eine Dame mit aller ihrem Geschlechte eigenen Prunkliebe und Ränkesucht kam. Kaum war sie angekommen, als die ganze Geckenschaar der Universität auf diesen Lockvogel zulief und nach seiner Pfeife tanzte. Die Andern sagten nun unserm Tomas, diese Dame sey, nach ihren Reden zu schließen, in Italien und Flandern gewesen; worauf Tomas sich bei ihr einführen ließ, um zu sehen, ob er sie nicht von seinen Reisen her kenne. Bei der ersten Visite aber verliebte sich die Dame in ihn; Tomas aber fühlte weiter keine Lust, länger mit ihr umzugehen, und ging nur nothgedrungen, wenn die übrige Gesellschaft ihn eigentlich zwang, in ihr Haus. Endlich entdeckte sie ihm ihre Neigung und bot ihm nebst ihrer Hand ihr Vermögen an; aber er war zu sehr an seine Bücher gefesselt, als daß er fähig gewesen wäre, an andern Zeitvertreib zu denken, und daher fiel seine Antwort durchaus nicht nach dem Geschmacke der Dame aus. Als nun die Dame sich verachtet und, nach ihrer Meinung, beschimpft sah, beschloß sie, da sie einsah, daß der felsenfeste Charakter des Tomas nicht

durch gewöhnliche Mittel zu beugen sey, andere und wirksamere Mittel aufzusuchen, welche sie der Erfüllung ihrer heißen Wünsche näher brächten. Daher berieth sie sich mit einer Mohrin und gab dem Tomas in eingemachten Quitten einen Liebestrank, von dem sie glaubte, er werde in ihm heftige Neigung zu ihr erregen: als gäbe es Kräuter und Zaubersprüche in der Welt, welche im Stande wären, den freien Willen, der nur an Vernunft gebunden ist, zu bezwingen. Aber diejenigen, welche solche Liebestränke reichen, sind nichts Anderes, als Giftmischer; denn jene Tränke bestehen in einem Gifte, dessen böse Wirkung durch mancherlei traurige Erfahrungen bestätigt worden ist.

Kaum hatte Tomas die Quitten gegessen, als er mit Händen und Füßen um sich schlug, wie wenn er die Epilepsie hätte; in diesem Zustande blieb er viele Stunden und kam endlich ganz verwundert zu sich selbst, wo er dann mit stotternder und unvollkommener Stimme sagte, er habe Quitten gegessen, an denen er gestorben sey, und jene Dame habe ihm das Gift gegeben. Die Justiz, welche diesen Vorfall erfuhr, machte sogleich Anstalt, die Verbrecherin aufzusuchen; allein sie hatte, sobald sie die Wirkung des Giftes so heftig auftreten sah, sich aus dem Staube gemacht, um nie wieder zu erscheinen.

Sechs Monate brachte Tomas im Bette zu, wo er so sehr abmagerte, daß er, wie man zu sagen pflegt, nur noch Haut und Knochen hatte, dabei aber in seinen Gedanken durchaus verwirrt war. Die Aerzte wandten alle möglichen Heilmittel an, vermochten aber nur sein körperliches Leiden zu heilen, gegen die Krankheit seines Geistes jedoch nichts auszurichten. Daher ward er endlich körperlich gesund, litt aber an der sonderbarsten Narrheit, die wohl jemals, so lange es Narren

gibt, vorgekommen ist. Der Unglückliche bildete sich ein, er sey ganz von Glas, und von dieser Idee befangen, schrie er, sobald Jemand sich ihm näherte, ängstlich und bat mit ganz gut gesetzten Worten und Reden auf das flehentlichste, man möchte ihn doch ja nicht berühren, denn er sey wahrhaftig und ganz gewiß nicht wie andere Menschen, sondern vom Wirbel bis zur Zehe von Glas. Um ihm diese tolle Idee zu benehmen, machten viele seiner Freunde den Versuch, ohne auf sein Bitten und Flehen zu achten, auf ihn loszugehen und ihn zu umarmen, wobei sie ihn immer aufmerksam machten, er solle doch selbst sehen, er zerbreche ja nicht. Dadurch aber wurde weiter nichts gewonnen, als daß der Arme sich auf den Boden warf, fürchterlich schrie und sogleich in eine Ohnmacht fiel, aus der er vor vier Stunden nicht zu erwecken war; wenn er aber wieder zu sich kam, so erneuerte er sein Flehen und Bitten, man möchte ihm doch nicht zu nahe kommen. Dabei erklärte er, sie sollten nur von ferne mit ihm sprechen und ihn fragen, was sie wollen, er werde auf alle Fragen weit verständiger antworten, als sie dächten, denn er sey ein Mensch von Glas und nicht von Fleisch. Das Glas aber sey eine höchst feine und zarte Materie, daher die Seele in diesem Glase weit wirksamer und weit geistreicher sich äußern könne, als in einem gewöhnlichen Körper, der von einer groben und irdischen Materie sey. Auf diese Erklärung fehlte es nicht an Leuten, welche die Wahrheit dieser Aussage erproben wollten und ihm daher viele und sehr schwierige Fragen vorlegten, auf welche er mit ausgezeichnetem Scharfsinn ganz freiwillig die besten Antworten gab. Darüber erstaunten sich die Gelehrten der Universität außerordentlich, und besonders die Professoren der Medizin und Philosophie, welchen es

ganz wunderbar vorkam, daß sich in einem Wesen, welches von einer so sonderbaren Narrheit, wie der Idee des Licentiaten, er sey von Glas, ergriffen war, ein so großer Verstand wohne, denn seine Antworten auf alle Fragen waren höchst erschöpfend und durchaus scharfsinnig.

Tomas bat nun, man möchte ihm irgend einen Ueberzug geben, in den er die zerbrechliche Hülle seines Körpers einhüllen könne, damit er nicht durch allzu enge Kleidung dem Zerbrechen ausgesetzt sey. Daher gab man ihm ein sehr weites Hemd und ein graues Kleid, das ebenfalls sehr geräumig war und das er mit außerordentlicher Behutsamkeit anzog und mit einem baumwollenen Gürtel befestigte; Schuhe aber wollte er auf keine Weise anziehen. Die Art, wie er bat, daß man ihm das Essen geben solle, ohne ihm zu nahe zu kommen, war die, daß er befahl, das Gehäuse eines Uringlases an die Spitze einer langen Stange zu befestigen, und ihm auf diese Weise Früchte zu reichen, wie sie gerade die Jahreszeit mit sich brachte. Fleisch oder Fische wollte er durchaus nicht nehmen; zum Getränk begehrte er Quell- oder Flußwasser, das er aus der hohlen Hand trank. Wenn er durch die Straßen ging, so suchte er sich immer in der Mitte zu halten und sah stets auf die Dächer, denn er schwebte in beständiger Furcht, es möchte ein Ziegel herunter fallen und ihn zerbrechen. Sommers schlief er auf offenem Felde unter freiem Himmel, und den Winter brachte er in einem Gasthause zu, wo er sich bis an den Hals in Stroh steckte, indem er behauptete, dies sey das sicherste und angemessenste Bett, welches Leute von Glas haben könnten. Wenn es donnerte, zitterte er an allen Gliedern und ging in das freie Feld hinaus, von wo er nicht eher zurückkehrte, als bis das Gewitter aufgehört hatte. Seine Freunde

hielten ihn lange Zeit eingesperrt; als sie aber einsahen, daß er sich dadurch immer unglücklicher fühle, beschlossen sie, seinen dringenden Bitten nachzugeben und ihn frei zu lassen. Nun ging er frei umher durch die Stadt und erregte bei Allen, die ihn kannten, Bewunderung und Mitleid.

Kaum war er auf die Straße gekommen, als ihn die Gassenjungen umzingelten; allein er hielt sie mit seinem Stocke ab und bat sie, nur aus der Ferne mit ihm zu sprechen, damit er nicht Schaden leide, denn er sey ein Mensch von Glas und daher außerordentlich zärtlich und zerbrechlich. Die Jungen aber, welche bekanntlich das muthwilligste Volk auf der Welt sind, achteten weder seiner Rede, noch Bitten, und begannen nicht nur alte Lumpen, sondern auch Steine nach ihm zu werfen, um zu sehen, ob er auch wirklich von Glas sey, wie er sage; da begann er aber so heftig zu schreien und so fürchterliche Geberden zu machen, daß die vorübergehenden Leute sich bemühten, die Jungen zu zanken und zu züchtigen, damit sie ihn nicht werfen sollten. Eines Tages aber, als sie ihm wiederum sehr beschwerlich fielen, sagte er zu ihnen: „Was wollt ihr denn von mir, ihr Jungen, die ihr unverschämt seyd wie Fliegen, unfläthig wie Wanzen und aufdringlich wie die Flöhe? Bin ich denn vielleicht der Scherbenberg in Rom, daß ihr so eine Menge Scherben und Schalen auf mich werft?“ Als sie ihn so zanken hörten, folgten sie ihm immer in großen Haufen nach, fanden es aber nach und nach für besser, nur ihm zuzuhören, als ihn zu werfen.

Eines Tages ging er an dem Kleidermarkt in Salamanca vorbei, und da sagte ihm eine der Kleiderhändlerinnen: „Mein Seel', Herr Licentiat, Euer Unglück geht

mir sehr zu Herzen; aber was soll ich thun, ich kann doch nicht darüber weinen?“ Da kehrte er sich zu ihr und sagte mit ernster Stimme: „Ihr Töchter Jerusalems, weint über euch und eure Kinder.“ Der Mann der Kleiderhändlerin nahm den Spott, der in diesen Worten lag, übel, und sagte: „Bruder Licentiat Glaskopf,“ denn so pflegte er sich selbst zu heißen, „Ihr seyd mehr Schelm, als Narr.“ Hierauf antwortete er: „Ich beziehe von Niemand ein Wartgeld dafür, daß ich etwas, was dumm ist, für gescheit halte.“

Ein andermal ging er an einer schlechten Kneipe vorbei, die in keinem sehr guten Rufe stand, und sah an der Thür mehrere ihrer Bewohnerinnen stehen; denen erklärte er: sie seyen die Marketenderinnen in des Teufels Heerschaar und haben sich in der Schenke der Hölle einquartirt.

Wieder ein andermal fragte ihn Einer: was für einen Rath oder Trost er einem seiner Freunde geben sollte, dessen Frau ihm mit einem Andern durchgegangen sey. Diesem antwortete er: „Sage ihm: er soll Gott danken, weil er zugelassen hat, daß sein größter Feind aus seinem Hause komme.“ — „Also soll er nicht hingehen, um sie zu suchen?“ erwiderte der Andere. „Nein,“ antwortete Glaskopf, „denn wenn er sie findet, so findet er nichts Anderes, als einen ewigen und wahrhaften Zeugen seiner Schande.“ — „Nun wohl, das mag so seyn,“ erwiderte der Andere; „aber was soll ich thun, um mit meiner Frau im Frieden zu leben?“ Hierauf gab Glaskopf zur Antwort: „Gib ihr, was sie nöthig hat; laß sie über alle Leute in deinem Hause befehlen, aber dulde es nicht, daß sie dir befiehlt.“

Ein Junge sprach einmal zu ihm: „Herr Licentiat Glaskopf, ich will meinem Vater davon laufen, weil er mich

so oft prügelt." Diesem gab er zur Antwort: „Bedenke wohl, mein Kind, daß die Prügel, welche ein Vater seinem Sohne gibt, Ehre bringen; die des Henkers dagegen beschimpfen."

Einmal war er an der Thür einer Kirche und sah einen Arbeiter hinein gehen, der zu einer gewissen Secte gehörte, die sich eines weit reineren Christenthums zu rühmen pflegte, und hinter ihm kam ein Anderer, der in keinem so guten Geruche stand, als der Erste; diesem rief nun der Licentiat mit starker Stimme zu: „Wartet ein Bischen, Sonntag, bis der Sabbath erst vorbei ist."

Von den Schulmeistern pflegte er zu sagen, sie seyen glücklich, weil sie immer mit Engeln umgingen, und könnten sich für überglücklich halten, wenn aus diesen Engelchen nicht so gar bald Rotzbuben würden.

Die Nachricht von des Licentiaten Narrheit und seinen Reden und Antworten verbreitete sich bald durch ganz Spanien, so daß ein Herr am Hofe von sehr vornehmem Range davon Kunde bekam, und den Plan faßte, nach ihm zu schicken. Dies theilte er einem seiner Freunde, der ein Edelmann war und in Salamanca wohnte, mit, und bat ihn, ihm den Licentiaten zu senden; daher suchte ihn der Edelmann eines Tages auf und sagte zu ihm: „Wißt, Herr Licentiat Glaskopf, eine vornehme Person am Hofe begehrt Euch zu sprechen." Hierauf antwortete er: „Euer Gnaden mag mich bei diesem Herrn entschuldigen, denn ich tauge nicht für den Palast, weil ich weder unverschämt bin, noch schmeicheln kann." Trotz dem schickte ihn der Edelmann nach dem Hofe, und bediente sich, um ihn fortschaffen zu können, folgenden Mittels: er ließ ihn in einen geflochtenen Korb von Stroh setzen, in welchem man sonst Glaswaaren zu transportiren

pflegt, ließ diesen zu zwei Drittheil mit Steinen ausfüllen, und zwischen Stroh einige Gläser beipacken, damit die Leute wußten, daß sie ein gläsernes Gefäß trugen, und packte unsern Licentiaten dazu. Auf diese Weise kam er nach Valladolid, wo er bei Nacht ankam, in dem Hause des Herrn, der nach ihm geschickt hatte, ausgepackt wurde und von diesem mit den Worten sehr freundlich empfangen ward: „Seyd mir sehr willkommen, Herr Licentiat Glaskopf; wie ist es Euch auf der Reise gegangen? und wie geht es mit Eurer Gesundheit?“ Auf dies antwortete Glaskopf: „Es ist kein Weg schlimm, wenn man ihn zurückgelegt hat, als der, welcher zum Galgen führt; und was meine Gesundheit betrifft, so ist diese neutral, denn meine Pulse stimmen mit meinem Gehirne überein.“ Den andern Tag bemerkte er viele Edelfalken und andere Jagdvögel, die auf ihren Stangen saßen, und sagte darüber: die Falkenbeize sey eine Jagd, die Prinzen und großen Herren wohl anstehe; allein sie sollten wohl bedenken, daß es ein Vergnügen sey, davon die Kosten den Vortheil mehr als um's Zweitausendfache überstiegen. Die Hasenjagd dagegen, meinte er, sey weit angenehmer, besonders, wenn man mit geliehenen Hunden hetze. Den Edelmann ergötzte seine Narrheit sehr, er ließ ihn durch die Stadt gehen und gab ihm einen Bedienten mit, der sein Schutz und Schirm gegen die Gassenjungen seyn sollte. Sowohl bei den Gassenbuben aber, als auch bei dem ganzen Hofe, war er binnen sechs Tagen bekannt, und antwortete in jeder Straße und an jeder Ecke auf alle Fragen, so man ihm vorlegte.

Unter Anderm fragte ihn ein Student, ob er ein Dichter sey, denn er scheine ihm zu Allem Talent zu haben. Hierauf antwortete er: „Bisher war ich weder so thöricht,

noch so glücklich." — „Ich verstehe nicht, was Ihr mit den Worten wollt: weder so thöricht, noch so glücklich," sagte der Student. Worauf Glaskopf erwiderte: „Ich war nicht so thöricht, daß ich, ein schlechter Versemacher, mich hätte für einen Dichter ausgeben mögen, noch aber so glücklich, daß ich verdient hätte, ein guter genannt zu werden."

Ein anderer Student fragte ihn: in welcher Achtung bei ihm die Dichter ständen. Hierauf antwortete er: vor der Wissenschaft habe er große Achtung, vor den Dichtern keine. Auf dies erwiderte er ihm, warum er das sage. Seine Antwort war: unter der unzählbaren Menge Dichter seyen so wenige gute, daß es beinahe nicht der Mühe werth sey, sie aufzuzählen; daher sey für ihn dies gerade so, wie wenn es keine Poeten gebe, weßhalb er auch vor den Poeten keine Achtung haben könne; dagegen verehre und bewundere er die Wissenschaft der Poesie, weil sie alle Wissenschaft in sich schließe. Denn sie diene allen Wissenschaften und schmücke und polire sie, indem sie wunderbare Werke an das Licht bringe, wodurch die Welt mit Nutzen, Vergnügen und Staunen erfüllt werde. Sodann setzte er hinzu: „Ich weiß sehr gut, wie man einen guten Dichter schätzen muß, denn ich denke an jene Verse des Ovid, wo es heißt:

Einst war der Dichter Loos die Sorge der Großen auf Erden;
Und manch festlich Geschenk brachten die Chöre nach Haus.

Heilige Majestät war Dichtern, und immer ihr Namen
Hochgeehrt, und verlieh ihnen manch köstlichen Schatz.

„Ebensowenig vergesse ich den hohen geistigen Rang der Dichter, denn Plato nennt sie die Verkündiger des Willens der Götter, und Ovid sagt von ihnen:

ſ wohnt ein Gott in uns und durchglüht uns, wenn er ſich
regef,

und an einer andern Stelle:

Heilige Seher in Gottes Schutz, ſo heißen die Dichter.

„Dies ſagt man von den guten Dichtern; aber was ſoll man von den ſchlechten Reimſchmieden anders ſagen, als daß ſie die Dummheit und Arroganz der Welt ſind; und was iſt es auch,“ fuhr Glaskopf fort, „um ſolch einen Dichter von Handwerk für eine Erbärmlichkeit, wie er diejenigen, die ihn umgeben, mit unterwürfigen Bücklingen um Erlaubniß bittet, ſprechen zu dürfen, und ſagt: Ich bitte Euer Gnaden, ein kleines Sonett gütigſt anhören zu wollen, welches ich geſtern Nacht bei einer gewiſſen Gelegenheit machte, und ob es gleich, nach meinem Dafürhalten, eigentlich nichts taugt, ſo hat es doch, ich weiß ſelbſt nicht, ſo ein gewiſſes Etwas, wodurch es ſich recht artig präſentirt. Mit dieſen Worten legt er nun ſein Heldenmaul in Falten, zieht die Augbrauen in die Höhe, öffnet ſeine Hoſentaſche und zieht eine Menge halbzerfetzte und ſchmierige Papiere heraus, auf denen wohl ein paartauſend Sonette ſtehen mögen, ſucht das, welches er nun vortragen will, und liest es endlich in einem honigſüßen und zimpferlichen Tone vor. Wenn aber zufälligerweiſe die, welche es hören, entweder aus Schelmerei, oder weil ſie den Dichter noch nicht kennen, dem Sonett kein Lob ſpenden, dann ſagt er: „Entweder haben Euer Gnaden das Sonett nicht recht gehört, oder habe ich in der Declamation deſſelben einen Fehler begangen; daher wird es gut ſeyn, daß ich es noch einmal leſe, damit Euer Gnaden mit mehr Aufmerkſamkeit auf

dasselbe hören können; denn in der That, das Sonett verdient es;" und dann beginnt er, wie das erste Mal, es mit neuen Geberden und neuen Pausen vorzutragen. Aber wenn sie selbst Ihresgleichen recensiren, da geht es erst schön zu. Was soll ich von dem Gebelfer der jungen Spitzhunde unsrer modernen Zeit gegen die vierschrötigen Hatzhunde des gewichtigen Alterthums sagen? Was soll ich von denen sagen, die über einige erhabene und herrliche Dichtungen murren, in welchen doch das wahrhafte Licht der Poesie in reinem Schimmer glänzt, und die trotz dem Aerger und Verdruß jener umsichtigen und gesetzten Ignoranten, welche über Dinge, von denen sie nichts wissen, urtheilen, und Alles, was sie nicht verstehen, verdammen, die Trost und die Erheiterung bei vielen und ermüdenden Beschäftigungen sind und die Hoheit des Charakters und die Göttlichkeit des Geistes ihrer Verfasser beurkunden? Und was soll ich von denen sagen, so die Thorheit, die sich hinter prächtigen Tapeten versteckt, für herrlich und preiswürdig erklären, und die sich vor der Ignoranz beugen, welche sich auf dem Thronsessel niederläßt?"

Ein andermal fragte man ihn, aus welchem Grunde denn die Dichter größtentheils arm seyen. Er antwortete ihnen: „Sie sind deßhalb arm, weil sie es selbst so haben wollen: denn es stände bei ihnen, reich zu seyn, wenn sie von der Gelegenheit Gebrauch machen wollten, die sich ihnen nicht selten, wenigstens für Augenblicke, darböte, und dies seyen ihre Damen, die alle außerordentlich reich wären; denn diese haben Haupthaare von Gold, Stirnen von polirtem Silber, ihre Augen seyen grüne Smaragde, ihre Zähne Elfenbein, ihre Lippen Korallen, ihr Hals von durchscheinendem Krystall, und wenn sie weinten, so seyen ihre

Thränen Perlen. Wo aber ihre Füße den Boden betreten, da blühen, wäre auch der Grund noch so hart und unfruchtbar, Rosen und Jasmine auf, und ihr Athem sey von reinem Ambra, von Bisam und Zibeth; alle diese Dinge aber seyen Beweise und Anzeichen eines großen Reichthums." Solche und andere Dinge sprach er über die schlechten Dichter; von den guten sprach er aber immer gut und erhob sie in seinem Lobe über die Hörner des Mondes.

Eines Tages sah er auf dem Gangwege San Francisko einige Figuren, welche von einer ungeschickten Hand gezeichnet waren, und sagte: „Die guten Maler ahmen die Natur nach, aber die schlechten vomiren sie."

Ein andermal näherte er sich mit großer Behutsamkeit, um nicht zerbrochen zu werden, dem Kaufladen eines Buchhändlers und sagte zu diesem: „Dieses Geschäft würde meinem Geschmacke sehr zusagen, wenn es nur nicht einen einzigen Fehler hätte." Der Buchhändler fragte, was denn dies für ein Fehler wäre. Hierauf gab er zur Antwort: „Das gezierte, weiche Wesen genirt mich, welches die Buchhändler annehmen, wenn sie Einem das Privilegium, ein Buch herausgeben zu dürfen, abkaufen, und auf der andern Seite die Spöttereien und Neckereien über einen Schriftsteller, wenn dieser zufälligerweise sein Buch auf eigene Kosten drucken will; und anstatt daß sie tausend fünfhundert Exemplare drucken, drucken sie dreitausend, und wenn der arme Verfasser glaubt, der Buchhändler verkaufe das Buch, welches er ihm abgekauft hat, so täuscht er sich, denn er verkauft das, welches er ihm abgestohlen hat."

An demselben Tage geschah es, daß auf öffentlichem Markte sechs Verbrecher ausgepeitscht werden sollten; der

Zeltel aber, der herumgereicht wurde, sagte: „Der erste wegen Straßenraubes.“ Da kehrte sich Glaskopf zu den Buchbändlern, so vor ihm standen, mit den Worten: „Geht auf die Seite, gute Freunde, damit man nicht bei euch anfängt!“ Als nun aber der Ausrufer herkam und sagte: „Auf den Hintern!“ bemerkte Glaskopf: „Der muß doch immer der Bürge für die Jungen seyn.“ Da sprach zu ihm einer derselben: „Bruder Glaskopf, morgen peitscht man eine Kupplerin aus.“ — „Nun, dann prügeln sie eben eine Schweinsmutter,“ erwiderte Glaskopf; „hättest du aber gesagt, man peitsche einen Kuppler aus, so hätt' ich es als eine Jagd auf ein Haupt- und Kapitalschwein betrachtet.“ Unter diesen Leuten befand sich auch ein Tragsesselträger, der sich zu unserm Helden mit den Worten wandte: „Aber von uns, Herr Licentiat, habt Ihr doch nichts zu sagen?“ — „Nein!“ sagte Glaskopf, „nur weiß ein Jeder von euch mehr Sünden, als ein Beichtvater; nur ist der Unterschied dabei, daß ein Beichtvater die Sünden weiß, um sie geheim zu halten, ihr aber wißt sie, um sie in den Schenken auszuplaudern.“ Dies hörte ein Maulthiertreiberjunge (denn alles mögliche Volk stand um ihn her, um seine Witze anzuhören) und sagte: „Von uns, Herr Essigkolben, gibt es wenig oder nichts zu sagen, denn wir sind ehrliche Leute, die im Staate nützlich und nöthig sind.“ Hierauf erwiderte Glaskopf: „Die Ehre des Herrn gibt uns einen Begriff von der des Dieners; schau zu, wen du bedienst, und du wirst sehen, wie hoch du zu ehren bist. Ihr Maulthiertreiberjungen seyd aber die allermiserabelsten Canaillen, welche die Erde ernährt; einmal, als ich noch nicht von Glas war, machte ich auf einem gemietheten Maulthiere eine Tagreise und zählte an der Bestie nicht mehr und nicht weniger als

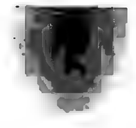
hundert und einundzwanzig Mängel, die alle Hauptmängel und Feinde des menschlichen Geschlechtes waren. Alle Maulthiertreiberjungen sind in gewisser Art Kuppler und Gaudiebe, in jedem Falle aber verdächtige Possenreißer. Sind ihre Herren — denn so nennen sie die Leute, an die sie ihre Thiere vermiethen — nachgiebig, so ist ihr Loos so schlimm, als das einer Stadt, die in einem Jahre zwanzig Einquartirungen erhält; sind sie fremd, so werden sie ausgeplündert; sind es Studenten, angeflucht; sind es fromme Leute, durch gottlos Gespräch geärgert; und sind es Soldaten, durch die mildeste Behandlung zu besänftigen gesucht. Diese Maulthiertreiberjungen, die Matrosen, die Fuhrleute und die Miethkutscher haben ein ganz außerordentliches, nur ihnen eigenthümliches und sonderbares Leben. Der Fuhrmann bringt sein Leben auf einem mittelmäßigen und beschränkten Raume hin, der nicht länger zu seyn braucht, als vom Kummt seines Maulthiers zur vordern Oeffnung seines Wagens. Die Hälfte seines Lebens bringt er mit Singen, die andere mit Fluchen zu — ein Wechsel, der schneller geht, als Einer sagen kann: Trumpf heraus! Die Matrosen sind ein beherztes, aber unhöfliches Volk, das keine andere Sprache versteht, als die, die in den Schiffen gebräuchlich ist; bei ungünstigem Wetter sind sie fleißig, im Sturm aber faul; im Unwetter befehlen sie viel und gehorchen wenig; ihr Gott ist ihr Schiff und ihre Hängematte, und ihr Zeitvertreib, die Passagiere seekrank zu sehen. Die Miethkutscher endlich sind Leute, welche sich von den Bettlacken haben scheiden lassen und die Saumsättel nachher geheirathet haben; so eifrig und drängend, daß sie lieber die Seele verlieren möchten, als ihre Tagereise; ihre Musik ist das Hackbrett, und ihre Würze der Hunger; ihr Morgengebet besteht darin,

daß sie nach Laune aufstehen, und ihre Messe darin, daß sie gar keine hören.“

Gerade als er dies auseinandersetzte, stand er vor der Thüre eines Apothekers, kehrte sich zu diesem und sprach: „Euer Gnaden hat ein sehr lobenswürdiges Geschäft, wenn es nur nicht so sehr den Lampen gefährlich wäre.“ — „Auf welche Weise bin ich denn den Lampen gefährlich?“ fragte der Apotheker; hierauf antwortete Glaskopf: „Ich sag' dies deßhalb, weil Ihr, wenn irgend ein Oel von Euch ausgegangen ist, das von der nächsten besten Lampe dafür nehmt; außerdem hat es mit Euerm Geschäft noch einen Haken weiter, denn Ihr seyd im Stande, dem geschicktesten Arzt von der Welt seinen Kredit zu rauben.“ Als der Apotheker fragte, warum? antwortete Glaskopf: Es gäbe manchen Apotheker, der nicht den Muth habe, zu sagen, es fehle in seiner Apotheke das Mittel, das der Arzt verordnet, und setze dann an die Stelle der abgängigen Arzneimittel andere, die seiner Meinung nach dieselbe Wirkung hätten, ob es sich gleich nicht so verhält. Alsdann wirke die Arznei, die er so falsch bereitet hätte, ganz auf die entgegengesetzte Weise, als der Arzt hätte haben wollen. Weiter fragte man ihn, was er denn von den Aerzten halte? Worauf er erwiderte: „Ehre den Arzt, weil er dir hilft in deiner Noth, denn Gott hat ihn erschaffen; von Gott aber kommt alle Arznei, und von dem König erhält der Arzt Ehrengeschenke; sein Wissen erhöht das Haupt des Arztes, und in dem Kreise der Edeln wird er geehrt; Gott aber hat die Arznei auf der Erde wachsen lassen, und der kluge Mann wird sie nicht verschmähen. Dies sagt das Buch Jesus Sirach von der Medizin und den guten Aerzten; von den schlechten aber könnte man gerade das Gegentheil sagen, denn es gibt kein

Volk, das der menschlichen Gesellschaft mehr Schaden bringt, als sie. Der Richter kann das Gesetz verdrehen, oder falsch auslegen; der Advocat kann unsern ungerechten Proceß seines Vortheils wegen verlängern; der Kaufmann kann unser Vermögen uns durch List abschwätzen; kurz, alle Leute, mit denen wir oft nothwendig zu verkehren haben, können uns auf irgend eine Weise Schaden zufügen; aber uns das Leben rauben, ohne von irgend einer Furcht der Strafe befallen zu werden, kann Niemand. Nur die Aerzte können uns umbringen, und bringen uns auch ohne Furcht und freien Fußes um's Leben, wobei sie nicht einmal nöthig haben, den Degen zu ziehen, sondern nur ein Recept verschreiben; auch können ihre Verbrechen nicht entdeckt werden, weil der Gegenstand derselben im Augenblicke verscharrt wird."

Wegen dieser und anderer Bemerkungen, welche er über alle Stände machte, wurde er unaufhörlich von den Leuten umgeben, welche ihm zwar nichts Uebles zufügten, aber ihn nie in Ruhe ließen; trotz dem hätte er sich aber nicht vor den Straßenjungen vertheidigen können, wenn diese Sorge nicht der Begleiter, den man ihm mitgab, übernommen hätte. Da fragte ihn Einer: „Was soll ich thun, damit ich auf Niemand neidisch werde?" — „Schlafe," antwortete Glaskopf, „denn so lange du schläfst, wird dir alles Beneidenswürdige gleichgültig seyn." Zufälligerweise kam er an einem Orte vorbei, wo ein Commissionsrichter war, der gerade einen Criminalproceß betrieb; es ging viel Volks mit ihm und zwei Alguacile. Glaskopf erkundigte sich, was das wäre, und als man ihn hierüber aufklärte, sagte er: „Ich wette, dieser Richter hat Schlangen im Busen, Pistolen in der Tinte und Donnerkeile in den Händen, um Alles, was seiner Commission sich naht, niederzuschmettern. Ich



erinnere mich, einen Freund gehabt zu haben, welcher in einem Criminalfall, den er zu behandeln hatte, einen so außerordentlichen Spruch that, daß dieser bei weitem härter ausfiel, als die Schuld des Delinquenten erheischen konnte. Ich fragte ihn, warum er einen so grausamen Richterspruch gethan habe, der doch als ein offenbares Unrecht erscheine. Seine Antwort war: er habe der Appellation freien Weg gestatten wollen, denn auf diese Weise hätten die Herren des Rathes eine gute Gelegenheit gehabt, ihr Mitleid zu zeigen, indem sie seinen allzustrengen Richterspruch in die gehörigen Schranken zurückführten. Ich gab ihm zur Antwort, es wäre besser gewesen, den Richterspruch so einzurichten, daß er diese Herren ihrer Arbeit enthoben hätte, zumal, da er alsdann als ein kluger und billiger Richter dagestanden wäre."

Einst traf er auf der Straße, wo er, wie schon gesagt wurde, von einer Menge Volks umgeben war, die ihm immer zuhörten, einen seiner Bekannten, der das Kleid eines Rechtsgelehrten trug und sich von den Andern Herr Licentiat heißen ließ. Glaskopf wußte sehr gut, daß der, den sie Licentiat hießen, nichts weiter war, als Baccalaureus, und sagte zu ihm: „Seht zu, Gevatter, daß nicht die Brüder der Loskaufung der Gefangenen Euerm Titel begegnen, denn sie würden Euch denselben als einen herumlaufenden Landstreicher nehmen." Hierauf antwortete der Angeredete: „Wir wollen keine Händel mit einander anfangen, Herr Glaskopf, denn Ihr wißt ja wohl, daß ich ein Mann von großen und tiefen Kenntnissen bin." Hierauf erwiderte Glaskopf: „Ich weiß wohl, Ihr seyd ein Tantalus in den Wissenschaften, denn die Quellen derselben gehen Euch bis an den Mund, Ihr könnt sie aber nie in Euch aufnehmen."

Eines Tags näherte er sich der Bude eines Schneiders, er sah ihn mit untergeschlagenen Armen dastehen, und sagte zu ihm: „Ohne Zweifel, Meister, seyd Ihr auf dem Wege, Euer Seelenheil zu besorgen." — „An was seht Ihr es?" fragte der Schneider. „An was ich es sehe?" erwiderte Glaskopf; „sicher an nichts Anderem, als daß Ihr nichts zu thun habt, so habt Ihr keine Gelegenheit zum Lügen;" und weiter sagte er: „Der Schneider ist unglücklich, der nicht lügen kann und Festtagskleider nähen will. Das nimmt mich aber Wunder, daß man unter allen Leuten von dieser Profession kaum Einen findet, der im Stande ist, ein passendes Kleid zu machen." Von den Schustern sagte er: Es sey keiner im Stande, einen ordentlich passenden Schuh zu machen; denn, wenn sie Einem einen passenden und engen Schuh brächten, so sagten sie, es müßte so seyn, denn es sehe elegant aus; wenn man sie aber zwei Stunden anhätte, so würden sie weiter als Strickpantoffeln; seyen sie aber zu weit, so wäre ihre Ausrede die: es müsse so seyn, damit man keine Gicht bekomme.

Ein sinnreicher Junge, welcher bei einem Angestellten in der Provinz Schreiber war, pflegte unserm Licentiaten immer mit Bitten und Fragen in den Ohren zu liegen, und brachte ihm allerlei Neuigkeiten zu, die in der Stadt vorgingen, weil Glaskopf über Alles zu sprechen und auf Alles zu antworten gewohnt war. Dieser sagte einmal zu ihm: „Ei, Glaskopf, heute Nacht starb im Gefängniß ein Geldwechsler, der zum Galgen verurtheilt war." — „Da that er gut daran," erwiderte der Licentiat, „daß er sich beeilte zu sterben, ehe der Henker über ihn kam."

Auf dem Gangwege von San Francisco stand, als er gerade vorüberging, ein ganzer Haufen Genueser, und da rief ihm Einer zu: „Kommt hierher, Herr Glaskopf, und

erzählt uns ein Märchen." Hierauf antwortete er: „Nein, das will ich nicht, ihr könntet es sonst in's Genuesische übersetzen, und dann möchte es einen üblen Klang bekommen." Ein Andermal kam er an einer Krämerin vorbei, welche ihre Tochter neben sich hatte, die sehr häßlich war, aber eine Menge Ringe, Perlen und Putzsachen an sich trug. Da sagte er zu der Mutter: „Ihr thut sehr gut daran, sie zu bepflastern, damit man auf ihr lustwandeln kann." Von den Pastetenbäckern sagte er: Sie pflegen schon seit vielen Jahren das Zwicken zu spielen, ohne deßhalb gestraft zu werden, denn eine Pastete, die sonst einen Groschen gekostet habe, koste jetzt zwei; eine um zwölf Kreuzer vierundzwanzig, und eine um fünfzehn Kreuzer einen halben Gulden — Preise, die nur durch ihre eigene Willkür gestiegen seyen. Von den Marionettenspielern wußte er tausend schlimme Sachen zu sagen; er meinte, sie seyen ein schlechtes Vagabundenvolk, welche göttliche Dinge ehrfurchtlos behandelten; denn mit den Figuren, welche sie zeigten, machten sie, daß die Andacht sich in Gelächter verwandle, denn es komme ihnen nicht darauf an, alle oder doch die meisten Personen des alten und neuen Testamentes in einen großen Sack einzufüllen, sich alsdann auf diesen Sack zu setzen und in den Kneipen und Schenken, also gelagert, zu essen und zu trinken. „Kurz," sagte er, „es nimmt mich Wunder, daß es noch nicht längst einem Mann, der die Macht dazu hat, eingefallen ist, allen ihren Vorstellungen ein ewiges Stillschweigen zu gebieten, oder sie aus dem Königreich zu verbannen."

Einmal traf er auf seinem Wege einen Komödianten, welcher wie ein Prinz gekleidet war, und sagte bei seinem Anblick: „Jenen dort habe ich in das Theater gehen sehen,

das Gesicht mit Mehl bestreut, und gekleidet mit einem Schafpelz, den er verkehrt anhatte, bei alle dem aber schwur er alle Augenblicke, selbst wenn er nicht auf der Bühne war, auf Cavaliers Parole." — „Das kann sehr gut seyn," erwiderte ein Dritter, „denn es gibt viele Komödianten, welche von edler Geburt sind und sich daher den Titel eines Hidalgo mit Recht beilegen." — „Dies kann seine Richtigkeit haben," erwiderte Glaskopf; „wer aber am wenigsten der Farçen bedarf, das sind Leute von hoher Geburt, galant sollen sie seyn, höflich und Leute von gewandter Zunge. Dennoch weiß ich, daß man von ihnen sagt: Sie verdienen ihr Brod im Schweiß ihres Angesichtes mit unerträglicher Arbeit, denn unaufhörlich müssen sie ihr Gedächtniß anstrengen, und immer von Ort zu Ort, von einem Wirthshaus in das andere beständig herumzigeunern, wobei sie sich alle mögliche Mühe geben müssen, andere Leute zufrieden zu stellen, weil ihre Existenz vom Geschmacke Anderer abhängt. Dabei haben sie das Gute, daß sie mit ihrer Arbeit Niemand betrügen, ob sie gleich auf Augenblicke ihren Handel vor dem ganzen Publicum, vor dem Richterstuhl der Menge und vor dem Anblick Aller treiben. Die Arbeit der Theater-Unternehmer ist dabei unglaublich, und ihre Sorgen sind ganz außerordentlich. Sie müssen viel verdienen, um nicht am Ende des Jahrs so in Schulden zu stecken, daß ihnen nicht ihre Kreditoren eine gerichtliche Klage anhängen; indessen sind sie bei alle dem für den Staat sehr nothwendige Mitglieder, wie Lusthaine, Alleen, angenehme Aussichten; kurz, wie alle Dinge, welche auf ehrbare Weise ergötzen." Dabei sagte unser Licentiat: Einer seiner Freunde, der in eine Komödiantin verliebt gewesen sey, habe sich eingebildet, da er sie liebe, eine Menge Damen zugleich zu lieben, wie z. B. eine

Königin, eine Nymphe, eine Göttin, eine Scheuermagd, ein Schäfermädchen; häufig aber geschah es, daß er in ihr einen Pagen oder einen Lakai liebte; denn alle diese und noch viele andere Figuren pflegt eine Schauspielerin darzustellen.

Einer fragte ihn einmal, wer der glücklichste Mensch in der Welt sey? Er antwortete: „Niemand, weil Niemand Gott kennt, Niemand ohne Sünde ist, Niemand mit seinem Loose zufrieden, Niemand gen Himmel steigt.“ Von den Fechtmeistern sagte er einmal: Sie seyen Meister in einer Wissenschaft oder Kunst, die, wenn sie sie hätten, sie nicht anzuwenden wüßten; dabei seyen sie eingebildete, vermessene Leute, weil sie die Ausbrüche des Zorns ihrer Gegner auf mathematische Demonstrationen, die untrüglich seyen, zurückführen wollen. Gegen diejenigen, welche sich den Bart färbten, war er besonders feindlich gesinnt, und da traf er einmal Einen, dessen Bart gesprengelt aussah und eine Menge Farben zeigte, weil sein Färbungsmittel schlecht war; zu diesem sagte Glaskopf: Sein Bart sey ein Forellenschimmel. Zu einem Andern, dessen Bart halb weiß und halb schwarz aussah, weil er vergessen hatte, ihn nachzufärben, und daher die Haare indessen gewachsen waren, sagte er: er solle zusehen, daß er mit Keinem in einen Wortwechsel oder sonstigen Zank komme, denn sein Gegner könnte ihm mit größtem Recht sagen: er lüge um die Hälfte seines Bartes.

Ein Andermal erzählte er: Eine junge Dame, die ein bescheidenes, sittsames Mädchen gewesen sey, habe, um dem Willen ihrer Eltern Genüge zu leisten, ihr Jawort gegeben, daß sie mit einem eisgrauen alten Mann vermählt werden sollte. Die Nacht vor dem Verlobungstage ging dieser,

nicht, wie die alten Weiber sagen, zum Flusse Jordan, sondern zum Fläschchen voll salpetersaurem Silber, womit er seinen Bart dergestalt erneuerte, daß dieser den Schnee ablegte und dafür Pechfarbe annahm. Nun kam die Stunde, wo das Brautpaar sich die Hände reichen sollte. Das Mädchen aber erkannte sogleich an der Farbe und an den schwarzen Flecken, was vorgegangen sey, und erklärte ihren Eltern, sie möchten ihr den Mann zum Gatten geben, den sie ihr gezeigt hätten; einen Andern wolle sie nicht. Die Eltern erwiderten, daß der, welcher vor ihr stehe, derselbe sey, den sie ihr gezeigt und zum Gatten bestimmt haben. Sie aber versetzte darauf, er sey es nicht, und brachte Zeugen bei, daß der, den ihre Eltern für sie zum Gatten bestimmt hatten, ein ehrwürdiger Mann mit weißen Haaren sey, der gegenwärtige aber habe keine weiße Haare und sey deßhalb nicht derselbe; daher sie diesen für einen Betrüger erkläre. Sie blieb fest dabei; der Gefärbte lief vor Beschämung weg und die ganze Heirath wurde aufgegeben.

Auf die Dueñen hatte er denselben Unwillen, als auf diejenigen, welche ihre Haare färbten; er wußte Wunderdinge von ihrer Treulosigkeit, von den Schleifen ihrer Hauben, von ihrer Ziererei, ihren Gewissensscrupeln und ihrem unbeschreiblichen Geize zu sagen. Ihre Magenkrämpfe, ihre häufigen Kopfschwindel waren ihm eben so zuwider, als ihre Art zu sprechen, in welcher sie noch mehr aufgeschniegeltes Wesen erblicken ließen, als an ihren Hauben zu erblicken war; kurz, ihre gänzliche Nutzlosigkeit, sowie die schrägen Säume an ihren Kleidern.

„Was soll das seyn, Herr Licentiat," sagte einmal Einer zu ihm; „ich habe Euch über viele Stände räsonniren hören, und nie habt Ihr etwas über die Schreiber gesagt,

von denen sich doch so viel sagen läßt!" Hierauf antwortete er: „Obgleich ich von Glas bin, so bin ich nicht so zerbrechlich, daß ich nicht durch den Strom des Volkes hindurchgehen kann, ohne getäuscht zu werden. Mir scheint, daß die Schreiber die Grammatik der Murmler [1] und der Sänger sind; und gleich wie es unmöglich ist, irgend eine Wissenschaft zu verfolgen, ohne durch das Thor der Grammatik einzugehen, so liegt auf der Hand, daß wer singen lernt, zuerst murmelt und dann erst recht singt; ebenso fängt Einer, der sich mit Satyre abgibt, damit an, die Schärfe seiner Zunge zu zeigen, daß er über die Schreiber, die Alguacile und andere Diener der Gerechtigkeit schimpft, denn wenn der Stand der Schreiber nicht wäre, so ginge die Wahrheit im Schatten der Dächer durch die Welt, beschämt und mißhandelt; denn Jesus Sirach sagt: „In der Hand Gottes ist die Gewalt des Menschen, und auf die Stirne des Schreibers legt er die Ehre." Der Schreiber ist eine öffentliche Person, und der Richter kann sein Amt nicht wohl ohne ihn bequem ausüben. Die Schreiber müssen frei seyn, und weder Sklaven, noch Söhne von Sklaven, und zwar rechtmäßige Kinder, keine Bastarde, und von keiner schlechten Raçe abstammen. Sie schwören, Alles, was ihnen vorkommt, auf das treulichste verschwiegen zu halten, auf keinerlei Weise Wucher zu treiben, und sich weder durch Freundschaft, noch Feindschaft verleiten zu lassen, ihr Amt nicht mit gutem und christlichem Gewissen auszuüben, und zum Vortheil und Schaden eines Andern zu mißbrauchen. Aber wenn dieses Amt so viele gute Eigenschaften erfordert, warum muß man denken, daß die mehr als zwanzigtausend

[1] Murmurador zugleich auch in der Bedeutung von Einem, der Böses von Andern aussagt.

Schreiber, welche Spanien ernährt, der Teufel als sein Erntefest betrachtet, als wären sie seine Baumschule und sein Weinberg? Ich will es nicht glauben, und es ist auch nicht gut, wenn es irgend Jemand glaubt, denn zuletzt kommt es immer darauf hinaus, daß man sagen muß: Die Schreiber sind das nothwendigste Volk in gut eingerichteten Staaten, und haben sie auch außerordentliche Gerechtsame, und fügen sie auch deßhalb Manchem außerordentlichen Schaden zu, so kann doch aus diesen beiden Extremen ein Mittelzustand herausgefunden werden, in welchem sie sehr nützlich und sehr der Betrachtung werth seyn müssen. Was die Alguacile betrifft, so sage ich, ist es kein Wunder, daß sie nicht wenige Feinde haben, denn ihr Geschäft besteht darin, die Leute entweder aufzugreifen, oder ihnen ihre Güter zu confisciren, oder sie in ihren eigenen Häusern gefangen zu halten und sie wider Willen mit schlechter Kost zu bedienen. Die Nachlässigkeit und Ignoranz der Rechtsanwalte und Prozeßführer tadelte er hart, indem er sie mit den Aerzten verglich, welche, ob sie den Kranken heilen oder nicht, ihre Gebühren einziehen. Diese Prozeßführer aber thun ganz dasselbe, ob sie den Rechtshandel, welchen sie führen, gewinnen oder nicht.

Ein Anderer fragte ihn: „Was ist die beste Stadt?“ Er antwortete: „Die lieblichste und gebildetste.“ — „Darnach frage ich nicht,“ erwiderte der Andere, „sondern was die beste Stadt zum Wohnen sey, Valladolid oder Madrid?“ Hierauf antwortete Glaskopf: „In Madrid sind die Extreme besser, in Valladolid der Mittelweg.“ — „Das verstehe ich nicht,“ versetzte der Frager, worauf er zur Antwort erhielt: „In Madrid labt sich die Seele in den Sprechzimmern, und die Sohle auf den Tanzböden; in Valladolid lobe ich mir

aber die Entresols." Glaskopf hörte zu einem Andern sagen, als er nach Valladolid gekommen sey, sey gerade seine Frau sehr krank geworden, daher erkläre er diese Stadt für eine schlechte Stadt. Hierauf erwiderte Glaskopf: Es wäre besser gewesen, sie sey gestorben, wenn sie zufälligerweise eifersüchtig sey.

Von den Musikern und den Eilboten zu Fuße sagte er: Ihr Schicksal und ihre Hoffnungen seyen beschränkt; das Ziel der Hoffnungen der Musiker sey, Kammermusiker, und das der Eilboten zu Fuß sey, Eilboten zu Pferd zu werden. Eines Tages war er in der Kirche und sah, wie man einen Greis einscharrte, einen Säugling taufte und eine Dame traute, Alles aber zu derselben Zeit; da machte er die Bemerkung, die Kirchen seyen Schlachtfelder, wo die Alten geschlagen werden, die Jungen Sieger sind und die Weiber triumphiren. Einst stach ihn eine Biene in den Hals, er wagte es aber nicht, sie abzustreifen, um nicht zu zerbrechen, beklagte sich aber sehr darüber. Da fragte ihn Einer, wie er denn diese Biene empfinden könne, da sein Körper von Glas sey? Hierauf erwiderte er: Diese Biene müsse zum Geschlechte der Ohrenbläser gehören, denn die Zungen und Stacheln der Ohrenbläser seyen hinreichend, Körper von Bronze, geschweige denn von Glas, wankend zu machen. Als eines Tags zufälligerweise ein Mönch an ihm vorbei ging, der sehr feist war, machte einer der Leute, die ihn gewöhnlich zuhörten, die Bemerkung: „Der Herr Pater kann vor Schwindsucht sich nicht mehr auf seinen Beinen halten." Darüber ärgerte sich Glaskopf und sagte: „Vergesse Keiner das, was der heilige Geist sagt: Wagt es nicht, meine Gesalbten zu berühren," und weiter sprach er noch ausdrücklicher und noch bewegter von Zorn: Sie sollen

nur auf den Pater hinsehen, und bei sich die Betrachtung machen, daß von den vielen Heiligen, welche die Kirche seit wenigen Jahren canonisirt oder selig gesprochen habe, keiner Capitain von Jemand, oder Secretair von irgendwie, von irgendwo, auch nicht Graf, Marquis oder Herzog von N. N. geheißen habe, sondern Bruder Diego, Bruder Hyacinth, Bruder Raimund; kurz Alle seyen Klosterbrüder oder sonstige Geistliche gewesen, denn die Klöster und geistlichen Orden seyen die Orangerien des Himmels, davon die Früchte auf den Tisch Gottes kommen. Von den Zungen der Ohrbläser sagte er: Sie seyen gleich den Federn des Adlers, welche alle andern Vogelfedern zerfressen und verderben, so in ihre Nähe kommen. Von den Spielern und Spielbanquiers wußte er außerordentliche Dinge zu sagen; er sagte: Die Spielbanquiers seyen öffentliche Verführer, weil sie, indem sie beim Spiel setzen, wünschen, daß ihre Mitspieler verlieren, und daß die Karte an ihnen vorbei gehe, damit an den Gegner die Fehlkarte komme und er das Geld einziehe. Die Geduld eines gewissen Spielers lobte er sehr, weil er eine ganze Nacht hindurch spielte und immer verlor, denn er war von cholerischem Temperament und ganz in das Spiel vernarrt, und spielte schweigend mit seinem Gegner unter den Märtyrerqualen eines Barrabas fort. Ebenso lobte er das gute Gewissen einiger sehr angesehenen Spielbanquiers, welche um keinen Preis duldeten, daß man in ihrem Hause ein Spiel spielte, als l'Hombre, wobei sie bei langsamem Feuer, ohne Furcht vor der Polizei, binnen eines Monates mehr gewannen, als die Andern, welche Rouge et noir, Pharao, Ecarté, halb Zwölf und so weiter erlaubten. Kurz, er sagte solche Dinge, daß, wenn er nicht so heftig schrie, sobald man ihn berühren wollte, oder nur sich ihm näherte, nicht

solch eigenthümliche Kleidung trüge, so kärglich speiste und trank, und nicht die Eigenheit hätte, Sommers unter freiem Himmel und Winters auf Strohböden zu schlafen, wie bereits gesagt wurde, was nun ganz deutliche Zeichen seiner Narrheit waren, kein Mensch geglaubt hätte, daß er verrückt sey, sondern ihn für den vernünftigsten Menschen von der Welt hätte halten müssen.

Zwei Jahre oder etwas darüber währte diese Krankheit, als ein Mönch von dem Orden des heiligen Hieronymus, welchem die Gnade des Himmels eine besondere Gabe verliehen hatte, daß er nämlich machen konnte, daß die Taubstummen hörten und gewissermaßen sprechen konnten, und zugleich Geisteskranke zu heilen vermochte, es unternahm, unsern Licentiaten, aus Mitleid mit seinem Zustande, zu behandeln. Er behandelte und heilte ihn, so daß er seinen früheren Verstand, den freien Gebrauch seiner Vernunft und seine Urtheilskraft wieder bekam. Als er nun genesen war, kleidete er sich wieder als Gelehrter und ging an den Hof, wo er seinen Geschäften mit so ausgezeichnetem Scharfsinn vorstand, daß er deutlich zu erkennen gab, er sey nun eben so gescheit, als er früher verrückt gewesen sey, und ein tüchtiger Gelehrter wurde. Nachdem er dies ausgeführt hatte, nannte er sich Licentiat Kolben und nicht mehr Kloben. Kaum aber hatte er sich bei Hofe auf der Straße sehen lassen, als ihn gleich die Gassenjungen wieder erkannten; da sie ihn jedoch nicht in seiner Tollhäuslerstracht, sondern in der eines gewöhnlichen Gelehrten sahen, so wagten sie es weder ihn anzurufen, noch ihm Fragen vorzulegen, sondern folgten ihm und sagten zu einander: „Ist denn das nicht der närrische Glaskopf? Wahrhaftig, er ist es, aber jetzt gescheit; aber doch kann er ein Narr seyn, gut, wie schlecht gekleidet;

wir wollen ihn einmal etwas fragen und uns Gewißheit verschaffen.“ Alles dies hörte der Licentiat schweigend an, lief aber, was er konnte, bestürzter und beschämter, als er je in seiner Narrheit gewesen war. Von den Gassenjungen ging das Erkennen seiner Person auf erwachsene Leute über und pflanzte sich so sehr fort, daß er, ehe er nach dem Vorhof des Rathsgebäudes kam, mehr als zweihundert Begleiter von jedem Geschlecht und Alter hinter sich hatte. Mit dieser Begleitung, welche größer als die eines Professors war, kam er nach dem Vorhof, wo ihn der ganze Volkshaufen umgab. Als er einen solchen Menschenschwarm um sich sah, erhob er die Stimme und sprach: „Meine Herren! ich bin der Licentiat Glaskopf, aber nicht der, welcher ich sonst zu seyn pflegte; von jetzt an heiße ich der Licentiat Kolben; unglückliche Zufälle, welche durch Schickung des Himmels in der Welt vorkommen, haben mich meiner Urtheilskraft beraubt, aber die Barmherzigkeit Gottes hat mich wieder geheilt. An dem, was ich, wie man sagt, in meiner Narrheit gesprochen habe, könnt ihr beurtheilen, wie ich sprechen werde, da ich meinen völligen Verstand wieder habe. In Salamanca bin ich zum Licentiaten der Gesetzkunde graduirt worden, ich habe dort studirt, war aber arm und erhielt, wie gesagt, doch die zweite Universitätswürde, woraus zu schließen ist, daß es mehr meine eigene Tüchtigkeit, als Gunst war, welche mir meine Stellung verliehen. In das große Meer dieses Hofes bin ich gekommen, um Prozesse über Leben und Tod zu führen und zu gewinnen; wofern ihr mich aber nicht verlaßt, so sehe ich mich in dem Fall, mich um mein eigenes Leben wehren zu müssen. Bei Gott, ich bitte euch, zu bedenken, daß ihr mich dadurch verfolgt, wenn ihr mir nachfolgt, und daß ich dadurch jetzt, da ich

vernünftig bin, das verliere, was ich durch dasselbe als Verrückter gewann, nämlich meinen Unterhalt. Was ihr mich sonst auf öffentlicher Straße zu fragen pflegtet, fragt mich nun in meinem Hause, und ihr werdet sehen, daß, wenn ich euch aus dem Stegreif gute Antworten gab, sie nun noch besser seyn werden, wenn ich mich vorher darauf besonnen habe. Alle hörten ihn nun an, und Manche verließen ihn. Nun ging er nach seiner Wohnung, in bei weitem geringerer Begleitung, als vorher. Den Tag darauf aber, als er wieder ausging, war es dasselbe; er hielt eine ähnliche Rede, aber mit keinem bessern Erfolg. Er verlor viel und gewann nichts; daher beschloß er, um dem Hungertode zu entgehen, nach Flandern zu reisen, wo er die Kraft seines Arms geltend zu machen dachte, weil es ihm in seinem Vaterlande nicht gelang, die seines Verstandes in Wirksamkeit zu setzen. Beim Weggehen vom Hofe aber rief er aus: „O Hof, der du das höchste Hoffen mit Unverschämtheit Erstrebende begünstigest, und die bescheidenen, tugendhaften und tüchtigen Bewerber verkümmerst; der du unverschämte Glücksritter auf das glänzendste unterstützest, verständige Leute aber, die solche Schamlosigkeit nicht besitzen, Hunger sterben lässest, lebe wohl auf immer!“

Dies sprach er und ging nach Flandern, wo er sein Leben, indem er sich anfänglich unsterblichen Ruhm durch die Wissenschaft erlangen wollte, in ruhmvollen Waffenthaten beschloß. Er trat in die Compagnie seines Freundes, des Capitains Valdivia, wo er sich selbst in seinem Tode den Ruhm eines gebildeten und sehr tapferen Soldaten erwarb.

Cornelia.

Don Antonio de Isunza und Don Juan de Gamboa, zwei vornehme Edelleute von einem und demselben Alter, Männer von großem Geist und innige Freunde, studirten miteinander in Salamanca, und beschlossen, die Studien zu verlassen und nach Flandern zu gehen. Die Hitze ihres jungen Blutes und die Begierde, die Welt zu sehen, wie man zu sagen pflegt, so wie der Gedanke, daß Waffenübungen jedem jungen Manne wohl anstehen, besonders aber Edelleuten von hohem Geblüt geziemen, dies Alles war die Ursache dieses Entschlusses. Nach Flandern aber kamen sie gerade zu einer Zeit, wo Alles friedlich gesinnt war, oder wenigstens die Unterhandlungen wegen des Friedens so weit vorgerückt waren, daß er bald zu hoffen stand. In Antwerpen aber erhielten sie Briefe von ihren Eltern, worin diese schrieben, sie haben es sehr ungern gesehen, daß sie miteinander die Studien verlassen haben, und noch dazu, ohne ihnen Nachricht davon zu geben, damit sie wenigstens die Reise mit den Bequemlichkeiten hätten ausführen können, die ihr Stand erfordere. Der Kummer ihrer Eltern schmerzte die beiden Jünglinge, und daher beschlossen sie, wieder nach Spanien zurückzukehren, weil sie am Ende doch nicht wußten, was sie in Flandern thun sollten. Ehe sie aber dies

ausführten, dachten sie auf einem Umwege die berühmtesten Städte Italiens zu bereisen, und kamen, nachdem sie so ziemlich alle gesehen hatten, nach Bolognia, wo sie die trefflichen Einrichtungen der dortigen Universität so sehr bewunderten, daß sie bald zu dem Entschluß kamen, ihre Studien hier fortsetzen zu wollen. Hierüber schrieben sie ihren Eltern, die darob eine große Freude empfanden, und diese Freude dadurch zu erkennen gaben, daß sie ihren Söhnen Gelder zu einer glänzenden Ausstattung zuschickten, damit sie zeigen sollten, wer sie wären und von welchem Hause sie abstammten, daher man auch gleich bei ihrem ersten Auftreten in den Universitätshäusern sah, daß sie durch und durch Edelleute von guter Erziehung, feinem Anstand und gebildetem Geiste seyen. Don Antonio mochte ungefähr vierundzwanzig und Don Juan nicht über sechsundzwanzig Jahre zählen. Was aber zum Schmuck ihrer jungen Jahre viel beitrug, war das, daß sie sehr schöne Leute waren, Musik und Poesie verstanden und im Uebrigen sich gewandt und tapfer zeigten — Eigenschaften, die ihnen die Gunst und Zuneigung Aller verschafften, mit welchen sie umgingen. In kurzem zählten sie daher, sowohl unter den jungen Spaniern, welche dort studirten, als auch unter den Eingebornen der Stadt und den Fremden, welche auf der Universität waren, viele Freunde;[1] gegen Alle aber zeigten sie sich sehr großmüthig und höflich, wodurch sie sich von den übrigen Spaniern, die sonst durch ihre Arroganz bekannt sind, vortheilhaft unterschieden.

Da sie jung und lustigen Humors waren, fanden sie es ihrem Geschmacke nicht zuwider, sich um die Schönheiten der Stadt zu bekümmern; ob es gleich aber in Bolognia viele

[1] Der Cardinal Albornoz hatte an der Universität Bolognia ein besonderes Collegium für die Spanier, seine Landsleute, gestiftet.

Damen gab, sowohl verheirathete, als unverheirathete, die im Rufe großer Schönheit und nicht geringerer Ehrbarkeit standen, so übertraf doch alle Signora Cornelia Bentivoglio, von der alten und edlen Familie der Bentivoglio, welche früher Herren von Bolognia gewesen waren. Cornelia war eine außerordentliche Schönheit und stand unter dem Schutz und der Pflege des Lorenzo Bentivoglio, ihres Bruders, der ein sehr vornehmer und geehrter Edelmann war. Die Beiden, Lorenzo und Cornelia, waren Waisen und hatten ihre Mutter und ihren Vater verloren; obgleich sie aber allein auf der Welt zurückgeblieben waren, waren sie doch reich, und der Reichthum ist für Waisen ein großer Trost. Cornelia aber lebte in der strengsten Zurückgezogenheit, und ihr Bruder bewachte sie mit so großer Sorgfalt, daß sie sich weder sehen ließ, noch ihr Bruder zugab, daß sie irgend Jemand sehen sollte. Der Ruf von der Schönheit Cornelia's machte nun den Don Juan und den Antonio begierig, sie zu sehen, und sollte es nur in der Kirche seyn; aber alle ihre Mühe war umsonst; daher sich auch ihre Begierde, weil die Unmöglichkeit immer der Zernichter der Hoffnung ist, bald verminderte. Daher pflegten sie nur die Wissenschaften mit Liebe, und brachten ihre Zeit sonst mit anständigen Vergnügungen zu, führten ein eben so lustiges als ehrsames Leben, gingen selten bei Nacht aus, wenn sie es aber thaten, immer zusammen und wohlbewaffnet.

Nun aber geschah es, daß gerade als sie bei Nacht ausgehen wollten, Antonio zu Don Juan sagte: „Ich will noch etwas zu Hause bleiben, um noch einige Gebete zu sprechen, geht nur voraus, ich will sogleich folgen." — „Dies ist nicht nöthig," erwiderte Don Juan, „ich will auf Euch warten, und es liegt auch wenig daran, wenn wir diese Nacht nicht ausgehen." — „Nein, bei Euerm Leben," versetzte Don Antonio,

„geht fort, um Luft zu schöpfen, ich werde sogleich bei Euch seyn, wenn Ihr nach unserm gewöhnlichen Spaziergange geht.“ — „Thut ganz nach Euerm Gefallen,“ sagte darauf Don Juan, „ich erwarte Euch bald; wenn Ihr aber ausgeht, so wißt, daß ich genau auf demselben Wege zu treffen bin, den wir in den vergangenen Nächten zurückgelegt haben.“ Damit ging Don Juan fort und Antonio blieb.

Es war ungefähr elf Uhr und die Nacht ziemlich klar. Don Juan ging durch zwei oder drei Straßen, langweilte sich aber bald, weil er allein war und Niemand hatte, mit dem er sprechen konnte; daher beschloß er, wieder umzukehren und nach Hause zu gehen. Als er auf dem Heimwege durch eine Straße ging, die eine Säulenhalle aus Marmor hatte, hörte er aus einer Thüre ein Pst, Pst und seinen Namen leise rufen. Das Dunkel der Nacht, das durch den Bogengang noch vermehrt wurde, gestattete ihm aber nicht, zu sehen, woher dieser leise Ruf käme. Er hielt ein wenig, horchte aufmerksam zu, und sah nun, daß man eine Thüre halb öffnete; er näherte sich daher und hörte eine leise Stimme sagen: „Seyd Ihr vielleicht Fabio?“ Don Juan antwortete auf's gerathewohl hin: „Ja.“ — „Wohlan,“ erwiderte man von innen, „nehmt es und sorgt dafür, daß es in gute Verwahrung kommt, und kehrt dann sogleich zurück, es liegt viel daran.“ Don Juan reichte die Hand zur Thür hinein, wo ihm ein Gegenstand von ziemlicher Größe begegnete; als er ihn aber nehmen wollte, sah er, daß er beide Hände brauchte und nahm es daher mit beiden; kaum aber hatte er das Paket in der Hand, als man die Thüre verschloß, und er sich auf der Straße mit einem Paket belastet sah, von dem er nicht wußte, was es eigentlich sey.

Bald aber wurde er aus seinem Zweifel gerissen, indem



IX. Seite 114.

er etwas weinen hörte, das dem Tone nach ein neugebornes Kind war. Don Juan war hierüber eben so bestürzt, als überrascht, denn er wußte nicht, was er thun sollte, doch war ihm im Augenblick klar, wofür er sich in diesem Falle zu entschließen habe; denn, ging er zurück an die Thür und machte er dort Lärm, so dachte er, die Mutter des Kindes könnte dadurch in Ungelegenheit, ja vielleicht in Gefahr gesetzt werden, und ließ er das Kind hier liegen, so könnte es selbst umkommen. Auf der andern Seite konnte er es nach seinem Hause bringen, aber er hatte Niemand, der es verstanden hätte, es zu pflegen, und kannte in der ganzen Stadt keinen Menschen, zu dem er es hätte bringen können. Indem er aber bedachte, daß man ihm gesagt hatte, er solle es in Sicherheit bringen und sogleich wieder kommen, beschloß er, es mit sich nach Hause zu nehmen und einer Beschließerin, die sie bediente, zu übergeben; sodann möglichst schnell zurückzukehren, um zu sehen, ob seine Dienste in irgend einer Art nöthig würden, denn er hatte recht gut eingesehen, daß man ihn für einen Andern gehalten und, befangen von diesem Irrthum, ihm das Kind übergeben habe.

Endlich ging er, ohne sich weitern Reflexionen über diesen Gegenstand zu überlassen, nach Hause, und kam dort gerade zu der Zeit an, wo Antonio bereits ausgegangen war. Er ging auf sein Zimmer, rief seiner Dienerin, enthüllte das Kind und sah, daß es die schönste Kreatur war, so er jemals gesehen hatte. Die Tücher, in denen es eingewickelt war, zeigten, daß seine Eltern reiche Leute seyn mußten. Die Dienerin aber zog es sogleich aus, und sie fanden, daß es ein Knäbchen war. Don Juan sagte: „Man muß das Knäbchen aufziehen, und dies, denke ich, geschieht am besten auf folgende Weise: Ihr müßt," sagte er zu der Dienerin, „ihm dies reiche Kindzeug

ausziehen und es in ganz gewöhnliche Tücher hüllen, dann aber, ohne zu sagen, daß ich es gebracht habe, nach dem Hause einer Hebamme schaffen, denn diese wissen in ähnlichen Fällen immer die nöthigen Maßregeln und Vertheidigungsmittel zu ergreifen. Zugleich gebt ihr Geld, um sie zufrieden zu stellen, und was die Frage nach den Eltern betrifft, sagt Ihr irgend ein Märchen, verhehlt aber die Art, wie es in meine Hände gekommen ist." Die Dienerin erwiderte, sie wolle alles dies auf das pünktlichste besorgen, und Don Juan kehrte mit möglichster Eile zurück, um nachzusehen, ob man ihm zum zweiten Male rufen würde. Ehe er aber nach dem Hause kam, in das man ihn gerufen hatte, hörte er Degengeklirre, das von vielen Leuten herzurühren schien, die im Begriff waren, sich zu bekämpfen. Er horchte, hörte aber kein Wort, denn der Kampf wurde ganz stimmenlos betrieben. Bei dem Scheine der Funken aber, welche das Pflaster an den Degen gab, konnte er deutlich erkennen, daß Viele gegen Einen kämpften, was durch die Worte, welche er nun hörte, bestätigt wurde, indem der Angegriffene ausrief: „Ha, Verräther! Ihr seyd in Menge und ich allein; trotz dem aber soll Eure Hinterlist keinen Sieg über mich davon tragen." Als dies Don Juan hörte und sah, sprang er, getrieben durch sein muthiges Herz, mit zwei Sätzen an die Seite des Bedrängten, nahm einen Degen und einen Fechtschild, so er bei sich führte, zur Hand und sagte dem Angegriffenen auf Italienisch, um nicht als Spanier erkannt zu werden: „Fürchtet nichts, denn Ihr habt einen Mitkämpfer erhalten, der bis in den Tod an Eurer Seite fechten wird; regt Eure Hände, denn Verräther können nichts ausrichten, wenn sie auch an Zahl überlegen sind." — „Du lügst!" rief einer der Gegner, „es gibt hier keinen Verräther; denn wenn es gilt, eine verlorne Ehre

zu schützen, so ist jedes Mittel erlaubt.“ Weiter wurde nichts gesprochen, denn die Eile, mit welcher die Feinde wieder zu fechten begannen, deren, wie Don Juan zu erkennen glaubte, ungefähr sechs waren, gestatteten keine Rede weiter. Sie setzten aber seinem Kampfgenossen so sehr zu, daß sie ihn mit zwei Degenstichen, so sie ihm zugleich in der Brust beibrachten, zu Boden stürzten. Don Juan glaubte, sie hätten ihn getödtet, und focht nun mit außerordentlicher Gewandtheit so kühn gegen Alle, daß er sie durch einen Hagel von Hieben und Stichen zurückdrängte. Allein alle seine Anstrengung reichte nicht hin, um wirksam genug sich zu vertheidigen und Jene zugleich anzugreifen, und ohne Zweifel wäre er erlegen, wären nicht glücklicherweise die Nachbarn in der Straße rege geworden, welche Lichter an die Fenster stellten und mit starker Stimme nach der Gerechtigkeit riefen. Als dies seine Gegner bemerkten, kehrten sie ihm den Rücken zu und verließen so schnell sie konnten die Straße.

In diesem Augenblicke stand der Verwundete auf, denn die Degenstiche hatten auf einen demantfesten Brustharnisch getroffen, den er anhatte. Während des Gefechts war dem Don Juan der Hut entfallen, er suchte daher und fand einen andern, den er aufsetzte, ohne weiter nachzusehen, ob es sein eigener wäre oder nicht. Der gefallene Fechter trat nun auf ihn zu und sprach zu ihm: „Señor Caballero, wer Ihr auch seyn mögt, ich bekenne, daß ich Euch mein Leben verdanke, und versichere Euch, daß ich bereit bin, Alles, was in meinen Kräften steht, für Euch zu thun; habt die Gnade, mir zu sagen, wer Ihr seyd und wie Ihr heißet, damit ich wisse, für wen ich mich dankbar zu bezeigen habe.“ Hierauf antwortete Don Juan: „Ich will nicht unhöflich seyn, obgleich ich in diesem Fall ohne alles Interesse gehandelt habe, und sage Euch, Señor,

und um Eurer Bitte zu gefallen zu leben, daß ich ein spanischer Edelmann bin, der in dieser Stadt studirt; scheint es Euch wichtig, meinen Namen zu wissen, so will ich ihn Euch nicht verhehlen; wollt Ihr mir aber vielleicht einmal bei einer andern Gelegenheit einen Dienst erweisen, so wisset, daß ich Don Juan de Gamboa heiße." — „Ihr habt mir einen außerordentlichen Dienst erwiesen, Señor Don Juan de Gamboa," erwiderte der Gefallene; „aber ich selbst will Euch nicht sagen, wer ich bin, noch wie ich heiße, denn es wird mir angenehm seyn, daß Ihr dies von einem Andern als von mir erfahrt, und ich werde dafür Sorge tragen, daß Ihr darüber die rechte Kunde erhaltet." Don Juan fragte ihn nun, ob er verwundet sey, denn er habe gesehen, daß er zwei bedeutende Degenstiche erhalten habe? worauf Jener antwortete: „Nächst Gott habe ihn ein ausgezeichneter Brustschild, den er trage, vertheidigt; trotz dem aber wäre er seinen Feinden unterlegen, wenn nicht er ihm zur Seite getreten wäre.

In diesem Augenblicke sahen sie einen Haufen Volks auf sie zukommen und Don Juan sagte: „Wenn das Eure Feinde sind, die wieder zurückkommen, so seyd auf Eurer Hut und handelt so, wie es Euerm Range angemessen ist." — „Nach meinem Ermessen," erwiderte Dieser, „sind das keine Feinde, die hier kommen, sondern Freunde;" und dies war die Wahrheit, denn die, welche des Weges kamen, waren acht Männer, die sogleich den Gefallenen umgaben und einige wenige Worte mit ihm sprachen, aber so heimlich und leise, daß Don Juan nichts davon verstehen konnte. Gleich darauf kommt der Vertheidigte auf Don Juan zu und sagte ihm: „Wenn diese meine Freunde, Señor Don Juan, nicht gekommen wären, so hätte ich nicht zugegeben, daß Ihr mich verließet, ehe ich völlig in Sicherheit wäre; nun aber bitte ich Euch inständig und

auf das angelegentlichste, mich zu verlassen und nach Hause zu gehen, denn es liegt mir viel daran.“ Indem er dies sprach, griff er nach dem Kopf und fand, daß er keinen Hut auf habe, daher wandte er sich zu denen, die gekommen waren, und bat sie, sie möchten ihm einen Hut geben, er habe den seinigen verloren. Kaum hatte er dies gesagt, als Don Juan ihm den anbot, den er auf der Straße gefunden hatte; Jener untersuchte ihn und sprach dann, zu seinem Retter gekehrt: „Der Hut gehört nicht mir, aber bei Euerm Leben, Señor Don Juan, nehmt ihn als Trophäe dieses Kampfes mit und hebt ihn wohl auf, denn ich glaube, der Hut ist nicht unbekannt.“ Man gab dem Vertheidigten einen andern Hut, und Don Juan verließ ihn, um seiner Bitte zu Gefallen zu seyn, nachdem er mit wenigen, aber verbindlichen Worten von ihm Abschied genommen hatte, und ging nach Hause, ohne weder erfahren zu haben, wer er sey, noch sich wieder der Thüre genähert zu haben, aus welcher man ihm das Kind gereicht hatte, denn er glaubte, das ganze Stadtviertel sey durch diesen Kampf aufgeweckt und in Unruhe versetzt.

Auf der Hälfte seines Weges, als er nach Hause ging, begegnete er seinem Freunde Don Antonio de Isunza; dieser erkannte ihn gleich und sprach zu ihm: „Kommt mit mir, Don Juan, wir wollen die Straße etwas hinauf gehen, unterwegs will ich Euch eine Begebenheit erzählen, davon ich Zeuge gewesen bin, und die so außerordentlich ist, daß Ihr etwas Aehnliches gewiß in Euerm ganzen Leben nicht gehört habt.“ — „Mit solchen Geschichten könnte ich Euch bedienen,“ erwiderte Don Juan; „aber gehen wir hin, wo Ihr wollt, und erzählt die Eure.“ Auf dem Wege nahm Don Antonio das Wort und sprach: „Ihr müßt wissen, daß ich etwas weniger als eine Stunde, nachdem Ihr von Hause ginget, ausging, um

Euch zu suchen; kaum aber hatte ich dreißig Schritte zurückgelegt, als auf mich eine schwarze Gestalt zukam, die sehr eilig zu gehen schien. Als sie näher kam, erkannte ich eine Frau in langen und weiten Gewändern, welche mit einer Stimme, die von Schluchzen und Seufzen häufig unterbrochen war, zu mir sprach: „Ich bitte Euch, Señor, seyd Ihr fremd oder ein Bürger dieser Stadt?“ Ich bin fremd, erwiderte ich, und ein Spanier. Hierauf sagte sie: „Dem Himmel sey Dank, der nicht will, daß ich ohne die heiligen Sakramente sterbe.“ Seyd Ihr verwundet, Señora? erwiderte ich, oder seyd Ihr sonst von einem tödtlichen Uebel befallen? „Das könnte seyn,“ sagte sie darauf, „daß das Uebel, das mich befallen hat, tödtlich wird, wenn sich mir nicht schnelle Hülfe darbietet; ich flehe Euch daher, Herr Spanier, bei der Höflichkeit an, die immer unter Eurer Nation zu herrschen pflegt, rettet mich aus diesen Straßen und bringt mich nach Eurer Wohnung, so eilig und schnell, als Ihr nur dies thun könnt, dort sollt Ihr erfahren, wenn Ihr wollt, welch ein Uebel mich bedrängt und wer ich bin, sey es selbst auf Kosten meines Rufes.“

„Als ich sie diese Bitte so flehentlich aussprechen hörte, und dachte, daß sie nur durch höchste Noth dazu bewogen werden konnte, reichte ich ihr, ohne Weiteres zu ihr zu sprechen, meinen Arm und brachte sie durch entlegene Straßen zu unserer Wohnung. Santisteban, der Page, machte mir auf, ich hieß ihn dann auf sein Zimmer gehen, und brachte die Dame, ohne daß er sie sah, auf das meinige; kaum aber war sie eingetreten, als sie ohnmächtig auf mein Bett sank. Ich näherte mich ihr und enthüllte ihr Gesicht, das sie unter ihrem Mantel versteckt hatte; da entdeckte ich aber die größte Schönheit, so menschliche Augen je gesehen haben. Sie mochte nach meiner Meinung achtzehn Jahre alt seyn, oder etwas mehr oder weniger haben;

ich aber war von Staunen ergriffen beim Anblick einer so wundervollen Schönheit. Ich beeilte mich, um ihr etwas Wasser in's Gesicht zu spritzen, wodurch sie zu sich selbst kam und tief aufseufzte. Die erste Frage, welche sie an mich that, war: „Kennt Ihr mich, Señor?“ Ich antwortetete: Nein, ich habe nicht das Glück gehabt, seither solche Schönheit zu kennen. — „Verflucht sey diese Schönheit,“ erwiderte sie, „wenn sie uns der Himmel nur zu unserm Unglück gegeben hat! Aber, Señor, es ist jetzt nicht der rechte Augenblick, der Schönheit Lob zu zollen, sondern vielmehr der, dem Unglücke Hülfe zu leisten. Wer Ihr auch seyn mögt, ich bitte Euch, schließt mich hier ein und gebt nicht zu, daß irgend Jemand mich sehe; sogleich aber geht nach dem Orte zurück, wo Ihr mich getroffen habt, und seht zu, ob dort nicht Leute sind, die mit einander kämpfen, nehmt aber auf keine Weise Theil an dem Kampf, sondern sucht Frieden zu stiften, denn jede der kämpfenden Parteien vergrößert durch ihre Niederlage mein Unglück.“ Ich sperrte sie ein, und komme nun, in diesem Streite Frieden zu stiften.“

„Habt Ihr weiter nichts zu erzählen, Don Antonio?“ fragte Don Juan. „Denkt Ihr nicht, ich habe genug erzählt,“ versetzte Don Antonio, „indem ich Euch sage, daß ich in meinem Zimmer die schönste Schönheit, so menschliche Augen je gesehen haben, unter Schloß und Riegel bewahre.“ — „Das Abenteuer ist ohne Zweifel recht sonderbar,“ erwiderte Don Juan, „aber hört das meinige;“ worauf er Alles erzählte, was ihm begegnet war, wie das Kind, das sie ihm gegeben hatten, in dem Hause bei ihrer Dienerin sey, wie er Befehl gegeben habe, die reichen Gewänder des Kindes mit ärmlichen zu vertauschen, in Kost zu geben, und wenigstens vor der Hand für seine ersten Bedürfnisse zu sorgen. „Was den

Kampf betrifft," fuhr er weiter fort, „den Ihr suchen wollt, so ist er schon vorbei und Alles in Frieden. Ich selbst h— Theil daran genommen, und wie ich mir einbilde, sind auc diejenigen, so in den Streit verwickelt waren, vornehme und einflußreiche Leute."

Ein jeder der beiden Freunde war sehr verwundert über das Abenteuer des Andern, und Beide beeilten sich, nach ihrer Wohnung zu gelangen, um nachzusehen, ob vielleicht die eingesperrte Dame irgend ein Bedürfniß habe. Unterwegs sagte Antonio zu Don Juan, er habe jener Dame versprochen, sie Niemand sehen und das Zimmer betreten zu lassen, und so lange allein um sie zu seyn, bis sie ihm in dieser Beziehung andere Befehle gebe. „Das hat gar nichts zu sagen," erwiderte Don Juan, „denn ich will schon Mittel finden, um sie sehen zu können, worauf ich außerordentlich begierig bin, weil Ihr mir ein so lebendiges Bild von ihrer Schönheit gemacht habt." Mittlerweile kamen sie zu Hause an, und Don Antonio wurde bei dem Licht, das einer der drei Pagen, welche sie bedienten, brachte, auf den Hut aufmerksam, welchen Don Juan aufhatte, denn er bemerkte, daß er von Diamanten glänzte. Don Juan nahm ihn ab und sah, daß der Glanz von einem prächtigen Hutbande kam, welches aus Edelsteinen bestand, die bei dem Glanze der Lichter einen köstlichen Widerschein gaben. Beide betrachteten diesen Schmuck aufmerksam und waren der Meinung, er sey mehr als zwölftausend Dukaten werth, wenn die Steine, wie es den Anschein hatte, echt waren. Daraus erkannten sie, daß die Leute, unter denen der Kampf vorgefallen war, zum höchsten Adel gehörten, und besonders der, dem Don Juan zu Hülfe gekommen war, denn dieser erinnerte sich wohl seiner Worte: Er solle den Hut mitnehmen und wohl aufbewahren, denn der Hut sey nicht unbekannt.



IX. Seite 123.

Sie befahlen ihren Pagen, sich zurückzuziehen, und Don Antonio fand, als er sein Gemach öffnete, die Dame auf dem Bette sitzend und heiße Thränen vergießend, indem sie ihre Wangen auf ihren Arm stützte. Don Juan, der sehr begierig war, sie zu sehen, steckte seinen Kopf zur Thüre herein, so gut er konnte; als aber der Schein der Diamanten in die Augen der Weinenden fiel, blickte sie empor und sprach: „Tretet ein, Herr Herzog, tretet ein, warum wollt Ihr denn mit dem Gute Euers Anblicks so karg thun?" Hierauf sprach Don Antonio: „Es ist hier kein Herzog, Señora, der sich sträubt, Euch zu sehen." — „Wie," erwiderte sie; „der, welcher so eben zur Thüre hereinsah, ist ja der Herzog von Ferrara, und der Reichthum seines Hutes kann ihn nicht verbergen." — „In der That, Señora," erwiderte Don Antonio, „der Hut, den Ihr so eben gesehen habt, sitzt nicht auf dem Haupte eines Herzogs, und wenn Ihr Euch davon überzeugen wollt, daß es ein Anderer ist, der ihn trägt, so erlaubt, daß er eintrete." — „Wohlan, er mag eintreten," sagte sie darauf, „obgleich es zu Vergrößerung meines Unglücks beiträgt, wenn er nicht der Herzog ist."

Don Juan hatte diese ganze Unterredung mit angehört und trat, sobald die Erlaubniß, hineintreten zu dürfen, ausgesprochen war, mit dem Hute in der Hand in das Zimmer. Als aber die Dame ihn vor sich stehen sah und erkannte, daß der Besitzer des reichen Hutes nicht der Herzog sey, sprach sie mit zitternder Stimme und bewegter Zunge: „Wehe, ich Unglückliche! Mein Herr, sagt mir sogleich, ohne mich weiter in Ungewißheit zu lassen, kennt Ihr den Herrn dieses Hutes? Wo habt Ihr ihn verlassen, wie kam der Hut in Eure Gewalt? Ist er vielleicht noch am Leben? oder bedeutet das, daß Ihr den Hut traget, für mich die Nachricht seines Todes?

Wehe, mein Theurer, was sind das für Unglücksfälle, hier sehe ich deine Kleinodien; hier sehe ich mich eingesperrt ohne dich; und wenn ich nicht wüßte, daß ich in der Gewalt edler Spanier bin, so würde mir die Furcht, meine Ehre zu verlieren, das Leben rauben.“ — „Beruhigt Euch, Señora,“ sagte Don Juan, „denn der Herr dieses Hutes ist weder todt, noch seyd Ihr an einem Orte, wo Euch irgend eine schimpfliche Behandlung begegnen wird; im Gegentheil sind wir bereit, Euch zu dienen, so weit unsre Kräfte es erlauben, und selbst unser Leben zu wagen, um Euch zu vertheidigen und zu schützen, denn die Zuversicht, so Ihr für den Edelmuth der Spanier hegtet, soll nicht getäuscht werden; wir aber sind Spanier, und zwar edle Spanier — möge Euch diese Versicherung nicht als Arroganz erscheinen — und daher seyd versichert, daß wir auf das strengste die Gesetze der Ehrfurcht befolgen werden, die Eure Gegenwart verdient.“ — „Ich glaube Euch dies,“ erwiderte sie, „allein bei alle dem, Señor, bitte ich Euch, mir zu sagen, wie der reiche Hut in Euern Besitz gekommen ist, und wo nun sein Eigenthümer ist, der nichts weniger seyn kann, denn Alfonso de Este, Herzog von Ferrara.“ Hierauf erzählte ihr Don Juan, um sie nicht länger in Ungewißheit zu lassen, wie er in einem Kampfe einen Edelmann gefunden habe, dem er beigestanden sey und ihn vertheidigt habe; und ohne Zweifel müsse nach dem, was sie sage, dieser der Herzog von Ferrara seyn, der während des Gefechtes den Hut verloren habe, der nachher durch Zufall in seine Hände gekommen sey. Jener Edelmann habe ihm gesagt, er solle den Hut aufheben, er wäre nicht unbekannt. Jener Kampf habe indessen weder bei jenem Edelmann, noch bei ihm eine Verwundung zur Folge gehabt, nachher aber seyen Leute gekommen, die dem Anscheine nach wohl Diener oder Freunde desjenigen gewesen seyen, den er für

den Herzog halte, dieser aber habe ihn gebeten, ihn zu verlassen und weiter zu gehen, indem er sich für den Dienst, so er ihm erzeigt hätte, sehr dankbar bewiesen habe. „Auf diese Weise, Señora, ist der reiche Hut in meinen Besitz gekommen, ganz so, wie ich Euch gesagt habe; was seinen Eigenthümer betrifft, so habe ich diesen, wenn es nämlich der Herzog ist, wie Ihr sagt, vor keiner ganzen Stunde gesund, unversehrt und wohlbehalten verlassen. Dieser wahrhafte Bericht mag nun zu Euerm Troste dienen, wenn es Euch Trost gewährt, von des Herzogs Wohlbefinden unterrichtet zu seyn.“ — „Damit Ihr wißt, meine Herren,“ erwiderte nun die Dame, „inwiefern ich gerechte Ursache habe, mich nach ihm zu erkundigen, so bitte ich um Eure Aufmerksamkeit und um geneigtes Ohr, denn ich weiß fast nicht, wie ich die Geschichte meines Unglücks Euch erzählen soll.“

Während dies Alles hier vorging, war die Dienerin damit beschäftigt, das kleine Kind mit etwas Honig zufrieden zu stellen, es seiner reichen Kleider zu entledigen und ihm geringe Gewänder anzulegen. Nachdem sie dies Alles besorgt hatte, war sie nun eben im Begriff, es nach dem Hause einer Hebamme zu bringen, wie Don Juan befohlen hatte. Als sie aber mit dem Kinde auf dem Arm gerade an dem Zimmer vorbeiging, wo die Dame im Begriffe war, ihre Geschichte zu erzählen, fing das Knäbchen so heftig zu weinen an, daß die Dame es hören mußte, sich aufrichtete, aufmerksam zu horchen begann und endlich, als sie das Geschrei des Kindes deutlicher vernommen hatte, sprach: „Meine Herren, was ist das für ein Kind, es scheint neugeboren zu seyn?“ — „Es ist ein Knäbchen,“ sagte Don Juan, „das uns diese Nacht vor die Hausthüre gelegt wurde, und unsere Dienerin ist gerade im Begriffe, Jemand zu suchen, der es aufsäugen läßt.“ — „Um Gottes willen,“ sagte die Dame, „bringt es mir, ich

selbst will für fremde Kinder diese Sorge tragen, weil der Himmel mir nicht gestattet, dies für meine eigenen zu thun." Don Juan rief nun der Dienerin, nahm ihr das Kind ab, trat in das Zimmer, wo die Dame war, die so großes Verlangen nach ihm fühlte, und legte es ihr auf die Arme, mit den Worten: „Dies, Señora, ist das Geschenk, das man uns in dieser Nacht gemacht hat, es ist dies nicht das erste, denn es vergehen wenige Monate, daß wir nicht an den Angeln unserer Hausthüre ähnliche Schätze finden."

Die Dame nahm den Säugling in ihre Arme und betrachtete aufmerksam sein Gesicht, sowie die geringen, obgleich reinlichen Tücher, in die es gehüllt war, und nahm, ohne sich der Thränen dabei erwehren zu können, ihre Kopfbedeckung ab und legte diese auf ihren Busen, um das kleine Kind mit Anstand säugen zu können. Nun legte sie das Kind an, und legte ihre Wangen an sein Gesicht, das sie mit Thränen badete, während sie es mit Milch ernährte; auf diese Weise aber blieb sie in derselben Lage so lange, als das Kind ihre Brust nicht verlassen wollte. Während dieser Zeit beobachteten alle Vier das tiefste Schweigen. Das Kind schien zu saugen; es war jedoch nicht so, weil unmittelbar nach der Entbindung keine Frau säugen kann. Die Dame bemerkte dies auch und sprach nun, zu Don Juan gewandt: „Ich habe mich vergeblich mitleidig zeigen wollen und bin auch zu sehr Neuling in diesen Fällen; laßt diesem Kind etwas Honig geben, um es zu beschwichtigen, und gebt nicht zu, daß es zu dieser Stunde über die Straße getragen wird. Indessen wartet bis es Tag wird, und gebt mir das Kind, ehe Ihr es forttragen lassen wollt, denn sein Anblick tröstet mich ungemein."

Don Juan gab den Säugling nun seiner früheren Wärterin zurück und befahl dieser, bis zu Tagesanbruch für dasselbe

Sorge zu tragen und ihm die reichen Kleider, mit denen es angethan war, wieder zu geben; kein en Augenblick früher aber aus dem Hause zu tragen, als bis sie ihm Nachricht darüber gegeben habe. Nun ging er wieder zurück, und als die Drei wieder beisammen waren, sagte die schöne Cornelia: „Wenn Ihr wollt, daß ich sprechen soll, so gebt mir vorher etwas zu essen, denn ich fühle, daß mir eine Ohnmacht droht, und habe in der That Ursache genug dazu.“ Don Antonio lief sogleich nach seinem Schreibtisch und brachte ein großes Gefäß mit eingemachten Früchten hervor, von welchen die Ohnmächtige einige zu sich nahm, ein Glas frisches Wasser trank, sodann wieder zu sich kam und, nachdem sie etwas ausgeruht hatte, also sprach: „Setzt Euch, meine Herren, und hört mir zu.“ Diese thaten also, und sie legte sich auf dem Bette zurecht, indem sie sich gehörig in ihre Kleider hüllte, und ließ den Schleier, den sie auf dem Kopfe trug, gegen die Schultern hinabfallen, so daß ihr Gesicht nun in seinem ganzen Glanze sichtbar wurde und sich an Schimmer und Liebreiz schön zeigte wie der Mond, oder, um es besser zu sagen, majestätisch wie die Sonne, wenn sie sich am schönsten und klarsten sehen läßt. Aus ihren Augen flossen Thränen gleich flüssigen Perlen und fielen auf ein Tuch von schneeweißer Leinwand und auf Hände, von denen es schwer war zu entscheiden, ob sie oder das Tuch weißer waren. Endlich begann sie nach vielem Seufzen, wodurch sie ihre Brust einigermaßen erleichtert fühlte, mit schmerzensreicher und unterdrückter Stimme also zu sprechen:

„Ich, Señores, ich bin diejenige, deren Namen Ihr ohne Zweifel nicht selten in dieser Stadt habt nennen hören, denn der Ruf meiner Schönheit ist so bedeutend, daß es wenige Zungen gibt, die nicht von ihr sprechen. Ich bin in der That

Cornelia Bentivoglio, die Schwester des Lorenzo Bentivoglio, und indem ich Euch dies verkünde, habe ich Euch vielleicht nur zwei bekannte Wahrheiten gesagt, daß ich nämlich von hohem Geschlechte und schön bin. Schon in jungen Jahren verlor ich meine Eltern und blieb als Waise in der Gewalt meines Bruders, welcher mich von Jugend auf mit der größten Sorgfalt bewachte, obgleich er mehr auf meinen ehrenfesten Charakter, als auf die Schranken der Sorgfalt, womit er mich hütete, zu vertrauen hatte. Ich erwuchs in der Einsamkeit zwischen meinen vier Mauern, und hatte keine andere Gesellschaft, als die meiner Dienstmädchen. Zugleich mit mir aber wuchs der Ruf meiner Schönheit und meines edlen Betragens, welches theils durch die Diener des Hauses, theils durch diejenigen, welche heimlich nach meinem Umgang trachteten, verbreitet wurde. Dazu trug noch ein Gemälde bei, das mein Bruder durch einen berühmten Maler von mir machen ließ, damit die Welt nicht ohne meinen Anblick bleibe, wenn auch der Himmel mich zu einem bessern Leben abrufe. Alles dies aber wäre nicht hinreichend gewesen, mein Verderben zu begründen, wenn nicht der Herzog von Ferrara gekommen wäre, um bei der Hochzeit meiner Base Zeuge zu seyn; denn mein Bruder veranlaßte mich, in der besten Absicht von der Welt und zur Ehre meiner Verwandtin, dieser Hochzeit beizuwohnen. Dort sah ich und wurde gesehen, dort eroberte ich, wie ich glaubte, Herzen und unterjochte Seelen; dort fühlte ich, daß Lobeserhebungen entzücken, selbst wenn sie von schmeichlerischen Zungen gespendet werden; dort endlich sah ich den Herzog, und er sah mich — eine Begegnung, welche die Folge hatte, daß ich mich jetzt in dem Zustande sehe, in welchem ich bin. Von der Art und Weise, so wie von der ganzen Geschichte, wie wir Beide, der Herzog und ich, binnen der Frist von zwei Jahren dahin

gelangten, die Neigungen, welche bei jener Hochzeit entstanden waren, zu realisiren, will ich Euch nichts sagen, meine Herren, denn es würde eine solche Auseinandersetzung mich zu weit führen. Denn Wachen, noch behutsames Verbergen in der Zurückgezogenheit vermochten ebensowenig, als abmahnende Sittenpredigten und irgend ein Mittel, das menschliche Klugheit erdachte, zu hindern, daß wir uns vereinigten — eine Verbindung, welche endlich dadurch zu Stande kam, daß er mir sein Ehrenwort gab, mein rechtmäßiger Gatte seyn zu wollen, denn ohne dieses hätte sich der felsenfeste Sinn meiner Tugend und Ehre nicht ergeben. Tausendmal bat ich ihn, er möchte mich frei und öffentlich von meinem Bruder zur Frau begehren, denn einerseits wäre es nicht denkbar, daß dieser mich ihm verweigern würde, andererseits habe er durchaus keinen Grund nach einer Entschuldigung zu suchen, sollte etwa das Publicum in unserer Verbindung eine Ungleichheit finden wollen, denn das Geschlecht Bentivoglio gebe in keinem Theile dem Geschlecht Este an hohem Adel nach. Auf dies antwortete er mir mit Entschuldigungen, die ich für hinreichend und nothwendig erkannte, und glaubte ihm, da ich eben so sehr ihm vertraute, als ich ihm ergeben und in ihn verliebt war; daher ich mich in allen Stücken seinem Willen unterwarf, und als Unterhändlerin unserer Zusammenkünfte eine meiner Zofen benützte, die sich für die Versprechungen und Geschenke des Herzogs gefälliger zeigte, als mit dem Vertrauen, das mein Bruder auf ihre Treue setzte, vereinbar war.

„Kurz, nach wenigen Monaten fand ich mich in andern Umständen und stellte mich, ehe meine Kleider meine Ausgelassenheit, um nicht einen andern Ausdruck zu gebrauchen, kund gaben, krank und melancholisch, und bewog meinen Bruder, mich in das Haus jener Base zu bringen, bei deren Vermählung der Herzog Zeuge gewesen

war. Von dort aus gab ich diesem Nachricht über meinen Zustand, über die Gefahr, welche mich bedrohte, und daß mein Leben sogar gefährdet sey, denn ich hege Muthmaßungen, mein Bruder habe über meinen Fehltritt Verdacht gefaßt. Wir kamen nun mit einander überein, ich sollte ihm mit Anbruch des letzten Monates Kunde geben, worauf er mit andern seiner Freunde kommen und mich mit nach Ferrara nehmen sollte, wo er in dieser Zeit sich öffentlich mit mir vermählen zu können dachte. In dieser gegenwärtigen Nacht war seine Ankunft beschlossen und ich erwartete ihn den ganzen Abend; während dem aber hörte ich meinen Bruder mit vielen andern, dem Anscheine nach bewaffneten Männern — denn ich hörte Waffengeklirr — herbei kommen; der Schreck dieser Ueberraschung hatte meine Niederkunft zur Folge, und ich gebar einen schönen Knaben. Diejenige meiner Zofen, welche die Mitwisserin und Zwischenträgerin meiner bisherigen Handlungen war, hüllte, bereits auf einen solchen Fall gerichtet, das neugeborne Kind in Tücher ein, welche aber anderer Art waren, als diejenigen, in welchen sich jenes Kind vor Eurer Thüre fand; sie ging damit an die Hausthüre und übergab es einem Menschen, der ein Diener des Herzogs seyn sollte. Wenige Augenblicke darauf kleidete ich mich im Gefühle der gegenwärtigen Noth an, so gut ich konnte, und ging aus dem Hause, indem ich glaubte, der Herzog müsse unten auf der Straße seyn. Dies hätte ich aber nicht thun sollen, ehe dieser an meiner Hausthüre angelangt wäre, allein die Furcht, in welche mich die bewaffnete Gesellschaft meines Bruders gesetzt hatte, in welcher befangen ich mir einbildete, er schwinge schon den Degen über meinem Haupte, ließ mir nicht Zeit, eine bessere Wahl zu ergreifen, daher ging ich bestürzt und halb wahnsinnig hinaus, wo mir das begegnete, was ihr bereits wißt. Obgleich ich nun ohne Gatten

und ohne Kind bin und immer in Furcht schwebe, es möchte noch Schlimmeres nachkommen, danke ich doch dem Himmel, der mich in eure Gewalt gebracht hat, denn ich verspreche mir von euch Alles, was sich von spanischer Höflichkeit erwarten läßt, die sich um so mehr in euch glänzend zeigen muß, wenn ihr so edel seyd, als ihr erscheint."

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie rücklings auf das Bett zurückfiel. Unsere beiden Freunde liefen auf sie zu, um zu sehen, ob sie in Ohnmacht gefallen sey, fanden aber, daß dies nicht der Fall war, sondern daß sie bitterlich weinte, und da sprach zu ihr Don Juan: „Wenn wir Beide bis jetzt, schöne Señora, ich und Don Antonio, mein Freund, mit Euch Mitleid und Bedauern gehabt haben nur deßhalb, weil Ihr eine Frau seyd, finden wir nun darin, daß wir einen Blick in Eure Verhältnisse und Euern Charakter gethan haben, neben dem Bedauern und Mitleid die höchste Verpflichtung, Euch zu dienen. Faßt Muth und laßt Euch nicht durch Schwäche übermannen, und ob Ihr gleich für Schicksale, wie diese, nicht geschaffen scheint, so könnt Ihr um so mehr dadurch zeigen, wer Ihr seyd, daß Ihr Alles dies mit Gelassenheit und Ruhe ertragt. Glaubt mir, Señora, ich bin überzeugt, Eure eben so außerordentlichen als unglücklichen Schicksale werden zu einem glücklichen Ende führen; denn der Himmel kann es nicht zulassen, daß große Schönheit verloren gehe, und daß ein so edler Charakter, als der Eurige, seinen Lebenszweck nicht erreiche. Legt Euch zu Bette, Señora, und pflegt Euch, denn Ihr seyd der Pflege bedürftig; ich will Euch unsere Dienerin schicken, damit sie Eurer warte, und dieser könnt Ihr eben so gut vertrauen, als wie uns selbst; denn sie wird Euer Unglück eben so gut verschweigen, als Euch in Eurer Noth beispringen." — „Eine solche ist mir nöthig,

denn in den schwierigsten Zuständen muß ich mich auf sie verlassen können," antwortete Cornelia. „Laßt sie eintreten, Señor, wer sie auch sey, denn da sie durch Euch mir zugesandt wird, so kann sie in Allem, was noththut, nicht anders als gut seyn; bei alle dem bitte ich Euch aber, daß Niemand anders mich zu Gesichte bekommt, als Eure Dienerin." — „So soll es geschehen," erwiderte Don Antonio, und Beide gingen hinaus, um sie allein zu lassen; Don Juan aber sagte der Dienerin, sie möchte hinein gehen und das Kind mit sich nehmen, wenn sie ihm die reichen Gewänder wieder angethan habe, dies bejahte die Dienerin, und versicherte, das Kind sey gerade so angezogen, wie es gebracht worden wäre.

Nun trat die Dienerin in das Zimmer, nachdem sie zuvor über das wohl unterrichtet war, was sie in Betreff des kleinen Kindes auf die Fragen jener Dame zu antworten habe. Als Cornelia sie eintreten sah, sagte sie zu ihr: „Seyd willkommen, Freundin, reicht mir dieses Kind und bringt das Licht näher." Die Dienerin that dies, und Cornelia nahm den Säugling auf ihre Arme, wurde aber bei seinem Anblicke ganz bestürzt und sah ihn mit starren Augen an; dann sprach sie zu der Dienerin: „Sagt mir, liebe Frau, ist das Kind, das Ihr mir nun bringt, ein und dasselbe mit dem, so mir vor Kurzem gebracht wurde." — „Ja," erwiderte die Dienerin. „Warum wurden aber die Tücher, in die es gehüllt war, verwechselt?" erwiderte Cornelia; „in der That, Freundin, mir scheint, entweder ist dies nicht dasselbe Kind, oder sind dessen Kleider vertauscht worden." — „Dies kann Alles wohl der Fall seyn," erwiderte die Dienerin. „Heilige Mutter Gottes!" sagte Cornelia, „wie kann dies Alles der Fall seyn? Wie ist das, wie hängt dies zusammen, liebe Frau? Das Herz droht mir zu zerspringen, bis ich weiß, wie dieser Tausch vor sich

gegangen ist; sagt es mir, ich bitte Euch, bei Allem, was Ihr liebt, bitt' ich Euch, sagt mir, woher habt ihr diese reichen Gewänder? denn Ihr müßt wissen, sie gehören mein, wenn mich meine Augen nicht trügen, oder nicht mein Gedächtniß stumpf geworden ist. Denn in diesen oder sehr ähnlichen Hüllen gab ich meinem Dienstmädchen das geliebte Kleinod meiner Seele. Wer hat es ihm genommen, wer hat seine Kleider hierher gebracht? weh', ich Unglückliche! weh', ich Elende!"

Don Juan und Don Antonio, welche alle diese Klagen mit anhörten, wollten die arme Frau denselben entreißen und nicht länger gestatten, daß der Umtausch des Kindszeuges ihr längere Täuschung und längere Pein verursache. Daher traten sie ein, und Don Juan sprach zu ihr: „Diese Kleider und dieses Kind gehören Euch, Señora Cornelia," und hierauf erzählte er ihr Punkt für Punkt, wie er die Person gewesen sey, welcher ihr Dienstmädchen den Säugling gegeben habe, wie er das Kind nach Hause gebracht, und dann der Dienerin befohlen habe, die Gewänder desselben umzutauschen, aus gewissen sehr triftigen Gründen. Ob er gleich nach ihrer Erzählung sicher gewesen sey, daß dies ihr Sohn wäre, so habe er ihr dies deßhalb nicht gleich sagen wollen, damit auf die Ueberraschung der zweifelhaften Erkenntniß die Freude, ihn als solchen erkannt zu haben, folgen möge. Nun flossen die Freudethränen Cornelia's unaufhaltsam, und zahllos waren die Küsse, so sie ihrem Söhnchen gab; unendlich aber waren die Ausdrücke des Dankes gegen ihre Wohlthäter, die sie Schutzengel in Menschengestalt hieß und ihnen noch viele andere Benennungen gab, welche ihr tiefes Dankgefühl ausdrückten.

Hierauf ließen die Beiden Cornelia mit der Dienerin allein, indem sie der Letzteren auf das dringendste anbefahlen, nach ihr zu sehen und sie in Allem, dessen sie bedürftig wäre,

zu bedienen; zugleich erklärten sie ihr den Zustand, in welchem sie sich befinde, und baten sie, in dieser Beziehung für sie Sorge zu tragen, denn sie, als eine Frau, müsse besser wissen, was ihr Noth thue. Nach diesen Worten gingen sie zu Bette, um den Rest der Nacht dem Schlafe zu widmen, nachdem sie zuvor beschlossen hatten, Cornelia's Zimmer nicht zu betreten, wenn sie nicht selbst nach ihnen verlange oder ein Nothfall eintrete, der ihre Anwesenheit erfordere. Mit Tagesanbruch sorgte die Dienerin für Jemand, der heimlich und ohne Aufsehen zu machen das Kind säugte, und unsere beiden Freunde erkundigten sich bei ihr nach Cornelia, worauf sie zur Antwort erhielten, die Dame ruhe ein wenig.

Nun gingen sie aus, um die akademischen Vorlesungen zu besuchen, wo sie auf dem Wege durch die Straße kamen, in welcher der gestrige Kampf vorgefallen war, und wo Cornelia sich aus einem Hause begeben hatte; denn hier wollten sie erfahren, ob ihre Abwesenheit bereits bekannt sey und ob die Nachbarn davon sprechen. Allein auf keine Weise konnten sie weder über den Kampf, noch über die Abwesenheit der Cornelia auch nur das geringste Gespräch vernehmen. Nun besuchten sie ihre Vorlesungen und gingen nach ihrem Hause zurück. Hier ließ sie Cornelia durch ihre Dienerin rufen, welcher sie aber zur Antwort gaben, sie hätten beschlossen, das Zimmer der Dame nicht zu betreten, denn dies seyen sie den Rücksichten der Sitte schuldig, indem der gute Ruf der Dame die strengste Abgeschiedenheit verlange. Sie aber erwiderte mit Thränen und Bitten, die Herren möchten sie doch besuchen, denn dies sey jetzt die Sitte, welche ihr am besten bekäme, wenn nicht um ihr zu helfen, wenigstens doch um sie zu trösten. Also thaten sie und wurden von ihr mit freudigem Antlitz und den Zeichen der größten Höflichkeit empfangen, worauf sie die Bitte aussprach, sie möchten etwas

durch die Stadt gehen und aufpassen, ob sie nicht irgend eine Nachricht über sie oder ihr Abenteuer erführen. Hierauf gaben Beide zur Antwort, sie haben dies bereits mit der größten Sorgfalt gethan, hätten aber durchaus nichts erfahren können.

In diesem Augenblicke kam einer der drei Pagen, welche unsere beiden Freunde bedienten, zur Thüre des Gemaches, und sagte von außen: „Vor der Hausthür ist ein Edelmann mit zwei Bedienten, der sagt, er heiße Lorenzo Bentivoglio, und meinen Herrn Don Juan de Gamboa aufsuchen will.“ Bei diesen Worten schloß Cornelia beide Fäuste, führte sie zum Mund und sprach dazwischen mit leiser und angstbeklommener Stimme heraus: „Mein Bruder, ihr Herren, es ist mein Bruder, der ohne Zweifel erfahren haben wird, daß ich hier bin, und gekommen ist, um mir das Leben zu nehmen; helft mir, ihr Herren, und vertheidiget mich!“ — „Seyd ohne Sorgen, Señora,“ tröstete Don Antonio, „denn Ihr seyd an einem Ort und unter dem Schutz von Leuten, wo Euch auch nicht die geringste Beleidigung von der Welt zustoßen soll. Geht hinunter, Freund Don Juan, und seht zu, was jener Edelmann will, ich bleibe hier, um, wenn es nöthig ist, Cornelia zu vertheidigen.“ Don Juan ging hinab, ohne im Geringsten eine Veränderung auf seinem Gesichte blicken zu lassen, und Don Antonio ließ sich zwei scharf geladene Pistolen geben und befahl den Pagen, sie sollen ihre Degen zur Hand nehmen, und sich bereit halten. Die Dienerin zitterte, als sie diese Vorkehrungen sah, und Cornelia war in Furcht, indem sie einen unglücklichen Ausgang des Gefechtes besorgte; nur Don Antonio und Don Juan waren gleichmüthig und vollkommen darauf vorbereitet, was sie zu thun hatten. An der Hausthüre fand Don Juan den Don Lorenzo, welcher, als er den Don Juan sah, sprach: „Ich bitte Eure Herrlichkeit

(denn dies ist die Art der Anrede in Italien), habt die Gnade und kommt mit mir nach der Kirche, die wir hier in der Nähe vor uns haben, denn ich habe eine Angelegenheit Eurer Herrlichkeit mitzutheilen, bei welcher mein Leben und meine Ehre auf dem Spiele steht." — „Sehr gern," erwiderte Don Juan, „gehen wir, Señor, wohin es Euch gefällt." Nach diesen Worten gingen sie Arm in Arm der Kirche zu und setzten sich auf eine Bank, die so gelegen war, daß sie von Niemand gehört werden konnten. Zuerst nahm Lorenzo das Wort und sprach: „Ich, Herr Spanier, bin Lorenzo Bentivoglio, und gehöre, wenn nicht zu den reichsten, doch zu den vornehmsten Geschlechtern dieser Stadt; eine Sache, die eine so bekannte Wahrheit ist, daß es nicht als Selbstlob erscheinen kann, wenn ich es sage. Vor einigen Jahren habe ich meine Eltern verloren und in meiner Gewalt blieb meine Schwester, die so schön ist, daß ich, wenn sie mich nicht so nahe anginge, vielleicht versuchte, Euch das Lob ihrer Schönheit zu verkünden, obgleich mir die Worte dazu fehlen würden, denn nichts kann ihrer Schönheit und dem Totaleindrucke ihres Liebreizes gleich kommen. Da mir die Ehre meines Hauses am Herzen liegt und sie jung und schön ist, war ich außerordentlich besorgt, sie zu hüten; allein alle meine Maßregeln der Vorsicht und Klugheit hat die Verwegenheit meiner Schwester Cornelia — dies ist ihr Name — vereitelt. Kurz, um es mit wenigen Worten zu sagen und Euch nicht durch eine lange Erzählung zu ermüden, sage ich Euch, daß der Herzog von Ferrara, Alfonso de Este, mit seinen Luchsaugen die des Argos betrog, über meine sorgfältige Behutsamkeit triumphirte, meine Schwester überwältigte, die vergangene Nacht mir sie entführte und aus dem Hause einer Verwandtin von uns raubte, wobei zugleich die Sage geht, sie sey Wöchnerin gewesen. Vergangene Nacht erfuhr

ich es, vergangene Nacht zog ich aus, um ihn zu suchen, glaubte ihn zu finden und griff ihn mit dem Degen an. Allein irgend ein schützender Engel kam ihm zu Hülfe und dieser gab es nicht zu, daß der Makel meines Schimpfes mit seinem Blute abgewaschen werden sollte. Meine Verwandtin, von der ich alles dies weiß, sagte mir, der Herzog habe meine Schwester dadurch betrogen, daß er ihr das Ehrenwort gegeben habe, sie zu heirathen. Dies glaube ich aber nicht, denn eine solche Verbindung wäre in Beziehung auf die Glücksgüter eine ungleiche, obgleich in Absicht auf Herkunft die ganze Welt den Adel der Bentivoglio kennt. Was mir glaubwürdiger erscheint, ist das, daß er sich daran hielt, woran sich gewöhnlich die großen Herren zu halten pflegen, welche ein ehrbares, aber furchtsames Mädchen berücken wollen, nämlich, daß sie den süßen Namen eines Gatten ihr vor Augen setzen und sie glauben machen, die Heirath könne nur aus gewissen Familiengründen nicht sogleich vor sich gehen — Lügen, welche den Anschein der Wahrheit haben, aber falsch und böslich sind. Sey dem aber, wie ihm wolle, ich bin nun ohne Schwester und ohne Ehre, habe aber bis jetzt dies Alles unter dem Schlüssel des Stillschweigens gehalten und Niemanden ein Wort von dieser Beschimpfung gesagt, bis ich sehe, wie sich auf irgend eine Weise helfen läßt; denn es ist besser, daß man im Publicum von Beschimpfungen sich mit Verdacht und Vermuthung trügt, als dieselben bestimmt und genau kennt; denn zwischen dem Ja und Nein des Zweifels kann sich ein Jeder das Resultat aussuchen, das seinem Geschmack am besten zusagt, und beiderlei Ansichten finden ihre Vertheidiger. Kurz, ich bin entschlossen, nach Ferrara zu gehen, um den Herzog um Genugthuung wegen meiner Beleidigung zu bitten, und wird er mir sie verweigern, so werde ich ihn deßhalb fordern;

diese Ausforderung aber soll keinen Kampf mit Schwadronen von Kriegern im Ziele haben, denn diese kann ich weder zusammenbringen, noch erhalten, sondern einen Zweikampf. Daher bitte ich Euch um Eure Hülfe und bitte Euch, mich auf dieser Reise zu begleiten. Ich thue dies im Vertrauen auf Eure Thatkraft, denn Ihr seyd ein Spanier und Edelmann, worüber ich bereits Kunde eingezogen habe. Zugleich habe ich nicht im Sinne, einen meiner Verwandten oder näheren Freunde in die Sache zu ziehen, denn von diesen habe ich nichts zu erwarten, als allerlei Rathschläge, die mich von meinem Vorhaben abzubringen suchen; von Euch aber kann ich einen braven und ehrenvollen Entschluß hoffen, der jeglicher Gefahr trotzt. Ihr, Señor, müßt mir den Gefallen thun, mit mir zu gehen, denn einen Spanier mir zur Seite, und einen solchen, als der Ihr mir erscheint, denke ich, daß ich so gut berathen bin, als wenn ich die Heere des Xerxes mit mir führte. Meine Bitte ist groß, aber sie erscheint klein, wenn ich das bedenke, was dem Rufe Eurer Nation gebührt."

„Nicht weiter, Señor Lorenzo," rief hier Don Juan, der bis daher ihm zugehört hatte, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen, „nicht weiter, denn von jetzt an betrachte ich mich als Euern Vertheidiger und Rathgeber und übernehme die Genugthuung und Rache Euers Schimpfes; nicht aber bloß deßhalb, weil ich ein Spanier, sondern weil ich ein Edelmann bin, und Ihr von so ausgezeichnetem Geschlechte seyd, als Ihr sagtet, wie ich selbst weiß und wie es in der ganzen Welt bekannt ist. Was die Zeit unsrer Abreise betrifft, so bin ich der Meinung, diese so viel als möglich zu beschleunigen, denn man muß das Eisen schmieden, während dem es heiß ist, und die Hitze des Zorns erhöht den Geist, so wie das Gefühl neuer Unbill die Rache erweckt." Lorenzo

stand hier auf und umarmte den Don Juan auf das innigste, worauf er sprach: „Einer so edlen Seele wie die Eurige, Señor Don Juan, braucht man keinen andern Beweggrund zum Handeln zu geben, als den der Ehre, welche bei dieser Handlung zu gewinnen ist; für jetzt sichere ich Euch nichts Weiteres zu, biete Euch aber, wenn wir glücklich diese Angelegenheit beendet haben, Alles an, was mein Vermögen, meine Thatkraft und mein Einfluß vermag. Die Abreise setze ich auf morgen fest, um den heutigen Tag noch für Zurüstungen benützen zu können." — „Dies däucht mir gut," erwiderte Don Juan; „zugleich bitte ich Euch aber um Erlaubniß, einem Edelmanne, der mein Studiengenosse ist, diese ganze Sache mittheilen zu dürfen, wobei ich Euch versichern kann, daß Ihr auf seine Verschwiegenheit und Kühnheit eben so gut bauen könnt, als auf mich selbst." — „Da Ihr, Señor Don Juan," erwiderte Lorenzo, „wie Ihr erklärt habt, meine Ehrensache zu der Euren macht, so handelt damit ganz nach Euerm Gefallen und sprecht darüber, so viel Ihr wollt und mit wem Ihr wollt; um so mehr, da ich überzeugt bin, daß Euer Genosse kein Anderer seyn kann, als ein Mann von außerordentlichem Charakter." Nach dieser Unterredung umarmten sie sich und nahmen von einander Abschied, nachdem sie übereingekommen waren, am nächsten Morgen sollte Lorenzo nach Don Juan schicken, damit sie vor der Stadt zu Pferde steigen und in einer passenden Verkleidung ihre Reise antreten könnten.

Sogleich kehrte Don Juan nach Hause zurück und erzählte dem Don Antonio, sowie der Dame Cornelia, Alles, was zwischen ihm und Lorenzo vorgefallen war, und welchen Entschluß sie gefaßt hätten. „Helfe mir Gott," sagte Cornelia, „Eure Höflichkeit, Señor, und Eure Treuherzigkeit ist groß.

So schnell und mit so wenig Bedenken unternehmt Ihr ein Abenteuer, das voll von Hindernissen ist, und seyd Ihr auch davon versichert, Señor, ob Euch mein Bruder nach Ferrara, oder nicht vielleicht anders wohin führt? Uebrigens könnt Ihr darauf zählen, daß, wohin er Euch auch führt, die Treue selbst in Eurer Begleitung ist; obgleich ich, bedrängt durch mein Unglück, an jedem Sonnenstäubchen Anstoß nehme und über jeden Schatten zittere. Und wie sollt' ich denn nicht zittern, indem Leben und Tod für mich von der Antwort des Herzogs abhängt? Weiß ich denn, ob der Zorn meines Bruders sich in den Grenzen der Besonnenheit halten läßt, wenn der Herzog mit Vorsicht und Umschweifen antwortet? Und wenn er im Zorne losbricht, glaubt Ihr, er findet einen schwachen Feind? Und denkt Ihr nicht, daß ich in der Zeit, in welcher Ihr ausbleibt, von der gespanntesten Erwartung, von Furcht und Bangen gepeinigt werde, indem ich auf die süße oder bittere Nachricht des Ausganges Euers Abenteuers warte? Liebe ich denn den Herzog oder meinen Bruder so wenig, daß ich nicht das Unglück Beider fürchten und tief in meiner Seele empfinden muß?" — „Ihr bedenkt viel, Señora Cornelia, und fürchtet viel," erwiderte Don Juan; „aber ich bitte Euch, gebt unter so vielen Besorgnissen der Hoffnung Raum und vertraut auf Gott, meine Gewandtheit und meine gute Absicht, und Ihr werdet sehen, wie die Eurige mit Glück gekrönt werden wird. Der Reise nach Ferrara kann ich eben so wenig entgehen, als ich mich dem Schutze Euers Bruders entziehen darf. Bis jetzt wissen wir von nichts, was der Herzog vorhat, und ebensowenig weiß er von Eurer Flucht. Alles dies muß man aus seinem eigenen Munde hören, und Niemand ist fähig, ihn darüber zu fragen, als ich; dabei bedenkt, Señora Cornelia, daß ich das Glück und die Seelen-

ruhe Euers Bruders und des Herzogs, um mich so auszudrücken, in meinem Augapfel trage, und ich werde daher weder das Eine, noch das Andere außer Augen lassen." — „Wenn Euch nun also der Himmel, Señor Don Juan, die Macht gegeben hat, zu helfen, wie er Euch die Gabe verliehen hat, zu trösten," erwiderte Cornelia, „so halte ich mich mitten in allen diesen Abenteuern für glücklich. Daher wünschte ich Euch so schnell wie möglich gehen und wiederkommen zu sehen, denn in Eurer Abwesenheit fühle ich mich in tödtlicher Qual zwischen Furcht und Hoffnung schweben." Don Antonio billigte den Entschluß seines Freundes Don Juan und lobte die edle Art, womit er dem Vertrauen des Lorenzo Bentivoglio entgegengekommen war. Dabei versicherte er, er wolle sie begleiten, um bei unvorhergesehenen Zufällen bei der Hand zu seyn. „Das wünsche ich nicht," erwiderte Don Juan, „denn ich finde es nicht für gut, daß Señora Cornelia allein bleibe, und zugleich denke ich, es sey nicht gut, sich vor Señor Lorenzo den Anschein zu geben, als wollte ich fremde Kräfte zu Hülfe rufen." — „Derselben Ansicht bin ich auch," erwiderte Don Antonio; „dennoch aber habe ich im Sinne, Euch von weitem und in einer Tracht, in der man mich nicht kennt, zu folgen; zumal, da ich glaube, daß Señora Cornelia nicht dagegen ist, indem sie nicht so ganz allein zurückbleibt, denn es sind Leute vorhanden, welche sie bedienen, beschützen und ihr Gesellschaft leisten können." Hierauf sagte Cornelia: „Es wird mir sehr zum Trost gereichen, meine Herren, wenn ich weiß, daß ihr mit einander geht, oder wenigstens darin gewiß bin, auf welche Weise ihr euch gegenseitig unterstützen könnt, wenn es die Noth erfordert; indessen scheint mir aber euer Unternehmen nicht ohne Gefahr, und daher habt die Gnade, meine Herren, diese Reliquien mitzunehmen." Mit diesen

Worten nahm sie ein Demantkreuz von unschätzbarem Werth aus dem Busen, und ein goldenes Agnusdei, das von nicht geringerem Werth war, als das Kreuz. Die beiden Freunde betrachteten diese reichen Kleinodien, welche ihnen noch kostbarer erschienen, als jene diamantene Hutschnur, allein da sie dieselben auf keine Weise annehmen wollten, gaben sie sie mit den Worten an Cornelia zurück: sie selbst hätten Kleinodien genug, die, wenn sie auch nicht so werthvoll wären, dennoch hinreichend seyen, um ihren Stand zu bezeichnen. Cornelia bedauerte sehr, daß sie ihre Gaben nicht annehmen wollten, sah sich aber am Ende genöthigt, ihrem Willen nachzugeben.

Die Dienerin ließ es sich sehr angelegen seyn, Cornelia zu pflegen; sie war von der Abreise ihrer Herren unterrichtet, wußte aber nur, daß sie gingen, aber nicht, wohin, noch zu welchem Zweck sie die Reise machten; daher nahm sie es auf sich, die Dame, deren Namen ihr nicht einmal bekannt war, in allen Stücken so gut zu bedienen, daß die Abwesenheit ihrer Herrschaft in dieser Beziehung gar nicht zu bemerken war.

Den andern Tag war Lorenzo schon früh Morgens vor der Thür und Don Juan reisefertig. Er trug den Hut mit der kostbaren Agraffe, welchen er mit schwarzen und hellgelben Federn verziert und die Agraffe selbst mit einem schwarzen Florbande verborgen hatte. Vorher ging er zu Cornelia, um von ihr Abschied zu nehmen; diese aber war durch das Bewußtseyn der Nähe ihres Bruders so beklommen, daß sie nicht den Muth hatte, auf die Abschiedsworte der beiden Freunde eine Sylbe zu erwidern. Zuerst ging Don Juan fort und verließ mit Lorenzo die Stadt, wo sie in einem abgelegenen Garten zwei sehr gute Pferde nebst zwei Reitknechten antrafen, die sie am Zügel hielten. Sie bestiegen die Rosse,

die Reitknechte gingen voran, und so reisten sie auf Fußsteigen und wenig betretenen Wegen nach Ferrara. Don Antonio folgte ihnen in einer Kleidung, die seinen Stand verbarg, auf einem Pony; bald aber fand er, daß die beiden Reisenden, und besonders Lorenzo, ihn nicht gern zu sehen schienen, und beschloß daher, den geraden Weg nach Ferrara einzuschlagen, indem er sicher war, sie dort wieder zu treffen.

Kaum hatten sie die Stadt verlassen, als Cornelia der Dienerin ihr ganzes Schicksal mittheilte und ihr sagte, das Kind sey das ihrige und gehöre dem Herzoge von Ferrara, wobei sie ihr Punkt für Punkt Alles mittheilte, was wir, ihre Lebensverhältnisse betreffend, von ihr erzählt haben. Zugleich verbarg sie ihr nicht, daß die Reise, auf welche sich ihre Herren begeben hatten, nach Ferrara gehe, bei welcher sie ihr Bruder begleite, der im Sinne habe, den Herzog Alfonso herauszufordern. Als dies die Dienerin hörte, so war es gerade, als ob ihr der Teufel in die Seele gefahren wäre, um Cornelia's Angelegenheit zu verwirren, zu verderben oder zu verwickeln, und daher sagte sie: „Ach liebe herzensgute Señora, und alle diese Sachen sind Euch begegnet, und dabei bleibt Ihr hier so sorglos und rührt keinen Fuß und keine Hand! Entweder habt Ihr keine Seele, oder seyd Ihr so schlaff und träge, daß Ihr ganz fühllos geworden seyd. Wie, denkt Ihr vielleicht, daß Euer Bruder nach Ferrara geht? Denkt nicht daran, sondern glaubt sicher, er wollte nur meine Herren von hier weglocken, daß sie vom Hause weggingen, um wieder zurückzukommen und uns das Leben zu rauben, und das kann er so leicht thun, als ein Glas Wasser trinken. Seht nur zu, unter welchem Schutz und Schirm wir stehen: da ist Niemand, als die drei Pagen, denen weiter nichts

fehlt, als die Krätze, um sich zu kratzen, wenn sie nicht bereits davon voll sind, die sich aber um andrer Leute Sachen nichts bekümmern; was mich selbst betrifft, so muß ich zum wenigsten sagen, daß ich nicht den Muth habe, mit kaltem Blute den Sturm zu erwarten, der diesem Hause droht. Señor Lorenzo, ein Italiener und der sich den Spaniern anvertraut, sie um Schutz und Hülfe bittend! Beim Lichte meiner Augen, wer das glaubt....." bei diesen Worten machte sie sich eine Nase. „Wenn Ihr, liebe Tochter, meinem Rathe folgen wollt, so will ich Euch einen geben, der Euch einleuchten wird."

Als Cornelia die Dienerin also sprechen hörte, war sie von Schreck und Staunen ganz bestürzt, denn sie hatte ihre Rede mit so viel Feuer und so lebendigen Zeichen der Furcht vorgetragen, daß sie Alles, was diese sagte, für blanke Wahrheit hielt und glaubte, Don Antonio und Don Juan seyen schon todt, und sah schon ihren Bruder mit gezücktem Degen in das Zimmer treten, im Begriff, ihr Herz zu durchbohren. Daher sprach sie zu der Dienerin: „Und welchen Rath denn, liebe Freundin, wollt Ihr mir geben, der zu meinem Heile führt und das nahende Unglück verhindert?" — „Ja," erwiderte diese, „ich will Euch einen so guten und so vortrefflichen Ausweg bereiten, daß sich kein besserer denken läßt; ja, Señora, ich habe früher bei einem Pfaffen, nämlich ich will sagen, bei einem Prediger auf einem Dorfe gedient, welches zwei italienische Meilen von Ferrara weg ist, das ist gar ein sehr ehrwürdiger und guter Herr, der mir Alles zu Gefallen thun wird, um das ich ihn bitte, denn er hat gegen mich mehr Verpflichtung, als sonst eine Herrschaft gegen eine Dienerin hat; dorthin wollen wir gehen, und ich will schon für Jemand sorgen, der uns so schnell wie möglich dahin

bringt. Für das kleine Kind weiß ich auch Rath, denn ich kenne eine arme Frau, die es gern verpflegen wird und ohne Bedenken mit uns bis an's Ende der Welt geht. Bedenken wir dabei noch, liebes Kind, daß man dich aufsuchen wird, so wird es doch besser seyn, man findet dich in dem Hause eines alten und ehrwürdigen Meßpriesters, als unter der Obhut zweier jungen spanischen Studenten, die, wie ich sehr gut bezeugen kann, gerade keine Kostverächter sind. Freilich jetzt, wo du krank bist, haben sie den gehörigen Respekt vor Augen gehabt, aber wenn du in ihrem Hause zur vollendeten Genesung einmal gekommen bist, dann hilf Gott, was wird es geben! Und in der That, wenn ich ihnen nicht mit Sprödigkeit, Standhaftigkeit und selbst Verachtung begegnet wäre, so hätten sie es selbst gewagt, auf meine Ehrsamkeit einen Angriff zu machen. Wahrhaftig, es ist bei ihnen nicht Alles Gold, was glänzt; sie sprechen zahm und denken um so wilder; aber an mir haben sie ihren Mann gefunden, denn ich bin schlau und weiß recht gut, wo mich der Schuh drückt. Ueberdem bin ich von gutem Hause, denn ich stamme von den Cribelli von Mailand, und kann wohl sagen, daß ich, was den Ehrenpunkt betrifft, zehn Meilen weit über den Wolken erhaben bin. Daran, liebe Señora, kann man sehen, was für Unglücksfälle über mich ergangen sind, denn mit Allem dem, was ich bin, bin ich nichts weiter geworden, als Haushälterin von Spaniern und muß mich von ihnen Dienerin heißen lassen. Uebrigens habe ich mich in der That über meine Herren gar nicht zu beklagen, denn es sind ein paar wahre Heilige, wenn sie nicht der Zorn ankommt; im Zorn aber sind sie die ächten Biscayer, und sie sagen auch, daß sie aus diesem Lande stammen; aber unter sich selbst sind sie vielleicht Gallizier, und das ist, wenn das Gerücht nicht lügt,

eine andere Nation, die weniger angesehen und weniger pünktlich seyn soll, als die Biscayer."

Kurz, sie trug ihr so viele und so eindringliche Gründe vor, daß die arme Cornelia beschloß, ihrem Rathe zu folgen. Daher sahen sich die Beiden, Cornelia, die Dienerin, nebst dem Säugling, ohne daß es die Pagen merkten, binnen vier Stunden in einer Carosse, die mit Cornelia's Zustimmung ihre Rathgeberin angeschafft hatte, und begaben sich auf den Weg nach dem Dorfe des Predigers. Dies Alles wurde auf Anrathen der Dienerin und mit deren Gelde ausgeführt, denn ihre Herren hatten ihr ihren Dienstlohn auf ein ganzes Jahr im Voraus bezahlt, so daß sie nicht nöthig hatte, einen Edelstein, den ihr Cornelia gab, zu verpfänden. Da sie aber von Don Juan wußten, daß er im Sinne habe, mit Cornelia's Bruder nicht die Heerstraße nach Ferrara zu verfolgen, sondern auf abgelegenen und geheimen Wegen dahin zu gelangen, so beschlossen sie, in kleinen Tagereisen den geraden Weg zu verfolgen, um ihnen nicht zu begegnen. Der Eigenthümer der Kutsche bequemte sich ganz nach ihrem Willen, weil sie in Beziehung auf die Bezahlung gänzlich seinen Forderungen entsprachen.

Lassen wir sie ziehen, denn sie reisen mit eben so kühnem Muthe als gutem Wege dahin, und erkundigen wir uns nach dem, was mit Don Juan de Gamboa und Señor Lorenzo Bentivoglio vorging. Von diesen Letzteren sagt die Geschichte, daß sie unterwegs erfuhren, der Herzog sey nicht in Ferrara, sondern in Bologna. Daher verließen sie die Nebenwege, auf denen sie sich befanden, und begaben sich zurück auf die königliche Hauptstraße, oder Heerstraße, wie man sie in jenen Gegenden nennt, indem sie die Betrachtung machten, der Herzog habe diesen Weg einzuschlagen, wenn er von

Bologna zurückkehre. Kurz nachdem sie auf dieser Straße angekommen waren, sahen sie, indem sie immer in der Richtung von Bologna ihre Augen beschäftigten, um zu sehen, ob Niemand des Weges käme, einen Haufen Reiter anrücken. Sogleich sagte Don Juan zu Lorenzo, er möge etwas abseits der Straße gehen, denn wenn zufälligerweise mit diesem Volke der Herzog komme, so wolle er mit ihm sprechen, ehe er nach Ferrara eintrete, das nicht fern sey. Lorenzo, dem Don Juans Rath gut schien, befolgte diesen. Kaum war Lorenzo auf die Seite gegangen, als Don Juan das Florband, welches die reiche Agraffe seines Hutes einhüllte, ablöste — eine Handlung, welche er, wie der Erfolg zeigen wird, nicht ohne große Ueberlegung gethan hatte.

In diesem Augenblicke kam der Trupp Reisender näher, und unter ihnen zeigte sich eine Frau, die einen Schecken ritt, mit Reisekleidern angethan war und ihr Gesicht mit einer Halbmaske verhüllt hatte, sey's, daß sie unbekannt bleiben, sey's, daß sie sich vor der Einwirkung der Sonne oder Luft schützen wollte. Don Juan hielt in der Mitte des Weges und betrachtete mit freiem Antlitz den Trupp der Reisenden, welche immer näher herbei kamen. Als diese sich aber näherten, zog seine Gestalt, sein Ansehen, sein kräftiges Pferd, die Pracht seiner Kleidung und der Glanz der Diamanten die Augen Aller auf sich, welche an ihm vorüber zogen; besonders aber blickte der Herzog von Ferrara, der einer von den Reisenden war, auf ihn. Als dieser auf den Hutschmuck blickte, erkannte er sogleich den Besitzer desselben für keinen Andern, als Don Juan de Gamboa, der in dem Zweikampfe sein Getreuer gewesen war. Diese Wahrheit schien ihm so überzeugend, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, auf Don Juan lossprengte und zu ihm sagte: „Ich glaube mich nicht zu täuschen, Señor

Caballero, wenn ich Euch Don Juan de Gamboa nenne, denn Eure kühne Haltung und der Schmuck dieses Hutes beweisen mir dies." — „Es ist wahr," erwiderte Don Juan, „denn niemals wußte oder vermochte ich meinen Namen zu verbergen; aber sagt mir, Señor, wer Ihr seyd, damit ich nicht gegenüber von Euch mir irgend eine Unhöflichkeit zu Schulden kommen lasse." — „Dies ist eine Unmöglichkeit," erwiderte der Herzog, „denn ich bin fest davon überzeugt, daß Ihr in keinem Falle unhöflich seyn könnt; übrigens sage ich Euch, Señor Don Juan, ich bin der Herzog von Ferrara und derselbe, der sich für verpflichtet hält, Euch den Tag seines Lebens zu dienen, denn es ist nicht vier Nächte her, daß Ihr mir mein Leben gerettet habt."

Der Herzog hatte diese Rede noch nicht geendet, als Don Juan mit außerordentlicher Gewandtheit vom Pferde sprang und herbei lief, um dem Herzog die Hand zu küssen; allein eben so schnell, als er, war der Herzog aus dem Sattel, um in den Armen Don Juans zu liegen. Señor Lorenzo, welcher aus ziemlicher Entfernung diesen Ceremonieen zusah, wußte nicht, ob dies Höflichkeit oder Zorn bedeuten sollte, und spornte daher sein Pferd, hielt es aber mitten im Ansprengen zurück, indem er sah, daß Don Juan und der Herzog sich auf das innigste umarmten, denn er hatte den Letztern als solchen erkannt. Der Herzog seinerseits bemerkte, indem er über die Schultern Don Juans hinweg sah, den Lorenzo, stutzte aber nicht wenig über diesen Anblick, daher er noch während der Umarmung den Don Juan fragte, ob Lorenzo Bentivoglio, welcher dort wäre, mit ihm gekommen sey, oder nicht. Hierauf erwiderte Don Juan: „Treten wir ein wenig auf die Seite, und ich werde Euer Excellenz große Dinge erzählen." Der Herzog trat mit ihm auf die Seite, und Don Juan

sagte nun zu ihm: „Señor Lorenzo Bentivoglio, den Ihr hier seht, hat gegen Euch eine Klage zu erheben, die nicht gering ist. Er sagt, es sey keine vier Nächte her, da habt Ihr seine Schwester Cornelia aus dem Hause ihrer Base entführt, nachdem Ihr sie zuvor betrogen und entehrt habt; nun verlangt er von Euch zu wissen, was für eine Genugthuung Ihr in dieser Sache leisten wollt, um ihn gänzlich zufrieden zu stellen. Er bat mich, sein Secundant und Mitkämpfer zu seyn; ich weigerte mich dessen nicht, weil ich aus den Muthmaßungen, die ich von dem Kampfe schöpfen konnte, erkannte, daß Ihr, Señor, der Herr dieser Hutagraffe seyd, die Ihr mir, bewogen durch Euern höflichen und ritterlichen Sinn, verliehen habt. Ich sah nun ein, daß Niemand Eure Sache besser führen könnte, als ich, und bot dem Lorenzo, wie ich bereits sagte, meine Hülfe an; und ich bitte Euch nun, Señor, mir Alles, was Ihr von diesem Handel wißt, zu sagen und zu verkünden, ob Lorenzo die Wahrheit spricht." — „Ha, mein Freund," erwiderte der Herzog, „dies Alles ist so sehr wahr, daß ich es nicht läugnen könnte, wenn ich auch wollte; indessen habe ich sie nicht betrogen, weil ich sie als meine rechtmäßige Gemahlin erkenne; ich habe sie nicht geraubt, weil ich nicht weiß, wo sie ist, und wenn ich nicht meine Vermählung öffentlich feierte, so geschah dies deßhalb, weil ich warten wollte, bis meine Mutter, die bereits auf das äußerste krank ist, dieses Leben mit einem bessern vertauscht; denn diese wünscht durchaus, ich soll mich mit der Señora Livia, der Tochter des Herzogs von Mantua, vermählen. Zugleich hinderten mich noch andere Umstände, die vielleicht noch wichtiger sind, als der angeführte, im gegenwärtigen Augenblick aber nicht angeführt werden können. Was vorgegangen, ist dies: in der Nacht, in der Ihr mir beistandet, hatte ich im Sinne,

sie nach Ferrara zu bringen, weil der Monat herangerückt war, in welchem sie nach der Verordnung des Himmels das Kleinod zur Welt bringen sollte, welches das Pfand unserer Liebe war; sey es nun, daß dies durch den Kampf oder durch meine eigene Nachlässigkeit verhindert wurde, kurz, ich fand sie nicht in dem Hause, das unsern heimlichen Zusammenkünften zum Schutz gedient hatte. Ich fragte nach Cornelia; man sagte mir darauf, sie seye bereits ausgegangen und habe in dieser Nacht ein Knäbchen geboren, welches das schönste Kind in der Welt sey, und die Leute haben es Fabio, einem meiner Diener, gegeben. Ihr Dienstmädchen ist das Frauenzimmer, welches mit uns reist; Fabio ist ebenfalls hier, aber weder Cornelia, noch das Kind sind zum Vorschein gekommen. Ich aber blieb diese zwei Tage in Bologna, wartete und durchforschte Alles, um von Cornelia Nachricht zu bekommen, erfuhr aber nichts." — „Wenn nun aber, Señor," sagte darauf Don Juan, „Cornelia und ihr Sohn zum Vorschein kommen, wie dann? Würdet Ihr nicht läugnen, daß sie Eure Gattin ist und er Euer Sohn?" — „Nein, gewiß nicht," erwiderte der Herzog, „denn ob ich mich gleich als Edelmann hoch achte, so bin ich noch stolzer darauf, ein Christ zu seyn, denn Cornelia ist eine Frau, die verdient, die Herrin eines Königreiches zu werden. Sie möge erscheinen, und ob meine Mutter lebt oder stirbt, so soll doch die Welt wissen, daß ich nicht nur verstand zu lieben, sondern daß ich mein Wort, welches ich im Geheimen gab, öffentlich halten werde." — „Ihr werdet also keinen Anstand nehmen," versetzte hierauf Don Juan, „das, was Ihr mir so eben erklärt habt, auch Euerm Bruder, dem Señor Lorenzo, zu erklären?" — „Es thut mir nichts leid," erwiderte der Herzog, „als daß er so lange zögert, es zu erfahren."

Sogleich gab nun Don Juan dem Lorenzo mit Zeichen zu verstehen, er möge absteigen und dahin kommen, wo sie Beide wären. Er that dies, war aber weit entfernt, an die frohe Nachricht zu denken, die ihn hier erwartete. Der Herzog trat ihm entgegen, um ihn mit offenen Armen zu empfangen, und das erste Wort, welches er zu ihm sagte, war, daß er ihn Bruder nannte. Lorenzo wußte kaum Worte zu finden, um einen so liebevollen Gruß und ein so freundschaftliches Entgegenkommen zu beantworten, und als er so voll Verwunderung dastand, sprach Don Juan, ehe er zum Worte kommen konnte, also zu ihm: „Der Herzog, Señor Lorenzo, bekennt die heimliche Verbindung, welche er mit Eurer Schwester, Señora Cornelia, unterhalten hat; zugleich bekennt er, daß sie seine rechtmäßige Gattin ist, und dies, wie er es hier unter uns erklärte, eben so öffentlich erklären wird, sobald der Augenblick hiezu gekommen ist. Ebenso gibt er zu, daß es keine vier Nächte her ist, als er sie von dem Hause ihrer Base nach Ferrara zu entführen gedachte, um dort die rechte Constellation der Umstände zu erwarten und seine Vermählung zu feiern, die er aus triftigen Gründen, so er mir mittheilte, bisher verschob. Zugleich sagt er, daß er nach dem Kampfe, den er mit Euch hatte, hingegangen sey, um Cornelia zu suchen, aber nur Sulpicia, ihr Mädchen, getroffen habe, und die ist jenes Frauenzimmer, das hier kommt; von ihr erfuhr der Herzog, Cornelia habe vor einer Stunde ein Knäbchen geboren, und sie habe das neugeborne Kind einem Diener des Herzogs gegeben. Cornelia aber sey in der Meinung, der Herzog sey auf die Straße, aus dem Hause getreten, indem sie fürchtete, Ihr, Señor Lorenzo, habt Kunde von allen ihren Schicksalen erhalten. Sulpicia gab den Säugling nicht einem Diener des Herzogs, sondern einem

Andern statt dessen; Cornelia aber ist verschwunden. Der Herzog mißt sich die Schuld von Allem bei, und wird, sobald Señora Cornelia erscheint, sie als seine rechtmäßige Gemahlin anerkennen. Ihr seht nun, Señor Lorenzo, daß weiter nichts zu sagen und weiter nichts zu wünschen ist, als daß man die beiden eben so kostbaren als unglücklichen Kleinodien auffindet."

Hierauf erwiderte Señor Lorenzo, indem er sich dem Herzog zu Füßen warf, der sich sogleich Mühe gab, ihn aufzuheben: „Von Euerm eben so christlichen als großen Sinne, erlauchter Herr und Bruder, können wir, meine Schwester und ich, keine größere Wohlthat erwarten, als die, so Ihr uns Beiden gewährt. Meine Schwester, indem Ihr sie Euch gleich macht, und ich, indem Ihr meinen Rang dem Euern gleich anerkennt." Bei diesen Worten traten sowohl dem Lorenzo als dem Herzog die Thränen in die Augen, denn Beider Gemüth war tief ergriffen. Das des Herzogs durch den Verlust seiner lieben Gattin, und das des Lorenzo durch das Bewußtseyn, einen so guten Schwager bekommen zu haben. Beide aber betrachteten, daß es als Schwäche erscheinen möchte, durch Vergießungen von Thränen kund zu geben, wie ihr Gefühl sie übermanne, und suchten daher das Weinen zu unterdrücken und die Thränen zurückzudrängen. Don Juans Augen aber verkündeten lebhaft den Beiden, daß Cornelia's Aufenthalt und der ihres Sohnes bekannt sey, denn die Beiden habe er in seinem Hause zurückgelassen.

Während dies unter den Dreien vorging, entdeckte Don Juan von weitem den Don Antonio de Isunza, denn er erkannte ihn an dem Pony, den er ritt. Als dieser aber näher kam, und die beiden Pferde Don Juans und Lorenzo's erblickte, welche die Reitknechte zur rechten und zur linken Seite des

Weges umherführten, erkannte er den Don Juan und Lorenzo, aber nicht den Herzog, und wußte daher nicht, was er zu thun habe, ob er sich dem Platze nähern solle, wo Don Juan stand, oder nicht. Er trat daher zu den beiden Reitknechten des Herzogs und fragte sie, ob sie jenen Cavalier, der bei den beiden Andern stehe, kennen, indem er auf den Herzog wies. Er bekam zur Antwort, es sey der Herzog von Ferrara, wodurch er noch bestürzter gemacht wurde und noch weniger wußte, was er thun sollte. Don Juan riß ihn aber bald aus seiner Betretenheit, indem er ihn beim Namen rief. Nun stieg Don Antonio vom Pferde, weil er alle Uebrigen zu Fuß sah, und näherte sich ihnen. Der Herzog empfing ihn mit vieler Höflichkeit, weil ihm Don Juan ihn als seinen Genossen vorgestellt hatte. Endlich erzählte Don Juan seinem Freunde Antonio Alles, was bis zu seiner Ankunft vorgegangen war. Hierüber war Don Antonio außerordentlich erfreut und sagte zu Don Juan: „Warum, Señor Don Juan, setzt Ihr nicht der Freude und dem Glücke dieser Herren die Krone auf, indem Ihr sie um ein Botenbrod für die gute Nachricht bittet, daß Señora Cornelia und ihr Sohn gefunden sind?“ — „Wenn Ihr nicht gekommen wäret, Señor Antonio,“ erwiderte Don Juan, „so hätte ich diese Bitte gethan; allein bittet Ihr sie darum, und ich versichere Euch, sie werden es Euch gern geben.“ Als der Herzog und Lorenzo von der Auffindung Cornelia's und einem Botenbrod sprechen hörten, fragten sie, was damit wäre. „Was anders kann es denn seyn,“ erwiderte Don Antonio, „als daß ich in dieser tragischen Komödie eine Rolle mitspielen will, und diese soll darin bestehen, daß ich mir ein Botenbrod erbitte für die Nachricht, daß Señora Cornelia und ihr Sohn gefunden und Beide in meinem Hause sind.“ Nun erzählte er ihnen Punkt für Punkt Alles, was bis jetzt über diesen Gegenstand von uns berichtet worden

ist; und hierüber waren der Herzog und Lorenzo so vergnügt und glückselig, daß Lorenzo den Don Juan und der Herzog den Don Antonio umarmte. Der Herzog versprach seinen ganzen Staat als Botenbrod und Lorenzo sein Vermögen, sein Leben und seine Seele, und nun riefen sie die Zofe herbei, welche Don Juan das neugeborene Kind übergeben hatte, und diese zitterte an allen Gliedern, als sie Lorenzo erkannte. Auf die Frage, ob sie den Menschen zu erkennen vermöge, dem sie den Säugling übergeben habe, antwortete sie: „Nein," denn sie habe nur gefragt, ob er Fabio wäre, und als sie die Antwort: „Ja," erhalten, hätte sie auf Treu und Glauben ihm das Kind eingehändigt. „Und so war es auch in der That," sagte hier Don Juan, „und Ihr, Señora, verschlosset hernach sogleich die Thüre und sagtet mir, ich solle das Kind in Sicherheit bringen und sogleich wiederkommen." — „So ist es, Señor," erwiderte das Mädchen weinend. Hierauf sagte der Herzog: „Thränen brauchen wir hier nicht, wohl aber Jubel und Festlichkeit; aber ich habe im Sinne, nicht nach Ferrara zu gehen, sondern nach Bologna zurückzukehren, denn all dieses Glück ist nur Schatten, bis wir von Angesicht zu Angesicht Cornelia gesehen haben." Und ohne weitere Worte zu wechseln, kehrten Alle einstimmig nach Bologna zurück.

Don Antonio ritt voraus, um Cornelia von der Ankunft des Herzogs und ihres Bruders zu unterrichten, damit der Schreck über dies unvorhergesehene Ereigniß keinen zu heftigen Eindruck auf sie machte. Als er aber weder sie selbst fand, noch von den Pagen Erkundigungen über sie einzuziehen vermochte, war er bestürzter und betrübter, als je ein Mensch auf der Welt gewesen seyn mochte. Als er aber auch sah, daß die Dienerin fehlte, dachte er sich gleich, daß Cornelia

durch ihren Rath bewogen das Haus verlassen habe. Die Pagen sagten ihm: die Dienerin sey denselben Tag ausgegangen, an dem sie das Haus verlassen haben; was aber die Cornelia betreffe, nach der er frage, so haben sie diese Dame niemals gesehen. Don Antonio war über dieses unvorhergesehene Ereigniß ganz außer sich, denn er fürchtete, der Herzog möchte sie Beide für Lügner oder Betrüger halten, oder sich vielleicht noch andere, schlimmere Dinge einbilden, welche zum Nachtheil ihrer Ehre und zum Schaden des guten Rufes Corneliens ausschlagen könnten.

Solcherlei Gedanken durchkreuzten seine Seele, als der Herzog, Don Juan und Lorenzo eintraten, die durch weniger betretene und verborgene Straßen, nachdem sie ihre Begleiter außerhalb der Stadt zurückgelassen hatten, an Don Juans Hause anlangten. Dort aber fanden sie den Don Antonio in einem Sessel sitzen, blaß wie einen Todten und das Gesicht auf die Hand gestützt. Don Antonio fragte ihn, was ihm Uebles geschehen wäre und wo denn Cornelia sey. Hierauf antwortete Antonio: „Welch ein Uebel wollt Ihr denn, daß mich nicht bedrücke, da Cornelia nicht da ist? An demselben Tage, da wir abreisten, ging sie mit der Dienerin, welche wir in ihrer Gesellschaft ließen, fort.“ Wenig fehlte, so hätte den Herzog und Lorenzo der Schlag gerührt, so groß war ihre Verzweiflung, als sie diese Nachricht hörten. Endlich waren Alle verwirrt, verstört und saßen denksam umher. In diesem Augenblick kam ein Page zu Don Antonio und sagte ihm in's Ohr: „Señor, Santisteban, der Page des Señor Don Juan, hat, seyd Euer Gnaden abgereist sind, ein recht hübsches Mädchen in seinem Zimmer, das er einschließt, und ich glaube, sie heißt Cornelia, ich habe sie so nennen hören.“ Ueber diese Nachricht wurde Don Antonio von Neuem bestürzt; es wäre

ihm aber lieber gewesen, Cornelia — denn ohne Zweifel dachte er, sie sey es, die der Page versteckte — wäre gar nicht zum Vorschein gekommen, als daß man sie an diesem Orte fände. Jedoch sagte er kein Wort und ging, ohne weitere Erörterungen zu machen, nach dem Zimmer des Pagen; er fand aber die Thüre verschlossen, weil der Page nicht zu Hause war. Daher näherte er sich der Thüre und sprach mit leiser Stimme: „Macht auf, Señora Cornelia, und kommt heraus, um Euern Bruder und den Herzog, Euern Gatten, zu empfangen, denn sie sind gekommen, um Euch zu suchen." Von Innen erhielt er die Antwort: „Treibt Ihr Euern Spott mit mir? Aber in der That, ich bin weder so häßlich, noch so abgenützt, daß mich nicht Herzöge und Grafen suchen könnten: das verdient auch eine Person, die mit Pagen in einem Verhältnisse steht." Aus dieser Antwort erkannte Don Antonio sogleich, daß das nicht Cornelia sey, welche da drinnen gesprochen habe. Indessen aber kam der Page Santisteban und ging sogleich nach seinem Zimmer. Als er aber dort den Don Antonio traf, der gerade alle Schlüssel, die im Hause waren, herbei bringen lassen wollte, um zu sehen, ob keiner in das Schloß der Thür passe, fiel er vor ihm auf die Kniee und sagte ihm, indem er ihm den Schlüssel reichte: „Die Abwesenheit von Euer Gnaden, oder vielmehr meine eigene Schändlichkeit, um es besser zu sagen, haben mich bewogen, diese drei Nächte hindurch eine Frauensperson in's Haus zu bringen; ich bitte Euer Gnaden unterthänig, bester Señor Don Antonio de Isunzo — und möchte Euch der Himmel dafür gute Nachrichten von Spanien schicken — sagt doch nichts davon meinem Herrn Don Juan de Gamboa, wenn er es nicht schon weiß; ich will sie im Augenblick fortjagen." — „Und wie heißt denn dieses Weibsstück?" fragte Don

Antonio. „Sie heißt Cornelia," erwiderte der Page. Jener Page aber, welcher die Verborgene entdeckt hatte und kein sehr guter Freund des Santisteban war, ging sogleich hinab, wo der Herzog, Don Juan und Lorenzo waren, und sagte, so daß man nicht wußte, sey es aus Einfalt oder aus Bosheit: „Ja, den Pagen haben sie erwischt, und bei Gott, sie haben ihn gezwungen, die Señora Cornelia wieder herauszugeben; er hatte sie gut versteckt, und sicher hat er die Zurückkunft der Herren nicht sehr herbeigewünscht, um sich drei oder vier Tage länger ihrer freuen zu können." Als Lorenzo dies hörte, fragte er: „Von wem sprichst du denn hier, Junge, wo ist Cornelia?" — „Oben," erwiderte der Page. Kaum hatte der Herzog dies gehört, als er wie ein Blitz die Treppe hinauf stürmte, um Cornelia zu sehen; denn er dachte, sie sey gefunden worden. Nach wenigen Schritten gelangte er nach dem Zimmer, wo Don Antonio war, und rief beim Eintreten aus: „Wo ist Cornelia, wo ist das süße Leben meines Lebens?" — „Hier ist Cornelia," erwiderte ein Weibsbild, das sich in ein Laken des Bettes gewickelt hatte und sich das Gesicht verhüllte. „Heiliger Gott," sagte sie weiter, „ist denn irgend ein gehörntes Thier gestohlen worden, daß man so viel Aufsehens macht? Oder ist es überhaupt so etwas Neues, ein Mädchen in dem Bette eines Pagen zu finden, daß Ihr so spektakelt?" Lorenzo, der auch inzwischen hinzugekommen war, riß nun, von Zorn und Mißmuth gestachelt, an dem Laken und entdeckte ein junges Mädchen, das nicht gerade häßlich aussah und sich das Gesicht aus Scham mit den Händen bedeckte, sodann sich beeilte, ihre Kleider zu ergreifen, die ihr als Kopfkissen dienten, weil ihr der Laken entrissen ward. Hieraus erkannten nun Alle, daß sie nichts Anderes war, als irgend eines von den in der Welt umherirrenden

verlornen Geschöpfen. Nun fragte sie der Herzog, ob es wahr sey, daß sie Cornelia heiße. „Ja," antwortete sie, „und meine Eltern sind so ehrenwerthe Bürger in der Stadt, daß Keiner sagen sollte, mit denen will ich kein Wasser trinken." Der Herzog war über dies Alles so beschämt und aufgebracht, daß er beinahe den Gedanken faßte, die Spanier könnten ein böses Spiel mit ihm getrieben haben; indessen wollte er einen so schlimmen Verdacht nicht blicken lassen, kehrte um und bestieg, ohne ein Wort zu sprechen, gefolgt von Lorenzo, sein Pferd und sprengte fort.

Don Juan und Don Antonio blieben beinahe noch bestürzter zurück, als die, welche fortgegangen waren, und beschlossen, alle möglichen und selbst die unmöglich scheinenden Forschungen anzustellen, um Cornelia zu suchen, damit der Herzog von ihrer Wahrhaftigkeit und ihrem guten Willen überzeugt werde. Den Santisteban jagten sie wegen seiner Unverschämtheit fort und wiesen der leichtfertigen Cornelia die Thür. In diesem Augenblicke erinnerten sie sich, daß sie vergessen hatten, dem Herzog von den beiden Kleinodien, dem reichen Agnusdei und dem Demantkreuz, so ihnen Cornelia angeboten habe, etwas zu sagen. Denn an diesen Zeichen, glaubten sie, würde der Herzog erkennen, daß Cornelia in ihrer Gewalt gewesen sey, und daß es nicht in ihrer Macht gestanden habe, zu verhindern, daß sie fortgehe. Sogleich gingen sie hinaus, um dies zu melden, fanden ihn aber nicht in dem Hause Lorenzo's, wo sie glaubten, daß er seyn müsse; diesen aber trafen sie an und erfuhren von ihm, der Herzog sey, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, nach Ferrara gereist und habe ihm den Befehl hinterlassen, Cornelia zu suchen. Hierauf sagten sie ihm, was sie dem Herzoge haben verkünden wollen, aber Lorenzo versicherte ihnen, der Herzog

sey sehr zufrieden über ihr edles Betragen, und sie Beide haben das Verschwinden der Cornelia ihrer allzu großen Furchtsamkeit zugeschrieben, leben aber im Vertrauen auf Gott, sie werde wieder erscheinen, denn die Erde könne doch nicht sie, nebst ihrem Kinde und der Dienerin, verschlungen haben. Hiemit trösteten sie sich Alle, wollten aber keine Nachforschungen durch öffentliches Ausschreiben machen, sondern auf heimliche Weise Alles dies betreiben, indem Niemand als ihre Base von ihrer Flucht wissen sollte. Wüßten aber Andere von dem Plan des Herzogs, so könnte der Ruf seiner Schwester Gefahr laufen; denn wenn so etwas öffentlich verhandelt wird, so pflegt es viele Mühe zu kosten, um jeden Verdacht, der geschöpft, und jedes Vorurtheil, das aufgebracht wird, niederzuschlagen.

Der Herzog verfolgte seine Reise, und sein guter Stern, der nunmehr Alles zu seinem Glücke wendete, verfügte, daß er an dem Dorfe des Pfarrers ankam, wo bereits Cornelia, nebst ihrem Kinde, dessen Amme und ihrer Rathgeberin angekommen war. Bereits hatten die Frauen ihre Geschichte dem Geistlichen erzählt und um Rath gebeten, was hier zu thun sey. Der Pfarrer aber war ein genauer Freund des Herzogs, in dessen Hause, das reich, jedoch nach dem eigenthümlichen Geschmacke des Besitzers eingerichtet war, der Herzog nicht selten abzusteigen pflegte, denn er besuchte häufig auf Spazierritten von Ferrara, und wenn er auf das Jagen ging, den Prediger, an dessen gutem Humor und glücklichen Geistesgaben, die er in Allem, was er sagte und that, glänzen ließ, er gar großen Gefallen fand. Der Pfarrer wunderte sich nicht, den Herzog in sein Haus kommen zu sehen, weil dies, wie schon gesagt wurde, nicht das erste Mal war, aber das beunruhigte ihn, daß er den Herzog so traurig kommen sah; daher

er sogleich erkannte, daß irgend eine Leidenschaft sein Herz bedrückte. Cornelia hörte zufälligerweise, der Herzog von Ferrara sey hier, und wurde durch diese Nachricht außerordentlich beunruhigt, weil sie nicht wußte, in welcher Absicht er gekommen war. Da rang sie die Hände und ging wie außer sich im Zimmer einher. Gern hätte sie mit dem Pfarrer gesprochen, aber dieser stand gerade mit dem Herzog in Unterredung, so daß sie nicht mit ihm sprechen konnte. Der Herzog sagte zum Pfarrer: „Ich komme, ehrwürdiger Vater, voll Trauer, will aber heute nicht nach Ferrara, ohne zuvor Euer Gast gewesen zu seyn. Sagt den Leuten, welche mit mir kommen, sie sollen nach Ferrara gehen, und nur Fabio soll bleiben." Der gute Pfarrer that dies Alles und machte sogleich die gehörigen Anordnungen, den Herzog zu bedienen und ihm die nöthigen Erfrischungen zu reichen. Dabei aber fand Cornelia Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, und ergriff seine beiden Hände, indem sie sprach: „Ach lieber, ehrwürdiger Vater und theurer Herr, weßwegen ist denn der Herzog da? Um Gotteswillen, seyd so gut und sprecht mit ihm über etwas, das meine Angelegenheiten berührt, und bemüht Euch, zu entdecken und herauszubringen, was seine Absicht ist, und ich bitte Euch, führt meine Sache so gut Ihr könnt und wie Euer großer Verstand es Euch räth." Hierauf erwiderte der Pfarrer: „Der Herzog ist in großer Trauer angekommen, hat mir aber bis jetzt die Ursache nicht gesagt. Ihr müßt aber nun, und das ist das Einzige, was Ihr thun könnt, Euer Kind recht schön anziehen und es mit allen Kleinodien, die Ihr habt, schmücken, besonders aber mit denen, so Euch der Herzog gab; das Uebrige überlaßt mir, denn ich hoffe im Vertrauen auf Gott, wir werden heute einen guten Tag haben." Cornelia

umarmte ihn, küßte ihm die Hand und zog sich nun zurück, um ihr Kind anzuziehen und zu schmücken.

Der Pfarrer entfernte sich nun, um den Herzog bis zu der Stunde der Mahlzeit zu unterhalten, und fragte ihn im Verlauf des Gespräches, ob man die Ursache seiner Traurigkeit erkunden dürfe, denn sein Aussehen sey der Art, daß man auf eine Stunde Weges sehen könne, daß er traurig sey. „Ehrwürdiger Vater," erwiderte der Herzog, „es ist gewiß, daß die Trauer des Herzens sich im Antlitz offenbart; in den Augen liest man, was in der Seele geschrieben steht; das Schlimmste aber ist, daß ich für jetzt den Grund meiner Trauer Niemanden mittheilen kann." — „Gut, Señor," erwiderte der Pfarrer; „aber ich weiß, daß Ihr gerne Dinge seht, die den Geist erheitern und den Geschmack für Kunst erfreuen; ich will Euch etwas dieser Art zeigen, und bin gewiß, daß Euch dieser Anblick großes Vergnügen gewähren wird." — „Der wäre ein Thor," erwiderte der Herzog, „der etwas, was man ihm zur Erleichterung seiner Schmerzen darbietet, nicht annehmen wollte; bei meinem Leben, Pater, ich bitte Euch, mir das, wovon Ihr sprecht, zu zeigen, es wird ohne Zweifel ein Prachtstück Eurer Sammlung seyn, und Ihr wißt, ich liebe das ungemein." Nach diesen Worten erhob sich der Pfarrer und ging in das Zimmer der Cornelia, welche bereits ihr Söhnchen mit dem reichen Demantkreuz und dem Agnusdei, nebst andern drei sehr kostbaren Kleinoden, so ihr alle von dem Herzoge geschenkt worden waren, aufgeschmückt hatte. Nun nahm er das Kind auf den Arm und ging nach dem Gemache, wo er den Herzog verlassen hatte; diesen bat er, an ein Fenster zu treten, und gab ihm das Kind in die Arme. Als aber der Herzog die Kleinodien erblickte und sie als dieselben erkannte, so er Cornelien gegeben hatte, erstaunte er sehr. Unverrückt betrachtete

er den Säugling, und es schien ihm, als erblicke er sein eigenes Bildniß. Voll Verwunderung fragte er nun den Pfarrer: Wem denn das Kind gehöre, das seinem ganzen Schmuck und Anzuge nach der Sohn irgend eines Fürsten seyn müsse?" — „Ich weiß es nicht," erwiderte der Pfarrer, „nur das kann ich davon sagen, daß vor einigen Nächten ein Cavalier von Bologna mir es brachte und mir anbefahl, für es zu sorgen und es aufzuziehen; denn es sey der Sohn eines sehr ausgezeichneten Vaters und einer sehr vornehmen und unvergleichlich schönen Mutter. Zugleich mit dem Cavalier kam eine Frau, welche die Pflicht übernommen hatte, dem Kinde Nahrung zu reichen; diese fragte ich, ob sie etwas von den Eltern des Säuglings wisse? bekam aber zur Antwort: sie wisse kein Wort davon, und in der That, wenn die Mutter so schön ist wie die Amme, so muß sie die schönste Frau in ganz Italien seyn." — „Kann ich sie nicht sehen?" fragte der Herzog. — „Ja, gewiß," erwiderte der Pfarrer, „kommt mit mir, Señor, und wenn Euch der Schmuck und die Schönheit dieses Kindes, wie ich glaube, sehr in Erstaunen gesetzt hat, so wird ohne Zweifel der Anblick seiner Amme dieselbe Wirkung auf Euch haben."

Der Pfarrer wollte das Kind dem Herzog nehmen; aber dieser wollte es ihm durchaus nicht lassen, sondern schloß es in seine Arme und bedeckte es mit Küssen. Nun ging der Pfarrer etwas voraus und sagte der Cornelia, sie möchte kommen und, ohne im Geringsten eine Aufregung zu zeigen, den Herzog empfangen. Cornelia war dazu bereit; es trieb ihr aber dabei die Ueberraschung und Bestürzung so sehr das Blut in's Gesicht, daß ihre Wangen sich mit übermenschlicher Schönheit färbten. Bei ihrem Anblick blieb der Herzog, vor Staunen wie zur Bildsäule geworden, stehen, und sie fiel ihm



IX. Seite 163.

zu Füßen und wollte ihm die Schuhe küssen. Aber der Herzog übergab, ohne ein Wort zu sprechen, dem Pfarrer den Säugling, kehrte sich um und stürzte aus dem Zimmer. Als dies Cornelia sah, redete sie mit diesen Worten den Pfarrer an: „Ach lieber Herr! ist denn der Herzog an mir erschrocken? haßt er mich denn jetzt? bin ich ihm denn häßlich erschienen? hat er das Versprechen vergessen, das ihn an mich fesselt? will er denn nicht ein einziges Wort mir zuwenden? ist ihm denn sein Sohn so zuwider, daß er ihn also von sich stieß?" Auf Alles dies erwiderte der Pfarrer kein Wort, denn die Flucht des Herzogs — sein Hinausstürzen aus dem Zimmer konnte ihm nicht anders erscheinen — hatte ihn ganz bestürzt gemacht. Der Herzog war aber nur hinausgegangen, um seinem Diener Fabio zuzurufen: „Rasch, guter Fabio, und reite was du kannst nach Bologna, und sage sogleich dem Lorenzo Bentivoglio und den beiden spanischen Edelleuten, Don Juan de Gamboa und Don Antonio de Isunza, sie sollen, ohne sich weiter aufzuhalten, sogleich in dieses Dorf kommen! schicke dich, Freund, daß du bald wieder zurückkommst, und ja nicht ohne sie, denn es hängt mein Leben daran, daß ich sie sehe."

Fabio war nicht faul und führte den Befehl seines Herrn sogleich aus. Der Herzog aber kehrte in das Zimmer zurück, wo er Cornelia in bitteren Thränen fand. Nun aber nahm er sie in seine Arme und vermischte seine Thränen mit den ihrigen, indem er tausendmal den Athem ihrer Brust einsog; aber die Freude hatte seine Zunge gebunden, und also begegneten sich in freudigem Schweigen die beiden glücklichen Liebenden und treuen Gatten, von höchstem Glücke gekrönt. Die Säugamme des Kindes und Crivela, denn so hieß ihre Rathgeberin, hatten bereits durch die Thürspalte des Nebenzimmers Alles gesehen, was zwischen dem Herzog und der Cornelia vorgegangen war, und

stießen vor Freude sich fast die Köpfe an der Wand zusammen, so daß sie nicht anders aussahen, denn als hätten sie den Verstand verloren. Der Pfarrer bedeckte den Jungen, den er auf dem linken Arme trug, mit Küssen und unterließ nicht, mit der Rechten, die er noch frei hatte, den sich umarmenden Liebenden seinen Segen zu ertheilen. Die Haushälterin des Pfarrers, die bei dieser ganzen wichtigen Begebenheit nicht zugegen war, weil sie sich mit der Zurichtung der Mahlzeit beschäftigte, kam nun, da Alles bereit war, um zu verkünden, es sey Zeit zu Tische zu gehen. Diese Nachricht trennte die innigen Umarmungen; der Herzog nahm dem Pfarrer das Kind ab, und trug es auf seinen Armen, wo es die ganze Zeit über, in welcher die zwar einfache, mehr wohlbereitete, als kostbare Mahlzeit eingenommen wurde, verblieb. Während sie speisten, erzählte Cornelia Alles, was mit ihr vorgegangen war, bis sie in dieses Haus auf Anrathen der Dienerin der beiden spanischen Edelleute gekommen sey. Von diesen aber sagte sie, wie sie mit der aufmerksamsten und schicklichsten Artigkeit, die man sich einbilden konnte, bedient, geschützt und gepflegt worden sey. Ebenso erzählte der Herzog ihr Alles, was in dieser Beziehung mit ihm vorgegangen war. Die beiden Dienerinnen, so gegenwärtig waren, erhielten von dem Herzog große Geschenke und viele Versprechungen. Endlich wurde die Freude über den glücklichen Ausgang aller dieser Abenteuer allgemein, und man erwartete nur, um Alles zu vollständigem Glücke zu vereinigen, die Ankunft von Lorenzo, Don Juan und Don Antonio. Diese kamen binnen drei Tagen voll Begierde und Sehnsucht, etwas von Cornelia und dem Herzog zu erfahren; denn Fabio, der als Bote an sie ausgesandt war, konnte ihnen nichts von der Auffindung Corneliens melden, weil er selbst nichts davon wußte.

Als sie angekommen waren, ging der Herzog hinaus und

empfing sie in einem Saale, der an das Zimmer Cornelia's grenzte, ließ aber nicht die geringste Freude blicken, daher die Neuangekommenen wiederum in Trauer verfielen. Der Herzog bot ihnen Stühle zum Sitzen an, setzte sich zu ihnen hin und sprach, zu Lorenzo gewandt: „Ihr wißt sehr gut, Señor Lorenzo Bentivoglio, ich betrog Eure Schwester nie, und davon ist der Himmel und mein Gewissen Zeuge; ebenso wißt Ihr, daß ich keine Nachforschung unterließ, um sie aufzusuchen, und wie sehr ich im innersten Herzen den Wunsch hege, mich mit ihr zu vermählen, wie ich ihr es versprochen habe. Sie ist nicht zum Vorschein gekommen, und mein Wort kann auch nicht ewig bleiben; ich bin jung, und nicht so sehr von allen Vergnügungen der Welt abgekommen, daß ich nicht diejenigen aufnehmen sollte, die mir jeder Augenblick anbietet. Dieselbe Neigung, welche mich veranlaßte, Cornelien das Versprechen zu geben, ich wolle Ihr Gatte seyn, bewog mich, früher, als ich ihr mein Wort gab, einem Bauernmädchen in diesem Dorfe zu versprechen, ich werde sie heirathen. Ich dachte sie sitzen zu lassen, um mich dem besseren Werthe der Cornelia zu weihen, obgleich ich dabei den Forderungen, welche mein Gewissen an mich machte, nicht entsprach. Dies war aber keineswegs ein geringes Opfer, das ich meiner Liebe brachte; allein am Ende kann sich kein Mensch mit einer Frau verheirathen, die verschwunden ist, und auf der andern Seite ist es nichts Anderes als eine Tollheit, eine Frau aufsuchen zu wollen, die immer Versteckens mit Einem spielt, wobei man am Ende Haß für Liebe finden könnte. Kurz, Señor Lorenzo, seht zu, welche Genugthuung ich Euch eines Schimpfes wegen leisten soll, den ich nie verübt habe, indem ich nie den Willen hatte, Euch zu beschimpfen. Nun aber bitte ich Euch, daß Ihr mir erlaubt, mein früheres Wort gut zu machen und mich mit dem

Bauernmädchen zu vermählen, das bereits im Nebenzimmer meiner wartet.

Während der Herzog also sprach, wechselte Lorenzo's Angesicht jeden Augenblick die Farbe, und er vermochte nicht ruhig auf seinem Stuhle sitzen zu bleiben — deutliche Zeichen, daß der Zorn alle seine Sinne gefangen hielt. Dasselbe ging mit Don Juan und Don Antonio vor, die entschlossen waren, um keinen Preis den Herzog sein Vorhaben ausführen zu lassen, und sollten sie ihm das Leben nehmen müssen. Der Herzog, der ihre Gedanken auf den Gesichtern las, sprach: „Besänftigt Euch, Señor Lorenzo, denn ich begehre nur, ehe Ihr mir ein Wort erwidert, Euch die Schönheit vorzustellen, die ich mir zu meiner Gattin erlesen habe, und alsdann Euch um Erlaubniß zu dieser Vermählung bitten zu dürfen, denn ihre Reize sind so bedeutend und so über Alles erhaben, daß sie selbst für größere Verirrungen eine hinreichende Entschuldigung wären." Nachdem er dies gesagt hatte, stand er auf und ging in das Zimmer, wo Cornelia, auf das reichste mit dem Schmucke angethan, den sie früher ihrem Kinde gegeben hatte, und mit noch vielen andern Kleinodien geziert, seiner harrte. Kaum war der Herzog fortgegangen, als Don Juan aufstand, indem er mit beiden Händen die Arme des Sessels ergriff, auf dem Lorenzo saß, und ihm in's Ohr sagte: „Bei San Jago von Gallizia, Señor Lorenzo, und bei meiner Ehre als Christ und Edelmann, ich will eher ein Heide werden, als daß ich gestatte, daß der Herzog seine Absicht ausführe; hier, hier, durch meine Hand muß er sein Leben lassen, oder das Versprechen, das er der Señora Cornelia, Eurer Schwester, gab, erfüllen. Zum wenigsten muß er uns Zeit lassen, daß wir sie aufsuchen, auf keinen Fall aber darf er heirathen, ehe wir die gewisse Kunde ihres Todes erhalten haben." — „Derselben Ansicht bin

auch ich," erwiderte Lorenzo. „Und dasselbe denkt auch mein Genosse, Don Antonio," antwortete Don Juan.

In diesem Augenblicke erschien in der Thüre des Nebenzimmers Cornelia zwischen dem Pfarrer und dem Herzog, welcher sie an der Hand führte. Hinter ihnen kam Sulpicia, das Dienstmädchen der Cornelia, denn der Herzog hatte für sie nach Ferrara geschickt, nebst den beiden Verpflegerinnen des Säuglings und der Dienerin der beiden Spanier. Als Lorenzo seine Schwester sah und nach und nach recht erkannte und in's Auge faßte — denn am Anfang ließ ihn die vermeintliche Unmöglichkeit eines derartigen Schlusses keineswegs die Wahrheit ahnen, stolperte er über seine eigenen Füße und stürzte vor denen des Herzogs nieder. Dieser hob ihn auf und führte ihn seiner Schwester zu, welche mit den Zeichen der größten Freude ihn umarmte. Don Juan und Don Antonio versicherten den Herzog, er habe den witzigsten und genußvollsten Humor in der ganzen Welt aufgelegt. Der Herzog nahm nun das Kind auf den Arm, welches Sulpicia trug, und übergab es Lorenzo mit den Worten: „Empfangt, Herr Bruder, Euren Neffen und meinen Sohn, und damit bitte ich Euch um Erlaubniß, mich mit diesem Bauernmädchen vermählen zu dürfen, denn sie ist die erste, der ich mein Ehrenwort gegeben habe, ich werde sie heirathen."

Meine Erzählung würde kein Ende nehmen, wenn ich verkündigen sollte, was Lorenzo erwiderte, was Don Juan sagte und was Don Antonio fühlte; wenn ich die Freude des Pfarrers, die Lustigkeit der Sulpicia, das behagliche Vergnügen der Rathgeberin, den Jubel der Amme, das Staunen des Fabio, kurz, die ganze Seligkeit ausmalen wollte, welche sich über Alle ergossen hatte. Der Pfarrer nahm nun keinen Anstand, das verlobte Paar sogleich einzusegnen und den jungen Sprößling

zu taufen, wobei Don Juan de Gamboa Pathenstelle vertrat; unter Allen aber wurde beschlossen, diese Heirath so lange als ein Geheimniß zu betrachten, bis der Ausgang der Krankheit der Herzogin Mutter, deren Ende nicht lange bevorstehen konnte, entschieden war, und daß bis dorthin Cornelia mit ihrem Bruder nach Bologna zurückkehren sollte. Alles machte sich nun so: die Herzogin starb, Cornelia zog in Ferrara ein, wo sie durch ihre Erscheinung alle Welt in Freude versetzte; die Trauer verwandelte sich in freudige Feste, die Pflegemütter des Kleinen wurden bereichert, Fabio gewann sich Sulpicia zur Frau, und Don Antonio, so wie Don Juan begnügten sich mit dem Verdienste, dem Herzog einigermaßen gefällig gewesen zu seyn, der ihnen zwei seiner Basen, mit einer sehr reichen Aussteuer, als Frauen anbot. Sie aber erwiderten hierauf: „Die biscaischen Edelleute haben die Gewohnheit, sich meistens in ihrem Vaterland ihre Frauen auszusuchen, und es wäre durchaus nicht Geringschätzung, denn davon könne die Rede nicht seyn, sondern nur, um jener löblichen Sitte, so wie dem Willen ihrer Eltern nicht entgegen zu handeln, welche ohne Zweifel bereits in dieser Beziehung für sie gesorgt haben würden, wenn sie ein so höchst ausgezeichnetes und ehrenvolles Anerbieten nicht annehmen." Der Herzog ließ sich diese Entschuldigung gefallen, schickte ihnen aber auf anständige und schickliche Weise, indem er die passenden Gelegenheiten dazu benützte, viele Geschenke nach Bologna. Darunter waren sehr reiche Gaben, die so zur rechten Zeit ankamen, daß, ob es gleich eigentlich in gewissen Beziehungen hätte scheinen mögen, sie vertreten die Stelle einer Bezahlung, die geschickte Zeit, in der sie gegeben wurden, alle diese Bedenklichkeiten ausglich; besonders galt dies von denen, die er ihnen bei ihrer Abreise nach Spanien und bei ihrem Abschiede von Ferrara gab. Bei

diesem Abschiede fanden sie Cornelia mit zwei kleinen Mädchen gesegnet, und den Herzog verliebter als je. Die Herzogin schenkte das Demantkreuz dem Don Juan und das Agnusdei dem Don Antonio, welche Beide sich auf keine Weise erwehren konnten, diese Kleinodien anzunehmen. Endlich kamen unsere beiden Freunde glücklich in Spanien und in ihrer Heimath an, wo sie sich mit reichen, vornehmen und sehr schönen Damen vermählten. Immer aber unterhielten sie mit dem Herzog, der Herzogin und dem Señor Lorenzo Bentivoglio eine Correspondenz, die zu Aller gemeinschaftlichem Vergnügen ausschlug.



Inhalt



Romane und Novellen

aus dem Spanischen

des

Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illustrationen

nach

Tony Johannot und andern Künstlern.

Zehnter Band.

Novellen.

IV.

1840.

Verlag von Dennig, Finck & Co.

Pforzheim.

Muster-Novellen

des

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen

von

F. M. Duttenhofer.

Mit Illustrationen nach Laville und Andern.

Vierter Band:

Die trügerische Heirath. Gespräch der beiden Hunde. Die vorgebliche Tante. Cervantes und Pancracio.



1840.
Verlag von Dennig, Finck & C°
Pforzheim.

Die trügerische Heirath.

Aus dem Hospital der Resurrection, welches in Valladolid, außerhalb des Thores del Campo, liegt, trat ein Soldat, der dadurch, daß er sein Schwert als einen Stab benutzte und in seinen Gliedern große Schlaffheit sehen ließ, sowie durch das vergelbte Ansehen seines Gesichtes, deutlich zeigte, daß er, obgleich die Jahreszeit nicht sehr heiß war, binnen zwanzig Tagen vielleicht eben so viel Flüssigkeit durch Schweiß verloren hatte, als er vielleicht sonst in einer Stunde zu sich zu nehmen gewohnt war. Er machte im Gehen kleine Schritte und setzte als schwächlicher Reconvalescent nicht selten einen Fuß über den andern. Als er durch das Stadtthor hinein ging, sah er einen seiner Freunde, den er mehr als sechs Monate lang nicht wiedergesehen hatte, auf sich zukommen; dieser aber bekreuzte sich, als ob er irgend eine Unglück bedeutende Vision hätte, und trat näher zu ihm mit den Worten: „Was ist das, Herr Fähndrich Campuzano? Ist es möglich, daß Euer Gnaden noch auf dieser Erde existirt? ich glaubte Euch so gewiß in Flandern, als ich weiß, daß ich am Leben bin, und dachte eher, Ihr führtet die Lanze, als daß Ihr Euch hier auf Euer Schwert stützt. Welche Farbe, welche Schwäche ist das?“ Hierauf

erwiderte Campuzano: „Ob ich noch auf dieser Erde vegetire oder nicht, Herr Licentiat Peralta, das kann Euch das bezeugen, daß Ihr mich hier seht; auf die übrigen Fragen aber kann ich Euch weiter nichts sagen, als daß ich gerade aus diesem Hospital heraus komme, wo ich vierzehn böse Beulen weggeschwitzt habe, die mir so ein Weibsbild an den Hals gehängt hat, die ich freilich nicht hätte für die Meinige erklären sollen." — „Also ist Euer Gnaden verheirathet, wie es scheint?" erwiderte Peralta. „Ja, Señor," antwortete Campuzano. „Das wird so eine Heirath par amour seyn," sagte Peralta, „und dergleichen Heirathen führen gewöhnlich die Reue als eine schwere Execution in ihrer Begleitung." — „Ich kann in der That nicht sagen, ob es par amour war," erwiderte der Fähndrich, „aber das kann ich bestimmt versichern, daß es eine Schmerzensheirath war, denn mein Ehestand, oder vielmehr mein Wehestand, hat mir so viel Leiden an den Körper und an die Seele gebracht, daß die des Körpers, um nur einigermaßen ihrer los zu werden, mir vierzig Schwitzbäder gekostet haben, und die der Seele — gegen die finde ich ohnehin kein Mittel, um sie nur ein wenig erträglich zu machen. Allein da ich nicht gerade im Stande bin, auf der Straße lange Unterredungen zu pflegen, so mag mir Euer Gnaden für gut halten, wenn ich lieber an einem andern Tage alle meine Abenteuer Euch vollständig erzähle, denn sie sind die eigenthümlichsten und sonderbarsten, die Euer Gnaden in Ihrem ganzen Leben gehört haben wird." — „Nein, das darf nicht seyn," erwiderte der Licentiat, „kommt mit mir nach meiner Wohnung, und dort wollen wir zusammen unsere Beichte abhalten. Mein Fleischtopf taugt recht gut für einen Kranken, und obgleich er nur auf zwei Personen gerichtet ist, so wird mein Bedienter sich mit einem



X. Seite 5.

Fladen behelfen, und wenn es die Reconvalescenz erlaubt, so werden einige Schnitten Schinken uns zum Voressen dienen. Vor Allem aber denke ich, soll der gute Wille unsern Appetit schärfen, mit dem ich nicht nur dieses Mal, sondern so oft es Euer Gnaden beliebt, Euch meinen Tisch anbiete."

Campuzano dankte dem Licentiaten, und nahm die Einladung an. Nun gingen sie nach San Llorente und hörten dort eine heilige Messe; sodann führte Peralta seinen Gast nach Hause, und bat ihn nach der Mahlzeit, er möchte ihm Alles erzählen, was mit ihm vorgefallen sey. Campuzano ließ sich nicht lange bitten und begann seine Erzählung folgendermaßen:

„Euer Gnaden, Herr Licentiat Peralta, wird sich wohl erinnern, daß ich in dieser Stadt mit dem Capitän Pedro de Herrera, der gegenwärtig in Flandern steht, genaue Freundschaft unterhielt." — „Ja, dessen erinnere ich mich recht gut," erwiderte Peralta. „Nun," fuhr Campuzano fort: „Eines Tages, als wir gerade in dem Wirthshause zur Sonne, wo wir zu speisen pflegten, unsere Mahlzeit geendet hatten, traten zwei Frauenzimmer ein, die dem Anscheine nach nicht von geringem Stande waren, nebst zwei Dienerinnen. Die eine der Damen fing mit dem Capitän ein Gespräch an, indem sie sich auf das Gesims eines Fensters lehnte, die andere aber setzte sich auf einen Stuhl neben mich. Sie war in ihren Mantel bis an das Kinn gehüllt, so daß sich nichts von ihrer Gestalt sehen ließ und nur das Gesicht in so weit zu erkennen war, als es der Mantel nicht verhüllte. Obgleich ich sie auf höfliche Weise ersuchte, sie möchte ihren Mantel ablegen, war ich doch nicht im Stande, dies von ihr herauszuschlagen, wodurch in mir der Wunsch, ihre Gestalt zu sehen, immer lebhafter wurde; ein Wunsch,

der in hellen Flammen aufloderte, als die Dame eine sehr weiße Hand, mit schönen Ringen geziert, sey dies durch Zufall, oder vielleicht absichtlich, blicken ließ. Ich war in damaliger Zeit sehr stutzerhaft aufgeputzt, denn ich trug jene große Kette, die Euer Gnaden schon an mir gesehen haben muß; am Hut hatte ich eine Agraffe mit Federn, und trug ein vielfarbiges Kleid, wie es die Soldaten zu haben pflegen, also stutzerhaft aufgeputzt, und in den Augen meiner Einbildung wunderschön und in der That mir selbst bewußt, das Herz eines jeden Mädchens entflammen zu können. Mit diesem ganzen Anstand und Wesen bat ich sie, ihren Mantel abzulegen. Hierauf antwortete sie: „Dringt nicht weiter in mich; ich habe ein Haus, sorgt dafür, daß Euer Page mir folgt, und obgleich diese Antwort ein wenig frei scheinen könnte, so bin ich doch durchaus streng; jedenfalls aber wird es mir angenehm seyn, wenn Ihr mich besucht, um zu sehen, ob Euer Geist Eurer Höflichkeit gleich kommt." Ich küßte ihr für die große Gnade, so sie mir verlieh, die Hände und versprach mir von ihrer Bekanntschaft goldene Berge. Mittlerweile hatte der Capitän seine Unterredung geendet, die Damen gingen fort, und mein kleiner Page folgte ihnen. Der Capitän sagte mir nun, die Dame habe ihn gebeten, einige Briefe nach Flandern an einen Hauptmann, den er kenne, zu besorgen; sie habe vorgegeben, jener sey ihr Vetter, obgleich er wohl wisse, daß er nichts Anderes sey, als ihr Galan. Meine Seele war noch immer mit den Schneehänden beschäftigt, so ich gesehen hatte, und starb vor Begierde, sie ganz zu sehen. Den Tag darauf ließ ich mir durch meinen Pagen den Weg zu ihrem Hause zeigen, und wurde daselbst frei eingelassen.

Dort fand ich Alles recht gut eingerichtet, und eine

Dame, von etwa dreißig Jahren, die ich an den Händen erkannte. Sie war nicht außerordentlich schön, aber doch so, daß man sich etwas in sie verlieben konnte; und namentlich war der Ton ihrer Stimme so überaus lieblich, daß er einem bis in die Seele drang, wenn man sie sprechen hörte. Ich unterhielt mit ihr lange und verliebte Gespräche; ich spielte den Prahler, den angenehmen Erzähler, den Possenreißer; ich machte Versprechungen, Anerbietungen, kurz, alle möglichen Demonstrationen, welche mir nöthig schienen, um zu machen, daß sie mich liebe. Sie schien aber an solche und ähnliche Anerbietungen ziemlich gewöhnt zu seyn, daher es das Ansehen hatte, als hänge sie mehr mit dem Ohr, als mit dem Herzen an meinen Worten. Kurz, während vier Tagen, in denen ich sie unablässig besuchte, war unser Gespräch zwar reich an Blumen, allein ich kam nicht dazu, die ersehnte Frucht zu pflücken. Die ganze Zeit hindurch, wo ich sie besuchte, fand ich das Haus wie aufgeräumt, und traf weder Verwandte, noch Freunde dort an. Sie hatte ein Mädchen zur Bedienung, die mehr verschmitzt, als ehrlich aussah. Endlich dachte ich nach Soldatenart meine Liebschaft zu betreiben und im Sturmschritt vorzurücken, und brachte meine Señora Dueña Estefania de Caicedo (denn das ist der Name der Schönen, die mich in diesen Zustand gebracht hat) so weit, daß sie mir erwiderte: „Herr Fähndrich Campuzano, es wäre eine Thorheit von mir, wenn ich mich Euer Gnaden für eine Heilige ausgeben wollte; ich war eine Sünderin und bin es noch jetzt, aber nicht auf eine Weise, daß die Nachbarn über mich murren und die Entfernteren von mir sprechen. Weder von meinen Eltern, noch irgend von einem Verwandten erbte ich das geringste Vermögen; trotz dem aber ist die Einrichtung meines Hauses

wenigstens zweitausend fünfhundert Goldgulden werth, und zwar in lauter Gegenständen, die, wenn man sie im Aufstreiche verkauft, jeden Augenblick ihr baares Geld werth sind. Mit diesem ganzen Vermögen suche ich einen Mann, welcher mein Gatte seyn soll, und dem ich vollkommen unterthan und ergeben seyn werde. Zugleich werde ich mein Leben vollkommen ändern, und eine unglaubliche Sorgfalt und Emsigkeit in seiner Pflege und Bedienung zeigen; denn es kann kein Prinz einen ausgezeichneteren Koch haben, als ich bin, und Niemand auf der Welt ist im Stande, ein Fricassee so fein zuzubereiten, so daß die eigentliche Spitze des Wohlgeschmacks erreicht wird, als ich, und wenn es darauf ankommt, überhaupt eine gute Haushälterin zu seyn, so kann ich mich rühmen. Ich weiß im Hause den Major Domus, in der Küche die Köchin, im Salon die Dame zu spielen; kurz, ich verstehe zu befehlen und Respect einzuflößen; ich verschleudere nichts und sammle viel; in meiner Hand ist ein Real mehr, sobald er auf die Weise, wie ich es angebe, verwandt wird. Mein Weißzeug, und ich habe dessen viel und sehr gutes, habe ich nicht in den Buden der Händler gekauft; nein, diese Finger hier und die meines Dienstmädchens haben es gesponnen, und wenn man es hätte im Hause weben können, so hätte ich es auch gewoben. Ich kann dies Alles wohl zu meinem Lobe selbst sagen, ohne einen Tadel befürchten zu dürfen, wenn ich genöthigt bin, alles dies selbst auszusprechen. Kurz, ich will weiter nichts sagen, als daß ich einen Gatten suche, der mein Schützer und Herr seyn und mir Ehre machen soll; aber keinen Galan haben mag, der mir sklavisch dient und am Ende mich beschimpft. Hat Euer Gnaden Lust, unter diesen Bedingungen eine Verbindung mit mir einzugehen, so bin ich hier, wie

ich gehe und stehe, in Allem, was Euer Gnaden anordnen wird, zu Euren Diensten, lasse mich aber nicht verkaufen, wie dies durch das Treiben und Werben der Ehestifter geschieht, denn ich bin der Ansicht, daß hier Niemand mitzusprechen hat, als die Betheiligten selbst."

Ich, der ich damals meine Urtheilskraft eher im großen Zehen, als im Kopfe hatte, ließ mich theils durch das Vergnügen, das mir der Besitz einer Gattin gewähren würde, und das sich meine Phantasie auf das glänzendste ausmalte, theils durch den Anblick eines so bedeutenden Hausrathes, den ich schon in klingende Münze verwandelt glaubte, blenden, und machte weiter keine Betrachtungen, als die, welche mir meine Begierden einflößten, die meinem Verstande bereits Fußeisen angelegt hatten. Daher sagte ich ihr: Ich halte mich für gesegnet und überglücklich, daß mir der Himmel, gleichsam durch ein Wunder, eine Genossin geschenkt habe, die ich zur Herrin meines Willens und meines Vermögens zu machen hätte; dabei bemerkte ich ihr, mein Vermögen sey nicht so gering, daß es nicht nebst der Kette, welche ich am Hals trage, und andern Juwelen, die ich zu Hause hätte, nebst dem, was ich aus einigen Kostbarkeiten lösen könnte, die meiner früheren Festuniformen anhörten, mehr als zweitausend Dukaten werth sey. Dies nun gebe mit den zweitausend fünfhundert Goldgulden, so sie besitze, eine hinreichende Summe, um sich auf ein Dorf zurückzuziehen, wo ich geboren wäre und einige kleine Güter habe. Rechnen wir dies zu unserm Gelde hinzu, so können wir ein sorgenfreies und fröhliches Leben führen, wenn wir die Erzeugnisse unsers Gütchens zur rechten Zeit verkauften. Das Ende davon war, daß wir beschlossen, uns zu heirathen, und ein jedes von uns bemühte sich nun, die hiezu nöthigen

Papiere beizubringen. Binnen drei Tagen, die wir auf das festlichste begingen, geschahen die öffentlichen Ausrufungen in der Kirche, und am vierten Tag wurden wir getraut. Bei meiner Trauung waren zwei Freunde von mir und ein Junge zugegen, von dem meine Frau sagte, es sey ein Vetterchen von ihr. Diesem Vetterchen bot ich gleich mit den freundlichsten Worten meine Freundschaft und meinen Schutz eben so freundlich an, wie ich bis dorthin immer gegen meine neue Gattin gewesen war, die mir Alles dies mit Verrätherei, Bosheit und Undank, wie ich es gar nicht auszudrücken vermag, lohnte. Am Ende sind aber alle die Wahrheiten, die ich erzähle, keine Beichtgeheimnisse, daher will ich nichts auslassen.

Mein Diener brachte nun meinen Reisekoffer nach dem Hause meiner Frau, und vor ihren Augen verschloß ich meine prächtige Kette, und zeigte ihr noch drei oder vier andere, die, wenn nicht so groß, doch von sehr eleganter Arbeit waren, und ließ sie auch drei oder vier Hutagraffen von verschiedener Arbeit sehen. Ebenso zeigte ich ihr meine Festkleider und meine Federn, und händigte ihr zum Betrieb der Wirthschaft ohngefähr vierhundert Realen ein, die ich hatte. Sechs Tage lang fütterte ich mich mit den Hochzeitbrocken, und ließ es mir in dem Hause meiner Frau gefallen, wie der verschwenderische Eidam in dem seines reichen Schwiegervaters. Ich spazierte auf reichen Fußteppichen umher, wälzte mich auf Betten von holländischer Leinwand, ließ mich mit silbernen Leuchtern bedienen, das Frühstück in's Bett bringen, stand vor elf Uhr nicht auf und speiste um zwölf Uhr, und nach Tisch machte ich auf meinem Sopha ein Mittagsschläfchen. Doña Estefania und ihre Dienerin thaten mir Alles zu Gefallen; mein Bedienter, den ich bis dahin als



X. Seite 10.

einen trägen und faulen Schlingel kannte, verwandelte sich in einen gewandten Burschen, der an Schnelligkeit mit einem Reh hätte wetteifern können. Meine Frau entfernte sich nicht von meiner Seite, als um in die Küche zu gehen, um mir dort feine Speisen zuzubereiten, die meinen Appetit belebten und meinen Geschmack weckten. Meine Hemden, meine Halstücher und Schnupftücher schienen nach den Gerüchen, die daraus hervorduftetem, ein neues Aranjuez; denn meine Frau sorgte dafür, sie mit Rosen- und Orangeblüthwasser zu besprengen.

Diese Tage des ersten Flitters flogen dahin wie ein Nu, und ich dachte, da ich so liebevoll gepflegt und bedient wurde, meine Frau habe mit den besten Absichten von der Welt die Verbindung mit mir eingegangen. Eines Tages aber wurde früh Morgens, als Doña Estefania noch im Hemde war, mit starken Schlägen an der Hausthür geklopft; die Dienerin ging an's Fenster, zog sich aber gleich wieder zurück und sagte: „Nun wollen wir sie bewillkommnen, sie sind doch schneller angekommen, als sie jüngst geschrieben haben.“ — „Wer ist denn gekommen, Mädchen?“ fragte ich. — „Wer?“ erwiderte sie, „es ist meine Herrin, Doña Clementa Bueso, und mit ihr kommt Señor Don Lope Melendez de Almendarez mit zwei Bedienten und Hortigosa, der Dueña, welche ihnen folgt.“ — „Rasch, Mädchen, das ist gut und öffne ihnen gleich,“ sagte in diesem Augenblick Doña Estefania, „und Euch, Señor, bitte ich um der Liebe willen, die Ihr für mich hegt, laßt Euch durch nichts, was Ihr gegen mich sprechen hört, bestürzen, und gebt auch auf nichts Antwort.“ — „Aber,“ fragte ich, „wer wird es denn wagen, Euch mit einem Worte zu beleidigen, wenn ich gegenwärtig bin? Sagt mir doch, was das für Leute sind, denn es

scheint mir, ihre Ankunft hat Euch in Schrecken gesetzt?" — „Ich kann Euch jetzt hierauf nicht antworten," erwiderte Doña Estefania; „nur so viel kann ich Euch versichern, daß Alles, was jetzt hier vorgeht, Verstellung ist, die, wie Ihr nachher erfahren werdet, zu einem ganz bestimmten Zwecke führt."

Ich wollte darauf etwas sagen, allein die Ankunft der Doña Clementa Bueso, die so eben in den Saal trat, ließ mich nicht zum Worte kommen. Sie trug ein Kleid von grünem gepreßten Rasch, das mit vielen goldenen Borten besetzt war. Ueber diesem Kleide hatte sie eine Mantille von selbem Stoff und mit ähnlichen Borten verziert. Auf dem Hute trug sie grüne, weiße und rothe Federn, die mit einer reichen goldnen Agraffe festgehalten wurden, und hatte außerdem einen feinen Schleier, der die Hälfte ihres Gesichtes verhüllte. Mit ihr trat Don Lope Melendez de Almendarez in eben so prächtigen als reichen Reisekleidern in das Zimmer. Zuerst nahm nun die Dueña Hortigosa das Wort und rief aus: „Jesus, was ist das? das Bett meiner Herrin Doña Clementa ist besetzt, und gar von einem Mann! Ich sehe Wunder in diesem Hause; in der That, die Señora Estefania hat sich wenig genirt und sich im Vertrauen auf die Freundschaft meiner Herrin recht viel herausgenommen." — „Du hast Recht, Hortigosa," sagte darauf Doña Clementa; „allein ich bin daran schuldig, ich werde doch niemals bei der Wahl meiner Freundinnen gewitzigt werden, die sich niemals als solche gegen mich zeigen, als wenn sie es auf meine Kosten thun können." Auf Alles dies erwiderte Doña Estefania: „Laßt Euch das nicht bekümmern, gnädige Frau und verehrte Herrin Doña Clementa Bueso, und seyd versichert, daß Alles, was in diesem Hause vorgeht, nicht ohne

Mystification geschieht. Sobald Ihr hierüber aufgeklärt seyd, so weiß ich gewiß, daß ich ohne Schuld bin, und Eure Gnaden nichts zu klagen haben wird." Mittlerweile hatte ich meine Hosen und mein Wamms angezogen; Doña Estefania aber nahm mich nun bei der Hand und führte mich nach einem andern Zimmer, wo sie mir sagte, daß ihre Freundin mit jenem Don Lope, der mit ihr angekommen sey, hier einen Spaß vorhabe. Der auszuführende Scherz bestehe darin, daß sie, die ihn gern heirathen möchte, ihm weiß machte, das Haus, mit Allem was darin sey, gehöre ihr; sie habe nun im Sinn, es für ihre Mitgift zu erklären, und nach der Heirath kümmre sie sich wenig darum, den Betrug aufzudecken, denn sie baue auf die große Liebe des Don Lope zu ihr. „Sogleich kommt nun alsdann das Haus wieder in meinen Besitz, und im Ganzen ist es weder ihr noch sonst einer Frau übel zu nehmen, wenn sie Allem aufbietet, einen ehrsamen Mann zu bekommen, und sey es selbst um den Preis eines kleinen Betrugs." Ich antwortete ihr, es sey doch ein gar zu gewagtes Freundschaftsstück, das sie, gegenüber von dieser Dame, ausführen wolle, und ich dächte, es wäre besser, sich dabei recht vorzusehen; denn am Ende könnte es geschehen, daß man genöthigt seyn könnte, sich der Hülfe der Justiz zu bedienen, um sein Eigenthum wieder zu erhalten. Sie aber antwortete mir mit so vielen Gegengründen, und schützte so viele Verbindlichkeiten vor, die es ihr zur unumgänglichen Pflicht machten, der Doña Clementa zu dienen, und ihr selbst in Sachen von der größten Wichtigkeit Dienste zu erzeigen, daß ich, wiewohl sehr gegen meinen Willen und innerlich in meiner Seele dagegen ankämpfend, endlich den Reden der Doña Estefania folgte, wobei sie mir versicherte, die Täuschung könnte nur

acht Tage lang dauern, während welcher Zeit wir in das Haus einer ihrer Freundinnen ziehen könnten.

Wir Beide zogen uns nun vollständig an, sie ging hinein, um von der Doña Clementa Bueso und dem Señor Don Lope Melendez de Almendarez Abschied zu nehmen, befahl meinem Burschen den Koffer auf die Schultern zu nehmen und ihr zu folgen; ich aber ging auch hinterdrein, nahm aber von keinem Menschen Abschied.

Doña Estefania hielt vor dem Hause einer ihrer Freundinnen und sprach, ehe wir eintraten, eine geraume Zeit mit ihr; endlich kam ein Dienstmädchen heraus und meldete mir und meinem Burschen, wir sollten eintreten. Wir traten nun in einem kleinen Zimmer ab, in welchem zwei Betten so nahe bei einander standen, daß sie wie ein einziges aussahen. Es war nicht der geringste Raum zwischen ihnen, und die Betten berührten sich ganz nahe. In der That blieben wir hier sechs Tage lang, während welcher Zeit keine Stunde verging, wo wir nicht Händel mit einander bekamen; denn ich warf ihr die Thorheit vor, die wir begangen hatten, unser Haus und unsere Habe zu verlassen, und behauptete, dies sey eine Dummheit und geschehe es der eigenen Mutter zu Liebe. Dabei ging ich zuweilen mit solchem Aerger und Poltern auf und ab, daß eines Tages, als Doña Estefania, vorgeblich um nachzusehen, wie ihre Sachen ständen, ausgegangen war, die Hauswirthin mich fragte, was denn die Ursache wäre, die mich bewegte, immerfort mit ihr so heftig zu zanken; was sie denn gethan habe, daß ich ihr so oft vorhalte, dies sey eine ausgemachte Dummheit und keine vollkommene Freundschaft zu nennen. Ich erzählte ihr den ganzen Hergang, sagte ihr, ich sey mit Doña Estefania verheirathet, und sie habe dieses und jenes

Heirathsgut beigebracht, dann aber sey sie so einfältig gewesen, der Doña Clementa ihr Haus und ihre Habe zu überlassen, obgleich der Grund dazu gerade kein schlechter gewesen sey, weil jene im Sinne habe, einen so ausgezeichneten und vornehmen Mann, wie Don Lope, für sich zu gewinnen. Da begann die Hausfrau aber sich zu segnen, und mit solcher Eilfertigkeit einmal über das andere sich zu bekreuzen, indem sie wiederholt ausrief: „Jesus, Jesus, das infame Weibsstück!“ daß ich in große Verlegenheit kam. Endlich sagte sie mir: „Herr Fähndrich, ich weiß nicht, ob es mit meinem Gewissen vereinbar ist, wenn ich Euch Dinge entdecke, die mir doch die Seele beschweren würden, wenn ich sie Euch verschwiege; aber ich will Gott und meinem guten Schicksal es überlassen, geht es nun wie es gehe, es lebe die Wahrheit und sterbe die Lüge. Die Wahrheit ist: daß Doña Clementa Bueso die wahrhafte Eigenthümerin des Hauses und der Habe ist, von der Euch Eure Frau weiß gemacht hatte, es sey ihr Heirathsgut. Die Lüge aber ist Alles, was Euch Doña Estefania aufgebunden hat; sie hat weder ein Haus, noch ein Vermögen, noch ein anderes Kleid als das, welches sie auf dem Leibe trägt. Der Grund, warum sie es wagen konnte, einen solchen Betrug auszuführen, ist der, daß Doña Clementa eine Reise nach Placencia gemacht hatte, wo sie einige Verwandte besuchen wollte, von da gingen sie nach Unserer lieben Frauen zu Guadalupe, um dort ihre Andacht zu verrichten, und ließ in dieser Zwischenzeit Doña Estefania in ihrem Hause, damit sie Alles verwalten sollte. In der That sind die Beiden sehr genaue Freundinnen, und wenn man das Ganze beim Lichte besieht, ist die arme Señora weiter nicht zu tadeln, wenn es ihr gelungen ist, einen Mann von so ausgezeichneter

Persönlichkeit, wie den Herrn Fähndrich, zum Gatten zu gewinnen."

Hier endigte die Rede meiner Hauswirthin, und hier begann meine Verzweiflung. Und ohne Zweifel hätte ich mich gänzlich der Verzweiflung überlassen, wenn mein Schutzengel auch nur ein wenig unterlassen hätte, für mich zu sorgen. Denn in diesem Augenblick fühlte ich, daß mir die Stimme meines Herzens zuflüsterte: „Bedenke, daß du ein Christ bist, und bedenke, daß es die größte Sünde ist, die ein Mensch begehen kann, wenn er verzweifelt; denn das ist eine Sünde, die dem Teufel den Weg in die Seele des Menschen bahnt." Diese Betrachtung, oder vielmehr diese Inspiration richtete mein Gemüth ein wenig auf, aber nicht so sehr, daß ich nicht meinen Mantel und Degen nahm und ausging, Doña Estefania zu suchen, mit dem festen Vorsatz, ihr eine exemplarische Züchtigung angedeihen zu lassen; aber mein Schicksal, von dem ich nicht sagen kann, ob es meine Angelegenheit verschlimmerte oder verbesserte, verfügte, daß ich an keinem Orte, wo ich mir es dachte, meine Frau, Doña Estefania, finden konnte. Nun ging ich nach San Llorente und betete zu Unsrer lieben Frauen; nun setzte ich mich auf eine Bank, wo ich im Brüten über meinen Kummer in einen so tiefen Schlaf verfiel, daß ich nicht sobald aufgewacht wäre, wenn man mich nicht geweckt hätte. Voll von Gedanken mancherlei Art und voll tiefen Kummers ging ich nach dem Hause der Doña Clementa, und fand sie so vollkommen ruhig, als wie Eine, die sich bewußt ist, Herrin des Hauses zu seyn. Ich hatte aber nicht den Muth, ihr etwas zu sagen, weil der Señor Don Lope zugegen war. Hierauf kehrte ich in das Haus meiner Wirthin zurück, und diese sagte mir, sie habe Alles der



X. Seite 17.

Doña Estefania erzählt und ihr gesagt, ich wisse ihr ganzes falsches Truggewebe. Meine Frau habe sie dann gefragt, was für ein Gesicht ich zu der Neuigkeit gemacht hätte, und hierauf habe sie geantwortet, ein sehr übles, und, wie sie glaube, sey ich mit schlimmen Absichten und in noch schlimmer Stimmung ausgegangen, um sie zu suchen. Endlich gab sie mir zur Nachricht, Doña Estefania habe Alles, was im Koffer gewesen sey, weggenommen und mir nur ein Reisekleid überlassen. Das war nun für mich eine erbauliche Geschichte, und nun war ich wieder von Neuem in Gottes Hand. Ich ging sogleich nach meinem Koffer und fand ihn offen, gleich einem Grabe, das auf eine Leiche wartet; und diese Leiche wäre in der That ich gewesen, wenn ich genug Besinnungskraft gehabt hätte, ein so großes Unglück recht begreifen und erwägen zu können."

„Das war in der That ein großes Unglück," unterbrach hier der Licentiat Peralta, „denn Doña Estefania hat ohne Zweifel die goldenen Ketten und reichen Hutagraffen nicht zurückgelassen; aber man muß sich eben mit dem Sprichwort trösten: es ist kein Unglück so groß ꝛc."

„Dieser Verlust," fuhr der Fähndrich fort, „verursachte mir weiter keinen großen Kummer; denn ich kann auch sagen: Don Simueque hat mich mit seiner Tochter betrogen, denn sie ist einäugig, aber zum guten Glück bin ich dafür einseitig." — „Ich weiß nicht, was Euer Gnaden damit sagen will," erwiderte Peralta. „Die Sache ist die," versetzte der Fähndrich, „daß all der Plunder von Ketten, Agraffen und Flitterstaat zehn oder zwölf Goldgulden werth war." — „Das ist nicht möglich," erwiderte der Licentiat, „denn die, welche der Herr Fähndrich gewohnt war um den Hals zu tragen, schien wenigstens zweihundert Dukaten

aufzuwiegen." — „So wäre es allerdings," versetzte Campuzano, „wenn die Wahrheit dem Scheine entsprechen würde; aber wie nicht Alles Gold ist, was glänzt, so begnügten sich auch die Ketten, Agraffen, Kleinodien und Schmucksachen, von Messing zu seyn. Aber sie waren so gut gearbeitet, daß nur durch den Probierstein oder das Feuer ihr Unwerth zu entdecken war." — „Auf diese Manier," bemerkte der Licentiat, „hat Euer Gnaden mit der Señora Doña Estefania so ziemlich gleiches Spiel gehabt." — „Und so gleiches Spiel," sagte darauf der Fähndrich, „daß wir ohne Anstand die Karten noch einmal mischen könnten; allein das Schlimmste dabei ist das, Herr Licentiat, sie kann meiner Ketten los werden, ich aber ihrer schlimmen Handlung nicht, denn sie bleibt, ich mag mich wenden und drehen, wie ich will, einmal doch meine Frau." — „Dankt Gott, Señor Campuzano," sagte hierauf Peralta, „daß Eure Frau mit Füßen auf die Welt gekommen ist und Euch davon lief, und Ihr seyd ja doch nicht verbunden, sie aufzusuchen." — „So ist es," erwiderte der Fähndrich; „aber bei dem Allen finde ich sie immer in meiner Einbildungskraft, auch ohne sie zu suchen; und wo ich auch bin, ist mein Schimpf mir immer gegenwärtig." — „Hierauf weiß ich nichts zu antworten," sagte Peralta, „und es fallen mir hierüber nur die Verse des Petrarca ein:

Wem's Lust gewährt, stets auf Betrug zu sinnen,
Der klage nicht, führt ihn ein Andrer an."

„Ich klage nicht über sie," erwiderte der Fähndrich, „sondern ich ärgere mich über mich selbst; denn wenn der Schuldige seinen Fehler einsieht, so fühlt er doch dabei gleich schwer die Pein der Züchtigung. Ich sehe wohl ein,

ich wollte betrügen und wurde betrogen und wurde durch meine eigenen Waffen geschlagen; trotz dem aber kann ich meine Empfindung nicht so in Schranken halten, daß ich nicht in Klagen über mich selbst ausbreche. Endlich, um auf das Wesentliche meiner Historie zu kommen, denn diesen Titel kann man mit Fug und Recht meinen Abenteuern geben, muß ich bemerken, daß sich Doña Estefania durch den kleinen Vetter hat entführen lassen, der bei unserer Heirath als Zeuge zugegen gewesen und schon seit längerer Zeit durch alle Wechselfälle ihres Lebens hindurch ihr Freund geblieben war. Ich hatte keine Lust, sie aufzusuchen, aus Furcht, das Uebel, dessen ich losgeworden war, wiederzubekommen. Ich wechselte meine Wohnung und binnen wenigen Tagen auch mein Haar, denn nach kurzer Zeit begannen mir die Augenwimper und Augenbrauen auszufallen; nach und nach ging es nun an die Haupthaare, so daß ich vor der Zeit kahl wurde und eine Krankheit bekam, welche man die Alopecia oder, mit einem andern gewöhnlichen Namen, den Aussatz nennt. In jeder Beziehung aber war ich kahl geworden, denn ich hatte weder einen Bart zu rasiren, noch Geld auszugeben. Die Krankheit aber ging Schritt vor Schritt auf der Heerstraße meines Unglücks einher; und wie die Armuth selbst die Ehre untergräbt und den Einen an den Galgen, den Andern in das Hospital befördert und den Dritten von einer Thüre zur Andern mit unterwürfigem Flehen und Betteln (was das größte Unglück ist, das einem Menschen begegnen kann) schickt: also geschah es auch mir. Um die Kleider, welche mich im gesunden und glücklichen Zustande bedecken sollten, nicht während der Kur zu verderben, ging ich, da gerade die Zeit herbei kam, wo man in dem Hospital der Resurrection Schweißbäder verabreicht,

in dieses Verpflegungshaus, wo ich nun vierzig Schweißbäder nahm. Hierauf sagte man mir, nun sey ich hergestellt, und werde vollends genesen, wenn ich mich gut verpflege. Ich habe einen Degen und das Weitere überlasse ich Gott." Der Licentiat bot seinem Freunde von Neuem seine Dienste an, indem er die Geschichte, so ihm dieser erzählt hatte, höchlich bewunderte. „Alles das, Señor Peralta, darf Euer Gnaden nicht so sehr Wunder nehmen," sagte nun Campuzano; „ich habe Euch noch manches Andere zu erzählen, das Alles übertrifft, was man sich nur denken kann, denn es geht über die Grenzen der Natur. Ich sage Euer Gnaden weiter nichts, als daß diese Dinge der Art sind, daß ich mein ganzes Unglück für eine glückliche Schickung des Himmels halte, weil es ihm gefiel, mich in dieses Hospital zu bringen, wo ich Dinge sah, die so wunderbar sind, daß sie Euer Gnaden nie wird glauben können, und daß es überhaupt keinen Menschen auf der Welt geben wird, der sie glaubt."

Alle diese Erörterungen, Bevorwortungen und Lobeserhebungen, welche der Fähndrich seiner Erzählung vorausgehen ließ, entflammten die Begierde des Licentiaten so sehr, daß er ihn auf das dringendste bat, die Wunderdinge, die er noch zu sagen habe, ihm mitzutheilen.

„Gewiß hat Euer Gnaden," begann nun der Fähndrich, „schon jene zwei Hunde gesehen, die bei Nacht mit ihren Laternen und ihren geflochtenen Körben in der Stadt umhergehen und um Almosen bitten." — „Ja, die habe ich gesehen," erwiderte Peralta. „Ebenso wird Euer Gnaden entweder selbst beobachtet haben, oder doch von Hörensagen wissen, daß sie, wenn zufälligerweise das Almosen, welches man ihnen aus dem Fenster gibt, auf den Boden fällt,

sogleich herbeilaufen und umherleuchten, um das, was herabfiel, zu suchen; so wie, daß sie vor den Fenstern, wo sie wissen, daß man ihnen gewöhnlich ein Almosen gibt, stehen bleiben. Ob sie sich gleich bei diesem Geschäfte sehr sanft und zahm zeigen, so daß sie eher Schafen als Hunden gleich sehen, sind sie dagegen im Hospital wahre Löwen, die mit außerordentlicher Sorgfalt und Wachsamkeit das Haus bewachen." — „Von alledem habe ich in der That sprechen hören," sagte Peralta, „und weiß, daß es so ist; aber Ihr werdet mir doch nicht zumuthen wollen, daß ich mich darüber wundern soll?" — „Dieses nicht," sagte Campuzano, „aber wohl das, was ich Euch nun davon sagen will, muß Euer Staunen erregen, und ich bitte Euch nur, meine Erzählung zu glauben, ohne daß Ihr Euch dabei bekreuzt, oder Schwierigkeiten, oder gar Unmöglichkeiten darin findet. Ich sah mit diesen meinen eigenen Augen jene beiden Hunde, davon der eine Scipio und der andere Berganza heißt, in der vorletzten Nacht meiner Schwitzkur sich hinter meinem Bett auf eine alte Binsenmatte legen, und mitten in dieser Nacht wachte ich im Dunkeln auf und dachte an meine früheren Abenteuer und mein gegenwärtiges Unglück. Da hörte ich aber ganz nahe bei mir sprechen und horchte nun aufmerksam, um nachzuforschen, ob ich nicht herausbringen könnte, wer spreche und von was gesprochen werde. Nach kurzer Frist aber kam ich darauf, daß diejenigen, die sich hier hören ließen, Niemand anders waren, als die beiden Hunde Scipio und Berganza." Kaum hatte Campuzano dies gesagt, als der Licentiat aufstand und sprach: „Señor Campuzano, Euer Gnaden scheint heute recht gut aufgeräumt zu seyn; wenn ich aber bis jetzt im Zweifel war, ob ich das, was Ihr mir von Eurer Heirath erzähltet, für Wahrheit

oder für Erdichtung zu halten hätte, so bin ich nun durch Eure jetzige Erzählung, wo Ihr Hunde wollt haben sprechen hören, völlig in's Klare gekommen, daß ich Euch kein Wort mehr zu glauben habe. Um Gottes willen, Herr Fähndrich, erzählt doch ja keinem Menschen solch albernes Zeug, wenigstens Keinem, der nicht ein so genauer Freund von Euch ist, als ich."

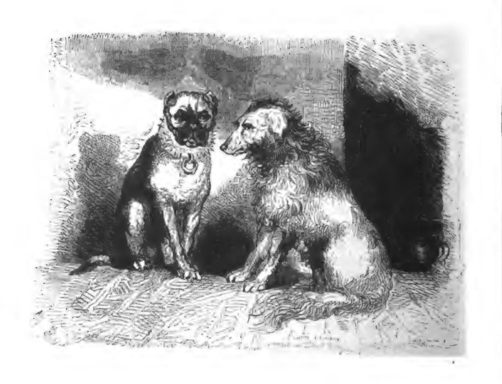
„Halte mich ja Euer Gnaden nicht für so unwissend," erwiderte Campuzano, „daß ich nicht recht gut wisse, die Thiere können nicht sprechen, wenn es nicht durch irgend ein Wunder geschieht. Ich weiß sehr gut, daß die Drosseln, die Elstern und Papagaien sprechen, aber sie sprechen nichts Anderes, als auswendig gelernte Worte, die sie gedächtnißmäßig hersagen, und können nur deßhalb sprechen, weil die Bildung ihrer Zunge der Art ist, daß sie im Stande sind, artikulirte Töne zu bilden; aber deßhalb können sie sich nicht Rede und Antwort geben und ein ganz vernünftiges Gespräch mit einander unterhalten, wie es diese Hunde thaten. Auch wollte ich zu verschiedenen Malen, als ich sie hörte, meinen eigenen Sinnen nicht glauben, und hätte in der That das ganze Gespräch für einen Traum gehalten, wenn ich nicht wirklich mit allen meinen fünf Sinnen, wie sie mir der gütige Schöpfer gegeben hat, vollkommen gewacht hätte. Aber also vollkommen wach, hörte, faßte und bemerkte ich ihr ganzes Gespräch, und schrieb es endlich, ohne ein Wort zu verlieren, auf; und hieraus ist der hinreichende Beweis abzunehmen, daß Alles, was ich hierüber sage, glaubwürdig und wahr ist. Die Dinge, welche der Gegenstand ihres Gespräches waren, hatten den Anschein von Wichtigkeit und handelten über verschiedene Gegenstände; es schien aber eher, daß weise Männer von vornehmer

Abkunft hierüber sich unterredeten, als Hunde; denn der Sinn, der in diesen Worten lag, sah keinem Hundemaul gleich. Und deßwegen, weil ich ein solches Gespräch gar nicht hätte erfinden können, muß ich zu meinem Aerger und gegen meine Ueberzeugung glauben, daß ich nicht träumte, sondern daß die Hunde sprachen."

„Himmel und Erde!" rief der Licentiat aus, „ist denn die Zeit von Maricastaña wiedergekommen, als die Kürbisse sprachen, oder die des Aesop, als der Hahn mit dem Fuchs sich unterredete, und überhaupt das liebe Vieh mit einander sprach?" — „Ich will ein Vieh seyn, und zwar das größte in der Welt," versetzte der Fähndrich, „wenn ich glaube, daß diese Zeit wiedergekehrt ist; aber eben so gut müßte ich ein Esel seyn, wenn ich das, was ich gesehen und gehört habe, und was ich mit dem größten Eidschwur der Welt beschwören kann, nicht glauben wollte; denn dies ist eine Sache, welche den Unglauben selbst zum Glauben zwingen würde. Allein selbst gesetzt, daß ich mich getäuscht habe und daß meine vorgebliche Wahrheit nichts Anderes als ein Traum ist, so daß es ein Unsinn wäre, ihn als wahr zu verfechten, so muß ich dennoch Euer Gnaden, Señor Peralta, die Frage vorlegen, ob Ihr nicht gern die Unterredung jener Hunde, handle sie nun von was sie wolle, schriftlich besäßet?" Hierauf sagte der Licentiat: „Vorausgesetzt, daß sich Euer Gnaden keine Mühe mehr gibt, mich zu überreden, Ihr hättet Hunde sprechen hören, bin ich sehr gern bereit, dieses Gespräch zu hören, das ich schon deßhalb für gut halte, weil es durch den überaus scharfsinnigen Herrn Fähndrich niedergeschrieben worden ist." — „Uebrigens ist bei dieser Sache noch etwas Anderes zu bemerken," erwiderte Campuzano; „denn außerdem, daß ich sehr aufmerksam

zuhörte, sehr scharf auffaßte und ein zartes, reizbares, so wie sonst unbeschäftigtes Gedächtniß hatte, gelang es mir, Dank sey es den vielen Zibeben und Mandeln, so ich gegessen hatte, Alles im vollständigsten Zusammenhang aufzufassen, und war daher im Stande, das ganze Gespräch, wie ich es gehört hatte, mit denselben Worten den andern Tag niederzuschreiben, ohne rhetorische Floskeln nöthig zu haben, um es auszuschmücken, und ohne etwas weder wegzulassen noch hinzuzusetzen, um es kostbarer zu machen. Das Gespräch dieser Hunde dauerte nicht nur eine, sondern zwei Nächte hindurch; ich habe aber nur den Inhalt der ersten aufgeschrieben, welche die Lebensgeschichte des Berganza enthält. Die seines Genossen Scipio, welche den Inhalt der Unterredung der zweiten Nacht bildete, werde ich niederschreiben, sobald ich sehe, daß diese als glaubwürdig Anklang findet und wenigstens nicht für schlecht gehalten wird. Ich habe die Unterredung bei mir in der Tasche, und ich habe sie ganz in der Form des Dialoges niedergeschrieben, um die Rede des Scipio und die Antwort des Berganza dem Leser deutlich und getrennt zu geben, ohne immer sagen zu müssen: Scipio sprach, und Berganza antwortete, was das Ganze schwerfälliger gemacht hätte."

Mit diesen Worten nahm Campuzano ein Manuscript aus der Busentasche und gab es dem Licentiaten in die Hand, der es mit Lächeln nahm, indem er Alles, was er gehört hatte und was er zu lesen dachte, für Scherz hielt. „Ich will," sagte der Fähndrich, „während Euer Gnaden liest, in diesem Lehnsessel ausruhen, wenn es Euch gefällig ist; denn diese Träumereien oder Verrücktheiten haben nur das einzige Gute, daß man sie gehen lassen kann, sobald sie Langeweile machen." — „Euer Gnaden mag hierin



X. Seite 25.

ganz nach Geschmack verfahren," sagte Peralta, „und ich will diese Lectüre sobald wie möglich vollenden." Der Fähndrich legte sich nun in seinen Lehnsessel, und der Licentiat schlug das Manuscript auf, an dessen Anfang er folgenden Titel fand:

Unterredung der beiden Hunde Scipio und Berganza

im

Hospital der Resurrection.

Scipio.

Freund Berganza, überlassen wir heute Nacht das Hospital dem Schutze des Thürstehers, und ziehen wir uns in die Einsamkeit auf diese Binsenmatten zurück, wo wir, ohne gehört zu werden, von der außerordentlichen Gnade des Himmels, die uns Beiden zu gleicher Zeit verliehen ward, Gebrauch machen können.

Berganza.

Bruder Scipio, ich höre, daß du sprichst, und weiß, daß ich mit dir spreche, kann es aber fast nicht glauben, denn es kommt mir immer vor, als überschreite unser Sprechen die Grenzen der Natur.

Scipio.

Das ist wahr, Berganza, und das Wunder wird dadurch noch größer, daß wir nicht nur sprechen, sondern einander Red' und Antwort geben, wie wenn wir vernünftige Wesen wären, da wir doch eigentlich ohne Vernunft auf die Welt gekommen sind; denn das ist ja gerade der Unterschied zwischen Menschen und Thieren, daß der Mensch ein vernünftiges Thier, das Thier aber ein unvernünftiges ist.

Berganza.

Alles, was du sprichst, Scipio, verstehe ich, aber daß du sprichst und daß ich es verstehe, erregt mir immer neue Bewunderung und neues Staunen; indessen ist es doch wahr, daß ich, während meines Lebenslaufes, zu verschiedenen Malen und nicht selten sagen gehört habe, daß wir sehr bedeutende Vorrechte genießen. Und dies ging so weit, daß es scheint, es wollten Einige bemerkt haben, wir besäßen einen natürlichen Instinkt, der in vielen Dingen so lebendig und so scharf sich äußerte, daß daraus auf das bestimmteste und klarste abzunehmen sey, es fehle nicht viel, so könne man von uns beweisen, wir hätten ein gewisses Etwas, das wie Verstand aussehe und fähig sey, Vernunftschlüsse zu ziehen.

Scipio.

Was ich an uns habe loben und besonders preisen hören, ist unser großes Gedächtniß, unsere Dankbarkeit und unverbrüchliche Treue, so daß man uns als Symbol der Freundschaft zu malen pflegt; auch wirst du schon gesehen haben, wenn du je darauf aufmerksam gewesen bist, daß auf Grabsteinen von Alabaster, wo gewöhnlich das Bild der

Verstorbenen ausgehauen steht, in dem Fall, daß die Verstorbenen Ehegatten gewesen sind, zu ihren Füßen das Bild eines Hundes eingehauen wird, zum Zeichen, daß sie im Leben gegen einander unverletzliche Freundschaft und Treue bewiesen haben.

Berganza.

Ich weiß wohl, daß es Hunde gegeben hat, die so dankbar waren, daß sie sich mit den Leichen ihrer Herren in dasselbe Grab stürzten. Andere blieben auf den Gräbern, wo ihre Herren verscharrt waren, ohne wegzugehen und ohne etwas zu sich zu nehmen, bis sie selbst sich aufgerieben hatten. Auch weiß ich, daß nach dem Elephanten der Hund, in Absicht auf Verstand, den ersten Platz einnimmt. Hierauf kommt das Pferd, und zuletzt kommt der Affe.

Scipio.

Also ist es; aber du wirst doch zugeben, daß du noch nie gesehen hast, oder hast sagen hören, es habe irgend ein Elephant, Hund, Pferd oder Pavian gesprochen, daher ich der Ansicht bin, daß dieses unser Sprechen, das uns so plötzlich befallen hat, unter die Gattung derjenigen Dinge zu zählen ist, die man Wunderdinge nennt, von denen die Leute nach sicheren Erfahrungen glauben, daß sie Vorandeutungen von großem Unglück sind, so die Völker bedrohen.

Berganza.

Wenn es sich so verhält, so muß das kein großes Wunderzeichen seyn, was ich vor einigen Tagen einen Studenten sagen hörte, der nach Alcala de Henares reiste.

Scipio.

Was hast du ihn sagen hören?

Berganza.

Daß von fünftausend Studenten, die in diesem Jahre die Universität besuchen, zweitausend Medizin hören.

Scipio.

Was willst du denn daraus schließen?

Berganza.

Ich schließe hieraus, daß entweder diese zweitausend Aerzte Kranke finden müssen, welche sie zu behandeln haben, und dann entsteht eine schwere Landplage und großes Unglück, oder sie müssen Hungers sterben.

Scipio.

Wie dem nun sey, so viel ist gewiß, wir können sprechen, mag dies nun ein Unglück bedeuten oder nicht. Denn was der Himmel einmal verhängt hat, dagegen kann weder menschliche Klugheit, noch menschliches Wissen etwas thun. Deßwegen wollen wir aber nicht darüber disputiren, wie oder warum wir sprechen können, im Gegentheil wird es besser seyn, daß wir an diesem glücklichen Tage, oder vielmehr glücklichen Nacht, unsere neue Gabe genießen. Da wir uns so gut und bequem auf diesen Schilfmatten lagern können, und doch im Grunde nicht wissen, wie lange unser Glück dauert, so wollen wir uns dessen freuen und die ganze Nacht mit Plaudern zubringen, ohne den Schlaf aufkommen zu lassen,

der uns nur ein Vergnügen rauben würde, nach dem ich mich schon seit langer Zeit gesehnt habe.

Berganza.

Auch ich habe mich darnach gesehnt, und zwar seit dem Augenblicke, wo ich Kräfte genug hatte, um einen Knochen abnagen zu können, fühlte ich in mir das Bedürfniß zu sprechen, um Dinge äußern zu können, welche in meinem Gedächtniß ruhten, und entweder vor Alter und weil sie eng auf einander gestapelt dalagen, zu verschimmeln oder gänzlich in Vergessenheit zu gerathen drohten. Jetzt aber, wo ich, ohne zu denken, mich mit jenem göttlichen Gut, der Sprache, bereichert sehe, denke ich dies zu genießen und zu benützen so viel es möglich ist, und will mich beeilen, Alles zu sagen, dessen ich mich erinnere, ob es gleich etwas vorschnell und durcheinander herauskommen wird; denn ich weiß nicht, wenn mir der Himmel dies Gut wieder entreißen wird, das ich nur für geliehen erachte.

Scipio.

Wir wollen es auf diese Weise thun, Freund Berganza, daß du mir in der heutigen Nacht dein Leben und die Schicksale erzählst, welche mit dir von deiner Geburt bis heute vorgegangen sind; und wenn wir morgen Nacht wieder das Glück haben, sprechen zu können, so will ich dir mein Leben erzählen, denn es ist doch besser, wir bringen die Zeit damit zu, unser Leben zu erzählen, als uns um die Verhältnisse Anderer zu bekümmern.

Berganza.

Immer habe ich dich für einen klugen und freundschaftlich

gesinnten Kameraden gehalten, mein Scipio, jetzt aber bin ich mehr als je davon überzeugt, weil du als ein treuer Freund mir deine Schicksale erzählen und die meinigen hören willst, und mit klugem Sinn die Zeit, wo wir dies ausführen können, vertheilt hast; aber sieh doch vorher zu, ob uns Niemand hört.

Scipio.

Niemand, wie ich glaube, denn es ist Niemand hier in der Nähe, als ein Soldat, der Schweißbäder nimmt; aber ich denke, zu dieser Stunde wird er eher schlafen, als irgend Jemanden zuhören wollen.

Berganza.

Gut, wenn ich mit dieser Sicherheit sprechen kann, so höre zu; sobald dir aber meine Erzählung Langeweile verursacht, so tadle mich darüber, oder gebiete mir Schweigen.

Scipio.

Rede bis der Tag kommt, oder bis wir merken, daß uns Jemand sprechen hört, ich will dir recht gern zuhören, ohne dich zu unterbrechen, und nur, wenn es mir nöthig scheint, etwas dazwischen reden.

Berganza.

Mir scheint, das erste Mal, als ich das Licht der Sonne erblickte, war ich in Sevilla, und zwar im Schlachthaus, welches vor dem Thor de la Carne steht; daher könnte ich mir einbilden, wenn ich das wäre, was ich nachher sagen werde, daß meine Eltern Hatzhunde gewesen sind, und zwar von der Raçe, welche von jenen schmutzigen Leuten aufgezogen werden, die man Metzgerknechte nennt. Der Erste, den ich

als meinen Herrn erkannte, war ein gewisser Nicolas, genannt Stumpfnase, ein kräftiger, untersetzter und cholerischer Junge, wie die vom Metzgerhandwerk gewöhnlich zu seyn pflegen. Dieser Nicolas richtete mich, nebst andern Ködern, und in Begleitung einiger alten Hatzhunde, ab, Stiere anzufallen und sie an den Ohren zu packen. Mit großer Leichtigkeit übertraf ich alle Andern in diesem Geschäft.

Scipio.

Darüber wundere ich mich nicht, Berganza; denn da das Zerfleischen und Zerreißen unserer Natur als Trieb inne wohnt, so lernen wir es auch leicht ausführen.

Berganza.

Was soll ich dir davon sagen, Bruder Scipio, was ich in diesem Schlachthause sah, und was soll ich dir von den außerordentlichen Dingen erzählen, die dort vorgehen? Für's Erste mußt du wissen, daß alle die Leute, welche dort zu thun haben, vom Geringsten bis zum Größten, ein weites Gewissen haben, und entmenschte, seelenlose Kerle sind, die weder vor dem König, noch vor der Justiz Respect haben, und fast Alle im Concubinat leben. Sie sind wahre Raubvögel, die sich von Fleisch nähren, und sie ernähren sich und ihre Mädchen mit dem, was sie stehlen. An allen Fleischtagen kommen Morgens früh, schon vor Tagesanbruch, eine Menge Mägde und Knechte nach dem Schlachthaus mit leeren Quersäcken, die sie voll mit Fleischstücken wegtragen, und da nehmen sie die Ribbstücke sammt den Wirbeln und halbe Lendenstücke mit fort. Nie wird ein Thier geschlachtet, von welchem dieses Volk nicht den Brustkern und den Schlachtbraten, als das Saftigste und Schmackhafteste, wegnimmt. Da in

Sevilla kein Fleischbeschauer da ist, so kann ein Jeder schlachten, was er will. Daher ist das Thier, welches zuerst geschlachtet wird, entweder das beste oder das wohlfeilste, und deßwegen ist immer Ueberfluß an Fleisch vorhanden. Die Herren suchen sich sehr dem guten Volke, das ich bereits geschildert habe, zu empfehlen, nicht deßwegen, damit sie nicht stehlen sollen, denn dies wäre eine Unmöglichkeit, sondern damit sie wenigstens in den heimlichen Schnitten, die sie den geschlachteten Thieren, um gute Stücke auf die Seite zu schaffen, beibringen, nicht gar zu zerstörend verfahren, denn sie pflegen diese auszuasten und zu beschneiden, als wären es Weinreben oder Weidenbäume. Nichts aber machte mich mehr staunen und erschien mir schlechter, als daß ich ansehen mußte, wie diese Metzger mit derselben Leichtigkeit einen Menschen umbringen, wie sie eine Kuh schlagen. Um einer wahren Lumperei willen greifen Zwei oder Drei nach ihren Metzgermessern mit gelbem Heft, und schlitzen Einem den Bauch auf, wie wenn sie einen Stier knickten. Es ist ein wahres Mirakel, wenn ein Tag ohne Händel, ohne Wunden und zuweilen ohne Todtschlägerei vorübergeht. Alle rühmen sich, tapfere Leute zu seyn, und sind am Ende nichts Anderes, als feige kupplerische Schufte. Kein Einziger ist unter ihnen, der nicht auf dem Platze San Francisko irgend einen Schutzengel hätte, den er mit Lendenbraten und Ochsenzungen füttert;[1] kurz, ich habe einen sehr gescheiten Mann sagen hören: Es gebe drei Dinge in Sevilla, die der König noch zu erobern habe, nämlich: die Straße de la Caza, die Costanilla[2] und das Schlachthaus.

[1] Cervantes versteht unter diesen Schutzengeln die Diener der Gerechtigkeit.

[2] Stadtviertel, wo der Pöbel wohnt.

Scipio.

Wenn du dich damit aufhältst, Freund Berganza, die Verhältnisse der Herren, die du hattest, zu beschreiben, und die Schändlichkeiten, die bei ihrem Handwerk vorkommen, wie du es so eben gethan hast, zu schildern, so wird es nöthig seyn, daß wir uns vom Himmel die Gabe, sprechen zu können, für ein ganzes Jahr ausbitten, und ich fürchte sehr, daß du bei dem Schritte, den du angeschlagen hast, deine Geschichte nicht wirst zur Hälfte erzählen können. Dabei will ich dich auf etwas aufmerksam machen, das dir vollkommen klar werden wird, wenn ich dir meine Lebensverhältnisse erzählen werde, nämlich darauf, daß es Erzählungen gibt, welche bloß durch ihren Inhalt lieblich sind und von selbst Grazie und Anmuth in sich enthalten, und wieder andere, die nur durch die Art, wie sie erzählt werden, genießbar sind. Um es besser zu sagen, es gibt Erzählungen, welche ergötzen, obgleich sie ohne Einleitungen und Ausschmückungen schöner Phrasen gefallen, und dagegen wieder andere, die es durchaus nöthig haben, daß man sie mit Worten ausschmückt und mit Bewegungen des Gesichts und der Hände begleitet, und dabei die Stimme verändert, um aus einem Nichts Etwas zu machen, so daß sie scharfsinnig und geschmackvoll erscheinen, ob sie gleich kraftlos und schwächlich sind. Ich bitte dich, diese Bemerkung ja nicht außer Acht zu lassen, um sie auf das, was du noch zu sagen hast, als Regel anzuwenden.

Berganza.

Wo möglich will ich diese Regel befolgen, vorausgesetzt, daß das überaus große Vergnügen, so ich am Sprechen

finde, mich nicht in Versuchung führt; daher ich fast glauben möchte, daß es außerordentlich schwer halten wird, mich in den gehörigen Schranken zu halten.

Scipio.

Halte deine Zunge im Zaum, denn die Zunge ist die Anstifterin des größten Unglücks im menschlichen Leben.

Berganza.

Um den Faden meiner Erzählung wieder aufzufassen, sage ich dir nun, daß mein Herr mich lehrte, einen Korb im Maule zu tragen und ihn gegen Jedermann zu vertheidigen, der mir ihn nehmen wollte; zugleich zeigte er mir das Haus seiner Geliebten, wodurch es überflüssig wurde, daß man das Dienstmädchen nach dem Schlachthaus schickte, denn ich trug mit Tagesanbruch Alles dorthin, was er die Nacht über gestohlen hatte. Eines Tages, als ich gerade in der Morgendämmerung mit großer Vorsicht meine Fleischportion trug, hörte ich von einem Fenster herab mich beim Namen rufen; ich blickte empor und sah ein Mädchen, das außerordentlich schön war. Da blieb ich ein wenig stehen, und sie kam an die Hausthüre herunter und rief mich fortwährend beim Namen; ich aber trat auf sie zu, um zu sehen, was sie von mir wollte. Dies war nun nichts Anderes, als daß sie mir das Fleisch, so ich in dem Korbe hatte, nahm und statt dessen einen alten Pantoffel hineinsteckte, worüber ich bei mir selbst dachte: Das Fleisch ist eben zum Fleisch gegangen. Das Mädchen aber, das mir das Fleisch genommen hatte, rief mir zu: „Geh' fort, Sperber, oder wie du heißt, und richte dem Nicolas Stumpfnase, deinem Herrn, aus: Er soll in Zukunft nimmer Thieren vertrauen, und

daß man auf der Huth seyn soll, wo man den Fuchs riecht.“ Es wäre für mich ein Leichtes gewesen, ihr das, was sie mir genommen hatte, wieder zu entreißen; allein ich wollte das nicht, um ihre weißen und zarten Hände nicht mit meinem schmutzigen Geifermaule zu besudeln.

Scipio.

Daran hast du recht gut gethan, denn die Schönheit hat das Vorrecht, daß man immer Respect vor ihr haben muß.

Berganza.

Also machte ich es und ging ohne das Fleisch, aber mit dem Pantoffel, zu meinem Herrn zurück. Der schien zu finden, daß ich etwas früher als gewöhnlich komme, und als er den Pantoffel sah, bildete er sich gleich ein, was vorgegangen war, griff nach seinem Messer und stach nach mir so wüthig, daß, wenn ich nicht auf die Seite gesprungen wäre, du in deinem ganzen Leben weder von dieser noch von den vielen andern Erzählungen, die ich dir noch preisgeben will, nicht ein Wort hören würdest. Ich machte mich nun so schnell als möglich aus dem Staube und lief nach San Bernardo, wo ich in den gesegneten Gefilden, denen mich das Schicksal zuführte, verweilte.

Diese Nacht schlief ich unter freiem Himmel und den andern Tag führte mir mein gütiges Schicksal eine Heerde oder einen Trupp Schafe und Hämmel zu. Sobald ich diese sah, glaubte ich nunmehr ein glückliches Loos gefunden zu haben, denn es schien mir ein Amt, das besonders der Natur der Hunde zusage, Heerden zu bewachen. Denn dies ist ein Geschäft, wo sich außerordentlich viel Tugend

entwickeln läßt, indem es ohne Zweifel etwas Großes ist, vor der Uebermacht der Stolzen und Mächtigen die Schwachen und Demüthigen zu bewahren und zu vertheidigen. Kaum hatte einer der drei Hirten, welche die Heerde hüteten, mich gesehen, als er mit dem Ausruf: „To, To!“ mich lockte, und ich, der ich sah, daß er meinen Wünschen entgegenkam, lief mit gesenktem Kopf auf ihn zu und wedelte mit dem Schwanz. Er klopfte mir mit der Hand auf den Rücken, öffnete mir das Maul, spuckte mir hinein, betrachtete meine Fangzähne, woraus er mein Alter erkannte, und sagte dann zu den andern Schäfern, ich habe alle Zeichen eines guten Zuchthundes. In diesem Augenblicke kam der Eigenthümer der Heerde auf einer Schimmelstute, mit kurzgeschnallten Bügeln, mit einer Lanze und einem Schilde bewaffnet, herbei, so daß er eher das Ansehen eines Vorpostens an der Küste, als eines Schäfereibesitzers hatte. Dieser fragte den Hirten: „Was ist das für ein Hund? er scheint von guter Raçe zu seyn?“ — „Das kann Euer Gnaden sicher glauben,“ erwiderte der Hirte, „ich habe ihn genau untersucht und kein Zeichen an ihm gefunden, das nicht sicher andeutet und verspricht, er werde einmal ein großer Hund werden; so eben kam er hier an, ich weiß aber nicht, wem er gehört, obgleich mir wohl bekannt ist, daß er keinem benachbarten Schäfer angehören kann.“ — „Wenn es sich so verhält,“ erwiderte der Herr, „so gib ihm gleich Leo's Halsband, der gestern eingegangen ist, und gib ihm die Ration der übrigen Hunde; sieh aber zu, daß du ihm schmeichelst so viel du kannst, damit er Zuneigung zur Heerde bekommt und von heute an sich an sie gewöhnt.“ — Mit diesen Worten ging der Herr fort, und der Schäfer legte mir ein Halsband an, das voll von eisernen Stacheln war, nachdem er mir zuerst in

einem Kübel eine große Quantität Brodschnitten mit Milch gegeben hatte. Zugleich gab er mir einen Namen und hieß mich Barcino. Bei meinem zweiten Herrn und meinem neuen Geschäfte lebte ich im Ueberfluß und zufrieden, und zeigte mich in der Bewachung der Heerde sehr sorgfältig und aufmerksam, indem ich sie nie verließ, ausgenommen um die Stunde der Siesta, die ich entweder im Schatten eines Baumes, oder eines Abhanges, eines Felsen, oder eines Gesträuches, zuweilen auch an dem Rande eines kleinen Baches, deren viele in der Gegend flossen, zubrachte. Diese meine Ruhestunden verbrachte ich aber nicht ganz träge, sondern strengte mein Gedächtniß an, um über viele Dinge nachzusinnen; wobei ich mich besonders mit dem Leben beschäftigte, das ich im Schlachthause geführt und mit angesehen hatte, und über meinen frühern Herrn, so wie das Betragen aller seiner Genossen nachdachte, und mich erinnerte, wie sie der unverschämten Genußsucht ihrer sogenannten Freundinnen fröhnten. Ach, was für Dinge könnte ich dir nun davon erzählen, was ich Alles in der Schule jener Fleischbank gesehen habe; bei der Dame meines Herrn! aber ich will hierüber schweigen, denn ich möchte nicht für einen breiten Schwätzer und Verläumder gelten.

Scipio.

Nach dem, was ich gehört habe, that ein großer Dichter des Alterthums den Ausspruch: es sey eine schwere Sache, keine Satyren zu schreiben, und ich gebe zu, daß du ein Bischen schimpfen kannst, aber nur für den äußersten Glanz, es dringt nicht in's Blut; um es deutlicher zu sagen, du bezeichnest die Sachen bloß, verwundest sie aber nicht, so daß bei der bezeichneten Sache kein Mensch todtgeschlagen wird. Die Satyre aber, die Einen todtschlägt, taugt nichts,

ob sie gleich viel Lachen erregt; wenn du jedoch ohne sie ergötzen kannst, so werde ich dich für sehr weise halten.

Berganza.

Ich will deinen Rath befolgen, und erwarte mit großer Spannung die Zeit, wo du mir deine Abenteuer erzählen wirst, denn während dieser Erzählung werde ich die Mängel der meinigen zu erkennen und zu verbessern im Stande seyn, denn ohne Zweifel läßt sich hoffen, du werdest deine Erzählung auf eine Weise vortragen, daß sie zugleich ergötzt und unterrichtet. Indem ich nun aber den zerrissenen Faden meiner Erzählung wieder aufnehme, bemerke ich, daß ich in den schweigsamen und einsamen Stunden meiner Siesten unter andern Dingen die Bemerkung machte, das, was ich früher von dem Leben der Hirten hatte erzählen hören, sey nicht wahr, wenigstens das, wovon die Geliebte meines Herrn in ihren Büchern zu lesen pflegte, wenn ich zuweilen bei ihr war. Alle diese Bücher sagten: die Hirten bringen ihr ganzes Leben mit Gesang und Musik zu, indem sie auf Sackpfeifen, Schalmeyen und Querflöten bliesen, und Stockgeigen nebst andern außergewöhnlichen Instrumenten spielten. Oft hörte ich ihrer Lectüre zu, und da kam, wie der Hirte Anriso lieblich und göttlich das Lob der unvergleichlichen Belisarda sang, und wie kein Baum in den Bergen Arkadiens gewesen sey, in dessen Schatten er sich nicht gesetzt hätte, um zu singen, von dem Augenblick an, wo der Sonnengott sich den Armen Aurorens entwand, um in die der Thetis zu sinken. Ja, selbst nachdem die schwarze Nacht über das Angesicht der Erde ihre düstern und dunkeln Flügel breitete, hielt er nicht ein, seine Klagen zu singen oder besser, zu weinen. Dabei vergaß das Buch nicht den Schäfer

Elicio, der, mehr sentimental als kühn, wie die Sage ging, weder seine Liebe noch seine Heerde achtete und um fremden Kram sich bekümmerte. Ebenso war von dem großen Schäfer Filida die Rede, der ein einziger Maler eines einzigen Gemäldes gewesen sey, aber mehr Selbstvertrauen als Glück gehabt habe. Zugleich war von den Ohnmachten des Sireno und der Reue der Diana die Rede, welche Gott und der weisen Felicia dankte, die mit ihrem Zauberwasser jenes Machwerk der heimlichen Liebesverständnisse zerstörte und jenes Labyrinth von unglücklichen Verzweigungen zu einem Lustgarten umschmückte.[1] Dabei erinnerte ich mich vieler anderen Bücher dieser Gattung, so ich hatte lesen hören; allein es war nicht der Mühe werth, sie im Gedächtniß zu behalten.

Scipio.

Freund Berganza, du befolgst meinen Rath nicht; schimpfe, stachle, sey listig, nur sey deine Absicht rein, obgleich es deine Zunge nicht erscheint.

Berganza.

In diesen Materien stolpert die Zunge niemals, wenn nicht zuerst die Absicht einen Fall gethan hat; allein wenn ich zufälligerweise aus Nachlässigkeit oder Bosheit in die Satyre falle, so werde ich Keinem, der mich darüber tadelt, das antworten, was ein gewisser Mauleon, ein alberner Poet und seines Zeichens eine Art von Hofnarr, von der Academie der Nachahmer, Einem antwortete, der ihn fragte:

[1] Cervantes spielt hier auf die in der Diana vorkommenden Abenteuer und Personen an; dies ist eine Hirtenerzählung in Prosa und Versen, von Joaze de Montemayor.

was ex ungue leonem heiße? Das heißt, den Deckel vom Topf!

Scipio.

Das war die Antwort eines Pinsels, aber wenn du gescheit wärest, oder es seyn wolltest, so solltest du nichts sagen, worüber du dich nachher entschuldigen müßtest. Erzähle weiter.

Berganza.

Ich will nur sagen, daß alle Gedanken, von welchen ich gesprochen habe, und noch weit mehr, in mir die Ueberzeugung begründeten, daß das Thun und Treiben meiner Schäfer und auch aller Derjenigen, die in der Gegend Schafe hüteten, durchaus von dem verschieden war, was ich von den Schäfern, die in Büchern vorkommen, hatte lesen hören. Denn wenn die meinigen sangen, so waren es keine wohlcomponirte und mit Trillern schön aufgeputzte Arien, sondern: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg," „Hannchen geht zum Brunnen," und andere weiter. Dies Alles aber nicht zum Klang von Stockgeigen, Querpfeifen oder Dudelsäcken, sondern ihre ganze Musik war, daß sie die Hirtenstäbe zusammenschlugen, oder mit kleinen Holzstückchen klapperten, die sie zwischen den Fingern hielten. Ihre Stimmen waren aber nicht so überaus zart, klangreich und bewundernswürdig; sondern recht rauh, so daß es mir oft vorkam, mochten sie allein oder zusammen singen, es wäre kein Gesang, sondern ein Schreien oder Grunzen. Den größten Theil des Tages brachten sie damit zu, daß sie sich flohten oder ihre Schuhe flickten; auch hörte man unter ihnen keine Namen, wie Amarilis, Phillis, Galatea oder Diana; auch nicht Lisardo, Lauso, Jacinto

oder Riselo, sondern sie hießen: Anton, Peter, Paul, Lorenz u. s. w. Daher kam ich nun in meinen Gedanken zu der Ansicht, die doch alle vernünftigen Leute glauben müssen, diese Bücher enthalten sammt und sonders Träumereien, die zur Unterhaltung müßiger Köpfe gut geschrieben seyen, aber durchaus keine Wahrheiten aussprechen; denn wenn alles dies Zeug wahr wäre, so hätte ich doch unter meinen Schäfern wenigstens ein Ueberbleibsel von diesem seligen Leben, jenen lieblichen Wiesen, geräumigen Forsten, heiligen Bergen, köstlichen Gärten, klaren Bächen und cristallenen Quellen finden sollen, und Liebeserklärungen sehen können, die eben so schön ausgesprochen als ehrsam hätten seyn müssen. Hier hätte ein Schäfer und dort eine Schäferin in Ohnmacht fallen, hier die Schalmeye und dort die Querflöte ertönen sollen.

Scipio.

Genug, Berganza, kehre zu deinem Thema zurück und schreite so auf dem alten Wege fort.

Berganza.

Ich danke dir, Freund Scipio, denn wenn du mich nicht aufmerksam darauf gemacht hättest, so hätte ich mir die Zunge müde geschwatzt, ehe ich aufgehört hätte, dir den Inhalt der Bücher zu erklären, die mich so sehr betrogen hatten. Allein es wird eine Zeit kommen, in der ich dies Alles auf bessere Weise aussprechen und mit besserer Rednergabe vortragen werde, als jetzt.

Scipio.

Schau' auf deine Füße und du wirst dein Pfauenrad bald zusammenlegen, Berganza; ich will dir damit sagen: denke nur immer daran, daß du ein Thier bist, das keine Vernunft hat, und wenn du jetzt auf Augenblicke etwas der Art zu haben scheinst, so bedenke nur immer, daß dies bei uns Beiden eine übernatürliche und unerhörte Sache ist.

Berganza.

Dem wäre also, wenn ich noch in meiner frühern Ignoranz verharrte. Aber nun, da mir Dinge in's Gedächtniß kommen, die ich dir am Anfang unsers Gespräches eigentlich hätte sagen sollen, wundere ich mich nicht nur nicht darüber, daß ich spreche, sondern noch weit mehr darüber, wie man es über's Herz bringen kann, so viele Dinge unbesprochen zu lassen.

Scipio.

Wohlan, kannst du jetzt nicht alles das sagen, dessen du dich erinnerst?

Berganza.

Es ist eine gewisse Geschichte, die zwischen mir und einer großen Hexe vorging, welche die Schülerin der Camacha de Montilla ist.

Scipio.

Ich bitte dich, sie mir zu erzählen, ehe du in der Erzählung deiner Lebensgeschichte fortfährst.

Berganza.

Nein, das thue ich gewiß nicht, bis es an seiner Zeit ist. Sey geduldig und höre meine Abenteuer der Ordnung nach an, und ich versichere dir, die Erzählung derselben wird dir mehr Vergnügen machen, als wenn du die Mitte vor dem Anfang, aus lauter Unmuth, zu hören begehrst.

Scipio.

Sey kurz, und erzähle was du willst und wie du willst.

Berganza.

Ich erzähle dir also, daß ich mich bei meinem Geschäfte, Schafe zu hüten, recht gut befand; denn es schien mir, daß ich mein Brod im Schweiße meines Angesichts verzehre, und daß die Trägheit, die Wurzel und Mutter alles Uebels, mir nichts anhaben konnte. Denn in der That, wenn ich mich den Tag hindurch auch amüsirte, so schlief ich Nachts nicht, denn die Wölfe machten häufig auf uns Angriffe und hielten uns in beständiger Bewegung. Kaum hörte ich die Schäfer zu mir sagen: „Ein Wolf, Barcino!“ als ich vor den andern Hunden gegen den Ort zulief, wo sie mir sagten, daß der Wolf stehe. Da lief ich durch Thäler, durchsuchte Berge, durchstreifte Wälder, sprang über Gräben, durchkreuzte Straßen und kam mit Tagesanbruch zur Heerde zurück, ohne weder den Wolf noch seine Fährte gefunden zu haben, keuchend, matt, halb zerfetzt, indem ich mir die Füße an Dornen und Splittern oft verwundete, und fand dann erst nicht selten bei der Heerde ein Schaf todt

oder einen Hammel erwürgt und halb vom Wolfe gefressen. Das brachte mich nun fast zur Verzweiflung, daß ich sehen mußte, wie wenig mein Fleiß und meine Sorgfalt genützt hatte. Zuweilen kam der Eigenthümer der Heerde, und nun traten die Hirten vor ihn und zeigten ihm die Füße des zerrissenen Stück Viehes. Er beschuldigte die Schäfer der Nachlässigkeit und sagte, man solle die faulen Hunde züchtigen, und dann regnete es auf uns Stockstreiche, ganz nach Maßgabe des Tadels, den sie erhalten hatten. Da ich mich eines Tages schuldlos gezüchtigt sah, indem weder meine Sorgfalt, noch meine Schnelligkeit und mein Muth vermochten, eines Wolfes habhaft zu werden, beschloß ich bei mir selbst, den Stiel umzukehren, wie man zu sagen pflegt. Ich ging nämlich, als man mich ausschickte, um den Wolf zu suchen, nicht wie gewöhnlich von der Heerde weg, sondern blieb in der Nähe, um den Wolf um so sicherer fangen zu können, wenn er käme. Jede Woche wurde in einer recht dunkeln Nacht Lärm geschlagen, so daß das Dunkel uns hinderte, die Wölfe zu sehen, vor denen man unmöglich die Heerde bewahren konnte. Da drückte ich mich einmal hinter einer Staude platt auf den Boden und ließ die andern Hunde vorausgehen; von dort aus aber suchte ich genau Alles zu belauschen, und sah, daß die Hirten einen der besten Hämmel des Pferches ergriffen und ihn auf eine Weise tödteten, daß es am andern Morgen ganz das Aussehen hatte, als ob der Wolf sein Henker gewesen sey. Da erstarrte ich fast vor Staunen ob der Entdeckung, daß die Schäfer selbst die Wölfe waren, und daß diejenigen, deren Aufgabe es war, die Schafe zu hüten, ihre eigenen Schützlinge zerfleischten. Sogleich berichteten sie ihrem Herrn, der Wolf habe abermals einen Angriff gemacht, und übergaben ihm dabei das Fell und

einen Theil des Fleisches, die besten Stücke aber verspeisten sie selbst. Der Herr kam nun wieder zurück und zankte sie aus, worauf wir Hunde abermals Schläge bekamen. Wölfe gab es keine, die Heerde wurde dennoch aber immer kleiner, ich hätte zwar gern Alles entdeckt, aber ich war ja stumm. Alles dies erfüllte mich eines Theils mit Verwunderung über die Schlechtigkeit der Schäfer, und andern Theils mit Klagen über mein Unglück. Helfe mir Gott! sprach ich bei mir selbst; wer vermag diesem Uebel abzuhelfen? Wer wird mächtig genug seyn, hier an das Tageslicht zu bringen, daß die Vertheidigung zur Beleidigung wird, daß die Schildwachen schlafen, daß die, denen man vertraut, rauben, und daß man die Wächter mißhandelt?

Scipio.

Das hast du sehr gut gesagt, Berganza, denn es gibt keinen größern und keinen abgefeimtern Spitzbuben, als den Hausdieb; und daher gehen weit mehr Leute, die Vertrauen hegen, zu Grunde, als Leute, die immer auf ihrer Huth sind. Das Schlimmste ist aber das, daß es unmöglich ist, in dieser Welt glücklich zu leben, wenn das gegenseitige Vertrauen fehlt; aber damit wollen wir das bewenden lassen, denn es soll nicht aussehen, als wären wir Prediger. Erzähle weiter.

Berganza.

Ich erzähle weiter und sage dir, daß ich beschloß, dieses Handwerk zu verlassen, ob es gleich seine recht guten Seiten hatte, und mir ein anderes auszuwählen, bei welchem ich, in Erfüllung meiner Pflicht, sollte ich auch keine besondere Belohnung erhalten, doch nicht gezüchtigt würde; daher ging

ich nach Sevilla zurück und trat bei einem sehr reichen Kaufmann in Dienste.

Scipio.

Wie hast du es denn angegriffen, um wieder einen Herrn zu bekommen? Denn nach dem gewöhnlichen Weltlauf ist es heutzutage sehr schwierig, einen Dienst bei einem ordentlichen Herrn zu erhalten. Denn die Herren der Erde sind sehr verschieden vom Herrn des Himmels. Wenn diese einen Diener anstellen wollen, so untersuchen sie vorher seinen Stammbaum, prüfen ihn auf seine Fähigkeit und sehen darauf, ob er einen guten Anstand habe; wobei sie sogar wissen wollen, was für Kleider er hat. Vor Gott aber ist der Aermste der Reichste, der Demüthigste der Vornehmste, und das Einzige, was er in seinem Dienst verlangt, ist Reinheit des Herzens: besitzt ihr diese, so setzt er euch gleich auf die Liste seiner Diener, und dann erhaltet ihr einen so herrlichen Sold, so groß und so köstlich, daß alle eure Wünsche übertroffen werden.

Berganza.

Aber, Freund Scipio, alles dies sieht einer Predigt gleich.

Scipio.

So kommt es auch mir vor, und daher will ich schweigen.

Berganza.

Auf deine Frage, wie ich es angegriffen habe, einen

neuen Herrn zu bekommen, erwidere ich dir, daß nur Demuth die Basis und das Fundament aller Tugenden ist, denn ohne sie gibt es keine Tugend. Sie ebnet Schranken und andere Hindernisse, sie überwindet schwierige Verhältnisse und ist überhaupt eine Eigenschaft, die uns zu glorreichem Ende führt. Aus Feinden macht sie Freunde, besänftigt den Zorn der Aufgebrachten und mindert die Anmaßung der Stolzen. Sie ist die Mutter der Bescheidenheit und die Schwester der Mäßigung. Kurz, wo sie waltet, kann das Laster keinen Triumph feiern, der ihm irgend zum Vortheil gereicht; denn an der Weichheit und Lieblichkeit der Demuth wird der Pfeil der Sünde stumpf und verliert seine Spitze. Diese Tugend machte ich mir zu Nutz, als ich in einem Hause in Dienste treten wollte. Zuerst betrachtete ich das Haus nach allen Seiten ganz genau, ob es wohl dazu geschaffen sey, einen großen Hund beherbergen und ernähren zu können. Sodann legte ich mich neben die Thüre, und wenn nach meinem Dafürhalten ein Fremder eintreten wollte, so bellte ich ihn an. Kam aber der Herr, so ging ich mit gesenktem Kopf auf ihn zu, wedelte mit dem Schwanz und leckte ihm die Schuhe ab. Wollte man mich mit Schlägen davontreiben, so hielt ich sie aus und schmeichelte mit demselben wohlgefälligen Betragen dem, der mich schlug. Hierauf kam aber Niemand wieder, um mich zu schlagen, indem die Leute meinen edlen Entschluß und meine Anhänglichkeit erkannten. Auf diese Weise blieb ich nach zwei Proben in dem Hause; ich diente gut, und die Leute hatten mich bald lieb gewonnen, so daß es keinem Menschen einfiel, mir den Abschied zu geben, wenn ich mich nicht selbst verabschiedet hätte, oder, um es besser zu sagen, davon gelaufen wäre, aber daran war mein Herr nicht Schuld, und ich wäre noch bis auf diesen Tag

bei ihm, um sein Haus zu bewachen, wenn nicht mein unglückliches Schicksal mich verfolgt hätte.

Scipio.

Auf dieselbe Weise, wie du erzähltest, hatte ich mit den Herren, bei denen ich gewesen bin, angebunden, und es scheint fast, als hätten wir dieselben Gedanken gehabt.

Berganza.

Wie wir darin und noch in manchen andern Sachen einen Sinn gehabt haben, wenn ich mich nicht täusche, darüber will ich seiner Zeit mit dir sprechen, wie ich dir versprochen habe. Nun aber merke auf das, was mit mir vorging, nachdem ich die Heerde verlassen hatte, die unter der Obhut jener elenden Schufte zu Grunde ging. Ich ging, wie ich bereits gesagt habe, nach Sevilla zurück; eine Stadt, welche das Asyl der Armen und der Zufluchtsort der Unglücklichen ist; denn in dem Gewühle dieser großen Stadt werden einerseits die Geringen aufgenommen, anderseits bemerkt man selbst die Großen beinahe nicht. Ich legte mich vor die Thüre eines großen Hauses, das einem Kaufmann angehörte, und gewann, nachdem ich mich als einen treuen, aufmerksamen und wachsamen Hund zeigte, nach kurzer Zeit Eintritt in dieses Haus. Den Tag über legte man mich hinter der Hausthüre an und ließ mich während der Nacht los. Ich diente mit großer Sorgfalt und Treue, bellte die Fremden an und knurrte, wenn ein weniger bekannter Besucher in das Haus trat. Nachts schlief ich nicht, sondern durchstöberte den Hof und sprang sogar auf den Altanen umher, indem ich dem Hause meines Herrn und denen der Nachbarn auf diese Weise als Schildwache diente. Mein Herr war so

gut mit meinen Diensten zufrieden, daß er befahl, mich gut zu behandeln; daher erhielt ich nicht nur meine Ration an Brod und Knochen, die von seinem Tische übrig blieben, sondern auch die Ueberbleibsel der Küche. Ich zeigte dadurch meinen Dank, daß ich, wenn ich meinen Herrn sah, besonders wenn er von einem Ausgange nach Hause kam, Freudensprünge machte und auf alle mögliche Weise meine Anhänglichkeit zu erkennen gab. Diese Freudenbezeigungen aller Art hatten die Folge, daß mein Herr befahl, mich bei Tag und bei Nacht frei zu lassen. Sobald ich mich frei sah, lief ich auf ihn zu und sprang um ihn herum, ohne es zu wagen, sein Kleid mit meinen Vordertatzen zu berühren, denn ich erinnerte mich an die Fabel des Aesop, welcher von einem Esel erzählt, daß er als tölpischer Esel seinem Herrn auf dieselbe Art habe liebkosen wollen, wie ein Schoßhündchen, das gewohnt war, auf ihn zuzuspringen, wodurch er nichts gewann, als eine tüchtige Tracht Schläge. Die gute Lehre in dieser Fabel scheint mir die zu seyn, daß die Höflichkeitsbezeigungen und zierlichen Manieren des Einen für Andere durchaus unpassend sind. Der Possenreißer mag seinen Witz spielen lassen, der Gaukler durch Geberdenspiel und Tanzkünste belustigen, der Tagdieb schreien wie ein Esel, und den Gesang der Vögel so wie die verschiedenen Gesticulationen von Thieren und Menschen mag ein solcher Kerl darstellen, wenn er sie gut auffaßt, aber ein Mann von Ansehen soll dergleichen auf keine Weise ausüben, denn derlei Talente geben ihm weder einen guten Ruf, noch irgend ein ehrenvolles Aussehen.

Scipio.

Genug, Berganza, und weiter im Text, du wirst verstanden.

Berganza.

O möchten doch Alle, für die dies gemünzt ist, mich so verstehen, wie du mich verstehst! Aber ich weiß nicht, ob dies von einem guten Naturell kommt, allein es macht mich ungeheuer mißmuthig, wenn ich sehen muß, daß ein Mann von Ansehen den Possenreißer spielt und sich damit rühmt, daß er den Würfelbecher zu handhaben versteht, einige Taschenspielerkünste weiß und Jedermann versichern kann, er tanze die Chacona so vortrefflich, daß er von keinem Menschen zu übertreffen sey. Ich kenne einen Edelmann, der sich damit rühmte, er habe einmal während des Gebetes des Sakristans zweiunddreißig Papierblumen ausgeschnitten, welche für die heiligen Kerzen bestimmt gewesen seyen. Auf diese ausgeschnittenen Blumen aber war er so stolz, daß er seine Freunde hinführte, um sie zu sehen, wie man die Freunde einladet, die Fahnen und Beutestücke zu betrachten, die man dem Feinde abgenommen und auf den Grabmälern der Väter und Vorväter niedergelegt hat.

Dieser Kaufmann, um wieder auf ihn zu kommen, hatte zwei Söhne, davon der eine zwölf und der andere beinahe vierzehn Jahre alt war; Beide aber studirten bei den Vätern der Gesellschaft Jesu die Grammatik. Diese Söhne pflegten mit großem Pomp nach ihrem Collegium zu gehen, und zwar in Begleitung eines Hofmeisters und zweier Pagen, welche ihnen die Bücher und das, was man Vademecum nennt, trugen. Wenn es regnete, so fuhren sie in der Kutsche, beim Sonnenscheine ritten sie, und da machte ich bei diesem prunkhaften Wesen die Bemerkung, wie dagegen ihr Vater so außerordentlich einfach nach der Börse ging, um seine Geschäfte zu betreiben, denn dieser nahm nur einen Neger mit, und vergaß sich

zuweilen so weit, daß er einen kleinen Maulesel bestieg dessen Sattel und Zeug mit dem geringen Werth des Thieres im Verhältniß stand.

Scipio.

Du mußt wissen, Berganza, daß es bei den Kaufleuten von Sevilla, so wie auch bei denen anderer Städte, eine Sache der Gewohnheit und des Charakters ist, ihr Ansehen und ihren Reichthum nicht an sich selbst, sondern an ihren Söhnen zu zeigen. Die Kaufleute selbst aber sind in ihrem Schatten größer als in ihrer Person, und da sie nicht leicht etwas Anderes als ihre Einkäufe und ihre Verkäufe besorgen, so ist ihr Aufzug immer außerordentlich bescheiden. Auf der andern Seite läßt sie aber ihr Stolz und ihr vieles Geld nicht ruhen, und geht daher auf ihre Söhne über, die sie mit demselben Prunke ausstatten und mit derselben Hochachtung behandeln lassen, als wären sie Söhne eines Fürsten. Dies geht so weit, daß einige derselben für ihre Söhne Titel kaufen und dafür sorgen, ihnen irgend eines der Abzeichen auf die Brust zu verschaffen, wodurch sich der Adel so sehr von dem gemeinen Volk unterscheidet.

Berganza.

Dies ist Ehrsucht, aber eine Gattung der Ehrsucht, die insofern edel ist, weil sie sich nicht bemüht, ihren Stand durch Nachtheil eines Dritten zu heben.

Scipio.

Selten, oder beinahe nie aber erfüllt die Ehrsucht ihren Zweck, ohne den Schaden eines Andern herbeizuführen.

Berganza.

Wir haben bereits mit einander beschlossen, nichts Nachtheiliges über die Leute zu reden.

Scipio.

Freilich, aber ich sage Niemanden etwas Böses nach.

Berganza.

Nunmehr sehe ich die Wahrheit dessen deutlich ein, was ich so häufig habe sagen hören. Ein böswilliger Verläumder macht in kurzer Zeit zehn Ahnenschaften zunichte, und verläumdet dabei zwanzig brave Leute; tadelt ihn aber Jemand über das, was er gethan hat, so antwortet er: er habe nichts gesagt, wenn er aber irgend etwas gesagt habe, so habe er es gewiß nicht so gesagt und auch durchaus nicht die Absicht gehabt, durch das, was er gesagt habe, irgend Jemanden Schaden zuzufügen. Meiner Treu, Scipio, das muß ein sehr umsichtiger Mann seyn und ungemein vorsichtig in Allem, und darf keinen Augenblick auf's hohe Pferd sitzen, wer sich nur zwei Stunden lang mit Jemand unterhalten will, ohne die Grenzen der übeln Nachrede zu berühren. Und ich bemerke an mir selbst, der ich doch ein Thier bin, wie andere auch, daß ich keine vier Worte sprechen darf, ohne daß mir Redensarten auf die Zunge kommen, wie Fliegen an den Wein, alle bösartig und übel gesinnt. Daher muß ich wiederum aussprechen, was ich bereits gesagt habe, daß wir die Sucht, Böses zu thun und Schlimmes nachzureden, von unsern frühesten Voreltern geerbt und mit der Muttermilch eingesogen haben. Dies sieht man auf das deutlichste daran, daß das Kind nicht

so bald seine Wickelbinde verlassen hat, als es mit den Zeichen der Rachsucht die Hand gegen den aufhebt, von dem es beleidigt zu werden glaubt. Und beinahe das erste articulirte Wort, das es ausstößt, ist, daß es seine Amme oder seine Mutter ein Luder heißt.

Scipio.

Du hast Recht; ich bekenne meinen Irrthum und bitte dich, mir ihn zu verzeihen, wie ich dir schon so viele verziehen habe. Wir wollen es machen wie die Jungen, uns ein Haar herausreißen und in den Wind blasen, und dabei sagen: „Laßt uns wieder gute Freunde seyn;“ der übeln Nachrede wollen wir uns in Zukunft enthalten. Du aber fahre fort in deiner Lebensgeschichte, wo du stehen geblieben bist, als du den Pomp schildertest, mit welchem die Söhne des Kaufmanns in das Collegium gingen zu den Vätern der Gesellschaft Jesu.

Berganza.

Er ist es, dem ich mich bei jeder Gelegenheit empfehle. Und obgleich ich es für eine schwierige Sache halte, die Gewohnheit der übeln Nachrede zu vermeiden, so denke ich mich eines Mittels zu bedienen, das, wie ich sagen hörte, ein großer Schwörer häufig gebrauchte. Dieser bereute seine üble Gewohnheit, und kneipte sich alsdann, so oft er unversehens schwörte, in die Hand, in den Arm, oder küßte die Erde zur Buße seiner Schuld. Eben so will ich jedesmal, daß ich gegen deine Vorschrift in üble Nachreden verfalle, und fühle, daß ich gegen meine innerste Absicht schimpfe, mich in die Zungenspitze beißen, so daß ich Schmerz empfinde

und meine Schuld einsehe, um nie wieder in denselben Fehler zu verfallen.

Scipio.

Das Mittel, welches du anwenden willst, ist der Art, daß ich glaube, du wirst dich so oft beißen müssen, daß du am Ende gar keine Zunge mehr hast; und dann ist allerdings die Unmöglichkeit der übeln Nachrede gegeben.

Berganza.

Wenigstens werde ich, so viel an mir ist, Alles anwenden, und der Himmel mag das Uebrige in's Reine bringen.

Um aber zu meiner Erzählung zurückzukommen, so habe ich zu sagen, daß die Söhne meines Herrn eines Tages ein Heft in dem Hofe verloren, wo ich gerade war; und da ich von meinem frühern Herrn gelernt hatte, den Fleischkorb zu tragen, so ergriff ich das Vademecum und ging hinter ihnen drein, in der Absicht, nicht von ihnen zu weichen, bis sie am Collegium angekommen waren, und es ihnen auch früher nicht zu geben. Alles geschah nun, wie ich es wünschte; meine Herren sahen mich nicht so bald mit dem Vademecum in dem Munde, das ich mit außerordentlicher Sorgfalt am Bande ergriffen hatte, als sie einen Pagen mit dem Befehle abschickten, es mir abzunehmen; ich ließ mir aber dies nicht gefallen und gab es nicht früher her, als bis ich in den Hörsaal getreten war, was bei allen Studenten großes Gelächter erregte. Nun trat ich zu dem ältesten der Söhne hin und gab ihm nach meinem Bedünken mit außerordentlicher Höflichkeit das Heft in die Hand; sodann aber setzte ich mich bei der Thüre des Hörsals auf die

Hinterbeine und blickte den Professor, der auf dem Katheder Vorlesung hielt, unverwandt an. Welchen Reiz die Tugend beherbergt, weiß ich nicht, und obgleich ich entweder nichts oder doch sehr wenig von der Vorlesung verstand, so fand ich doch bald daran Geschmack, als ich sah, mit welcher Liebe, mit welchem Eifer und Fleiß und mit welcher Zweckmäßigkeit diese segensvollen Väter und Meister ihre Zöglinge unterrichteten, indem sie die zarten Sprößlinge ihrer Jugend an dem Stabe ihrer Weisheit aufrichteten, damit sie keine Verkrümmungen des Wuchses erhielten und in nichts von dem Wege der Tugend abweichen möchten, der ihnen zugleich mit den Wissenschaften gezeigt wurde. Dabei machte ich die Betrachtung, wie in ihrem Tadel Milde, und in ihren Strafen Mitleid war; wie sie mit Beispielen ermunterten und mit Geschenken zum Fleiße anspornten und ihnen mit weiser Vertheilung ihre Arbeiten zukommen ließen; kurz, wie sie die Häßlichkeit und Scheußlichkeit des Lasters ihnen schilderten und die Schönheit der Tugend ausmalten, damit sie das Laster verabscheuen und die Tugend lieben, dadurch aber das Ziel erreichen sollten, für das sie geschaffen wären.

Scipio.

Das hast du sehr gut gesagt, Berganza; denn ich habe von diesen heiligen Brüdern sagen hören, daß es in Beziehung auf Staatsweisheit keine klügeren Leute in der Welt gebe, und daß auf der andern Seite sie so ausgezeichnete Wegweiser und Führer auf der Straße zum Himmel seyen, daß ihnen Wenige gleichkommen. Sie sind Spiegel, in denen man die Ehrbarkeit, die echte katholische Lehre, die Klugheit in einzelnen Lebensfällen, kurz, jene musterhafte Demuth

erblickt, welche der Grundstein ist, auf dem das ganze Gebäude menschlichen Glückes ruht.

Berganza.

Alles ist so wie du sagst, um aber in meiner Lebensgeschichte fortzufahren, habe ich zu erzählen, daß meine Herren damit sehr zufrieden waren, daß ich ihnen immer das Vademecum nachtrug, und dies that ich sehr gern. Bei alle dem lebte ich wie ein König und sogar noch besser, denn ich hatte keine Sorgen. Die Studenten spielten mit mir und trieben allerlei Scherz; ich aber war so zahm, daß ich mir die Hand in den Rachen stecken ließ und es litt, daß die Kleinen auf meinem Rücken saßen. Oft warfen sie ihre Mützen oder ihre Hüte weg, und ich brachte sie ihnen alsdann säuberlich und mit den Zeichen der größten Freude wieder. Zu fressen gaben sie mir so viel sie nur aufzutreiben vermochten, und sahen es sehr gern, daß ich Nüsse oder Haselnüsse, welche sie mir zuwarfen, wie ein Affe aufknackte, die Schalen liegen ließ und den Kern fraß. Ja, ich gab so starke Proben von meiner Geschicklichkeit, daß ich eine ziemliche Quantität Salat, welche mir Einer in einem Tuche brachte, verzehrte, wie wenn ich ein Mensch wäre. Winters pflegt man in Sevilla Milchbrode und Butterkuchen häufig zu speisen, und damit wurde ich so gut regalirt, daß wohl mehr als zwei Schellersche Lexika verpfändet oder verkauft wurden, damit ich frühstücken konnte. Kurz, ich machte das Studentenleben mit, ohne weder Hunger zu leiden, noch die Krätze zu bekommen, und das ist Alles, was ich als Beweis anführen kann, daß dieses Leben gut war, und in der That, wenn die Krätze und der Hunger nicht mit den Studenten auf das innigste verbunden wären, so hätten sie ein Leben, dessen Gleichen in Absicht auf

Vergnügen und Zeitvertreib nicht zu finden wäre; denn Tugend und Vergnügen halten bei ihm gleichen Schritt, und sie verleben die Blüthe ihrer Jugend, indem sie lernen und sich ergötzen.

Dieser behaglichen Ruhe und diesem Glücke entriß mich eine Dame, die nach meinem Bedünken den Namen Staatsklugheit führt, und diese ist der Art, daß, wenn man ihre Gesetze erfüllt, man die einer Menge anderer Klugheiten und Weisheiten aufrecht erhält. Der Casus ist der, daß die Herren Professoren bemerkten, die Studenten beschäftigen sich die Hälfte der Zeit, in denen sie Lectionen erhalten sollten, nicht mit der Repetition ihrer Aufgabe und mit dem Aufmerken auf den vorgetragenen Gegenstand, sondern damit, daß sie mit mir Possen rissen. Daher befahlen sie meinen Herren, sie möchten mich nicht mehr nach dem Collegium bringen. Dieser Befehl wurde ausgeführt; sie brachten mich nach Hause und übergaben mir wieder die frühere Wache an der Thüre. Trotz der Gnade des alten Herrn, der befohlen hatte, mich Tag und Nacht frei zu lassen, bekam ich nun wieder die Kette an den Hals und erhielt zum Lager einen Strohboden, den sie mir hinter der Thüre zurecht machten. Ach, Freund Scipio, wenn du wüßtest, wie hart es ist, von einem glücklichen Zustand den Uebergang zu einem unglücklichen zu machen! Sieh, es ist doch besser, wenn Elend und Unglück in einem breiten Strom auf uns zukommt und immerwährend sich gleich ist, denn dann endet es entweder schnell mit dem Tode, oder, wenn es dauernd auf uns einwirkt, so gewöhnen wir uns nach und nach daran, es zu ertragen, so daß es sogar in seiner größten Härte uns noch zum Troste dienen kann. Wenn wir aber plötzlich und unvermuthet aus einem unglücklichen und wehevollen

Schicksal in ein glückliches und genußvolles Loos gelangen, wo wir Vergnügen und Freude im Ueberfluß empfinden, wenn wir, sage ich, alsdann kurz darauf in die ersten Verhältnisse zurückgeworfen werden und die früheren Leiden und Kämpfe durchzumachen haben, das ist ein Schmerz, der so schwer zu ertragen ist, daß er uns den Peinigungen der größten Qual übergibt, wenn er uns das Leben nicht raubt. Kurz, ich kehrte endlich zu meiner frühern hündischen Nation zurück, und erhielt die Knochen, die eine Negerin, welche im Hause diente, mir zuwarf, und selbst diese wurden mir durch zwei große römische Katzen verzehrt, welche als freie und flinke Thiere mit leichter Mühe mir das entrissen, was außerhalb der Grenze meiner Kette fiel. Jetzt, Bruder Scipio, bitte ich dich bei allem Guten, das du wünschest, das dir der Himmel schenken möge, werde nur nicht müde, mich jetzt ein wenig philosophiren zu hören, denn wenn du mich alle die Dinge, die mir in diesem Augenblick in das Gedächtniß gekommen sind, nicht sagen lässest, so kommt es mir vor, als ob meine Geschichte weder vollständig noch von irgend einem Nutzen sey, trotz allen den guten Gedanken, die nachher kommen können.

Scipio.

Bedenke wohl, Berganza, ob diese Lust zu philosophiren, von der du sagst, daß sie dich befallen hat, nicht vielleicht eine Versuchung des Teufels ist. Denn die üble Nachrede kennt keinen bessern Schleier, um ihre ungebundene Bosheit zu beschönigen und zu verdecken, als daß sie der ganzen Satyre, die sie ausspricht, den Anstrich von philosophischen Sentenzen gibt, so daß sie nicht anders erscheint, denn als Tadel und Aufdeckung fremder Fehler,

mit dem Bestreben eines gutgemeinten Eifers ausgeübt. Betrachte und durchforsche genau das Leben eines jeden bissigen Spötters, und du wirst es voll von Lastern und Fehlern finden. Wenn du diese Vorschrift im Auge halten willst, so philosophire so viel du Lust hast.

Berganza.

Du kannst sicher seyn, Scipio, ich werde keine bissigen Reden mehr führen, weil ich mir dies zum festen Grundsatz gemacht habe. Als ich aber so den ganzen Tag müssig da lag, so bewährte sich bei mir, daß die Muße die Mutter der Gedanken ist, und ich recapitulirte daher in meinem Gedächtniß einige lateinische Brocken, die mir von den vielen Phrasen, die ich im Collegium von meinen Herren hersagen hörte, im Gedächtniß geblieben waren. Dadurch glaubte ich in Absicht auf meine Verstandeskräfte einen bedeutenden Fortschritt gemacht zu haben, und beschloß, mich derselben bei allen Gelegenheiten, die sich mir darböten, zu bedienen. Dies geschah aber auf eine ganz andere Weise, als gewöhnlich unwissende Leute solche Worte brauchen. Es gibt einige sehr gute Spanier, die in der Conversation von Zeit zu Zeit einen kurzen und vielsagenden lateinischen Ausspruch einmischen, und dadurch denjenigen, die sie nicht verstehen, glauben machen wollen, sie seyen große Lateiner. Kaum aber wissen sie ein Wort zu decliniren oder ein Zeitwort zu conjugiren.

Scipio.

Das halte ich für einen geringern Fehler, als den, in welchen Leute verfallen, die wirklich sehr gelehrt in der lateinischen Sprache sind. Darunter gibt es einige verstockte

Pedanten, welche, wenn sie mit einem Schuster oder Schneider reden, Latein sprechen wie Wasser.

Berganza.

Daraus können sie den Schluß ziehen, daß Einer, der vor Leuten Latein spricht, die es nicht verstehen, einen eben so großen Fehler begehen, als Einer, der mit lateinischen Brocken um sich wirft, die er nicht versteht.

Scipio.

Auf der andern Seite kannst du auch die Bemerkung machen, daß es manche Leute gibt, die troß dem, daß sie gute Lateiner sind, auch recht große Esel seyn können.

Berganza.

Wer zweifelt daran? Die Sache liegt auf der Hand; denn zur Zeit der Römer sprach Jedermann Latein, weil es seine Muttersprache war, und da mag es wohl gewesen seyn, daß mancher Tölpel unter ihnen herumlief, den sein Wissen im Latein durchaus nicht hinderte, ein rechter Dummkopf zu seyn.

Scipio.

Um auf Spanisch schweigen und Latein sprechen zu können, dazu ist Geist erforderlich, Bruder Berganza.

Berganza.

Allerdings; denn man kann eben so gut auf Lateinisch als auf Spanisch eine Dummheit sagen, und ich habe sehr alberne Gelehrte, sehr dickköpfige Grammatiker und

Romanzisten [1] gesehen, die recht scheckig mit Latein gesprenkelt waren, und alle mit großer Leichtigkeit die Welt nicht nur einmal, sondern recht häufig mit einer Sündfluth von Langeweile zu überschwemmen im Stande sind.

Scipio.

Lassen wir das, und beginne deine Philosophien zu entwickeln.

Berganza.

Ich habe sie bereits ausgesprochen, es sind diejenigen, welche ich gerade abgehandelt habe.

Scipio.

Welche?

Berganza.

Die von den Lateinern und Romanzisten, welche ich begann und du geendet hast.

Scipio.

Was! schimpfen nennst du philosophiren? so geht es. Erhebe deine verwünschte Leidenschaft, daß du deine bissige Zunge nicht im Zaume halten kannst, zum Himmel, mein Berganza, und gib ihr einen Namen, welchen du willst, uns wird man immer den Titel Cyniker verleihen, was so viel sagen will, als Hunde, die mit bissigen Zungen schimpfen.

[1] Forscher in der spanischen Sprache.

So lieb dir dein Leben ist, bitte ich dich, schweige jetzt und erzähle deine Geschichte weiter.

Berganza.

Wie kann ich sie denn weiter erzählen, wenn ich schweigen soll?

Scipio.

Ich will damit sagen, du sollst deine Geschichte glatt und eben verfolgen, und nicht da und dort deinen Schwanz anhängen, daß sie am Ende aussieht wie ein Polyp.

Berganza.

Sprich wie es sich schickt, und nenne nicht die Arme der Polypen Schwänze.

Scipio.

Derjenige hat einen großen Irrthum begangen, der sagt, es sey weder ein Fehler, noch eine Verkehrtheit, alle Dinge mit ihren eigenthümlichen Ausdrücken zu benennen, wie wenn es nicht besser wäre, sie durch Umschreibungen und Umwege in der Rede zu bezeichnen, wenn man sie durchaus nöthig hat, so daß das unangenehme Gefühl, welches bei dem Anhören der bezeichneten Worte Jeder empfindet, gemildert wird; denn ehrsame Ausdrücke sind ein Zeichen der Ehrsamkeit für den, der sie ausspricht oder schreibt.

Berganza.

Da will ich dir glauben, und kehre nun zu meiner Geschichte zurück. Mein unglückliches Schicksal begnügte sich nicht damit, mich den Studien und dem eben so erheiternden

als behaglichen Leben, das ich dabei führte, zu entreißen, und eben so wenig damit, mich hinter eine Thüre an die Koppel gebannt zu haben, wo ich unter dem armseligen Geize der kargen Negerin mich nur zu schmerzlich an die Freigebigkeit der Studenten erinnern mußte, sondern verfügte über mich, daß ich aus diesem Zustande der Ruhe und des Friedens noch aufgeschreckt wurde. Schau, Scipio, es ist eine gewisse und unbestreitbare Wahrheit, von der du sicher eben so überzeugt seyn wirst, als ich selbst, daß das Unglück den Unglücklichen aufsucht und ihn findet; selbst wenn er in den fernsten Winkeln der Erde sich verstecken würde. Es geschah nun, daß die Negerin, welche im Hause diente, sich in einen Neger verliebte, der ebenfalls ein Sklave des Hauses war. Der Neger aber schlief in der Vorhalle, welche zwischen der Hausthüre und der Zwischenthüre war, hinter der ich angebunden wurde. Die Beiden konnten nur bei Nacht zusammenkommen, und daher hatten sie die Schlüssel gestohlen, oder nachmachen lassen. Bei Nacht kam nun nicht selten die Negerin herunter, stopfte mir mit einem Stück Fleisch oder Käse das Maul und öffnete dem Neger, mit dem sie sich eine gute Zeit unterhielt, und durch die vielen Lebensmittel, die sie im Hause stahl, mein Stillschweigen erkaufte. Einige Tage lang ließ sich mein Gewissen durch die Geschenke der Negerin einschläfern, denn ohne diese wären meine Flanken so eingesunken, daß ich bald aus einem Hatzhunde zum Windhunde geworden wäre. Aber endlich erwachte wieder meine bessere Natur, und ich beschloß, die Pflicht zu erfüllen, die ich meinem Herrn schuldig war, dessen Brod ich aß, und dies ist ja nicht nur die Pflicht ehrenhafter Hunde, denen man den Namen der Dankbaren gibt, sondern aller derer, welche in Diensten sind.

Scipio.

Dies, mein lieber Berganza, möchte ich, daß du für Philosophie ausgäbest, denn das sind Grundsätze, mit welchen die Wahrheit und der verständige Sinn des Weisen harmonirt. Nun erzähle weiter in deiner Geschichte und hänge ihr keinen Zopf an, um nicht zu sagen Schwanz.

Berganza.

Vor der Hand frage ich dich und bitte dich, mir es zu sagen, wenn du es weißt, was will das Wort Philosophie bedeuten? Denn obgleich ich es gebrauche, so weiß ich doch nicht genau, was es eigentlich sagen will, sondern habe nur einen gewissermaßen fabelhaften Begriff davon, daß es eine recht gute und nützliche Sache sey.

Scipio.

Das will ich dir mit wenigen Worten erklären. Das Wort Pilosophie ist aus zwei griechischen Worten zusammengesetzt, wovon das eine *φίλος* und das andere *σοφία* ist; *φίλος* heißt so viel als Liebe, und *σοφία* heißt die Wissenschaft; daher heißt Philosophie „Liebe zur Wissenschaft", und Philosoph „ein Freund der Wissenschaft".

Berganza.

Du bist recht gelehrt, Scipio, aber wer Teufel hat dich denn diese griechischen Wörter gelehrt?

Scipio.

In der That, Berganza, ich finde es sehr einfältig von dir, daß dir solch eine Frage nur einfallen kann, denn das sind

Dinge, welche die kleinen Kinder in der Schule wissen, und es gibt eben so gut Leute, die sich anmaßen, Griechisch verstehen zu wollen, ohne etwas davon zu wissen, als es Leute gibt, welche Lateinisch sprechen, ohne es zu verstehen.

Berganza.

Das ist gerade, was ich sage, und es wäre nicht übel, wenn man solche Patrone unter die Presse legte, wie es die Portugiesen mit den Negern in Guinea machen, und ihnen mit Gewalt die Quintessenz von Allem, was sie wissen, auspreßte, damit sie nicht die Welt mit dem Flitterstaat ihrer gebrochenen griechischen Lumpen und ihres verfälschten Lateins betrögen.

Scipio.

Wohlan, Berganza, du darfst dich jetzt in die Zunge beißen, und ich darf die meinige auch mit den Zähnen verwunden, denn Alles, was wir bis jetzt gesagt haben, ist Satyre gewesen.

Berganza.

Ja; aber ich finde mich durchaus nicht verpflichtet, das zu thun, was ich von einem gewissen Corondas, König von Tyrus, habe sagen hören. Dieser machte ein Gesetz, bei Todesstrafe solle Niemand das Weichbild seiner Stadt bewaffnet betreten; bald aber vergaß er dies und ging gleich den andern Tag in die Rathsversammlung, wobei er sein Schwert umgeschnallt hatte; man machte ihn hierauf aufmerksam, und da er sich der Strafe erinnerte, die er selbst auf dies Verbrechen gesetzt hatte, zog er sogleich sein Schwert und durchbohrte sich die Brust. Somit war er der Erste,

der dieses Gesetz gab, es übertrat und an sich selbst bestrafte. Was ich gesagt habe, war kein Gesetz, sondern ich versprach nur, ich wolle mich in die Zunge beißen, sobald ich mich einer bissigen Redensart schuldig machte. Aber heutzutage geht Alles das nicht nach der strengen und harten Weise des Alterthums zu; man macht heute ein Gesetz und bricht es morgen, und wer weiß, ob es nicht gut ist, daß es so ist. Jetzt verspricht Einer seine Fehler zu verbessern, und einen Augenblick nachher verfällt er in noch weit größere. Der Eine empfiehlt eine Vorschrift, und ein Anderer befolgt sie, und in der That, es gilt das Sprichwort hier: „Vom Sprechen zum Zwecke, ist klein nicht die Strecke." Der Teufel mag sich in die Zunge beißen, ich will es auf keine Weise thun, und mich in meinem Winkel auf der Binsenmatte da mit keinen besondern Heldenstücken abgeben, denn es sieht mich ja doch kein Mensch, der meinen ehrenvollen Entschluß preisen wird.

Scipio.

Nach diesen Worten zu schließen, Berganza, was wärest du, wenn du ein Mensch wärest? Wärest du ein Heuchler, und wäre Alles, was du thätest, nur zum Schein, erlogen und falsch, bedeckt mit dem Mantel der Tugend, nur damit du Lob ernten möchtest, wie alle Heuchler thun?

Berganza.

Was ich alsdann thun würde, das weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, was ich jetzt thun will, nämlich, mich nicht in die Zunge beißen, weil ich noch eine Menge Dinge zu sagen habe, von denen ich nicht weiß, wie oder wann ich damit zu Ende kommen soll. Ueberdem fürchte ich noch

immer, daß wir beim Sonnenanfgang mit der Sprache in's Dunkle kommen werden, indem sie uns wahrscheinlich alsdann nicht mehr vergönnt seyn wird.

Scipio.

Der Himmel wird es zum Bessern wenden. Du aber fahre in deiner Geschichte fort, und weiche nicht mit impertinenten Anmerkungen und Abschweifungen von der Hauptstraße ab, und du wirst sie bald zu Ende bringen, sey sie auch noch so groß.

Berganza.

Wohlan, nachdem ich die Unverschämtheit, Dieberei und Unzucht des Negerpacks angesehen hatte, beschloß ich, als ein wohlerzogener Hund, sie auf die beste Weise, so mir zu Gebot stände, in ihrem Wesen und Treiben zu stören. Und ich richtete Alles so gut ein, daß ich meine Absicht erreichte. Die Negerin kam, wie du bereits gehört hast, herab, um sich mit dem Neger zu belustigen, und vertraute auf das Fleisch, das Brod oder den Käse, den sie mir hinwarf, daß ich stumm bleiben sollte. Geschenke vermögen doch viel, Scipio.

Scipio.

Sehr viel; aber halte dich dabei nicht auf, sondern erzähle weiter.

Berganza.

Ich erinnere mich von einem Präceptor, während meiner Studienzeit, ein lateinisches Sprichwort gehört zu haben, welches also hieß: habet bovem in lingua.

Scipio.

O, auf welch ungeschickte Weise bringt Ihr doch Euer Latein an! Hast du denn so schnell Alles das vergessen, was wir so eben gegen diejenigen sagten, welche in ihren Gesprächen Latein mit unserm Spanisch vermengen.

Berganza.

Dieses lateinische Sprichwort paßt hier vollkommen. Du mußt wissen, daß die Athener unter Anderem eine Münze hatten, auf welche die Gestalt eines Ochsen eingegraben war, und wenn irgend ein Richter einen Ausspruch that oder eine Handlung beging, die gegen Vernunft und Recht stritt, so bezeichneten sie seine Bestechlichkeit mit den Worten: er hat den Ochsen auf der Zunge.

Scipio.

Die Anwendung hinkt.

Berganza.

Wie, ist das nicht ganz klar? Wenn die Geschenke der Negerin mich viele Tage lang stumm machten, so daß ich weder zu bellen wagte, noch es wollte, wenn sie herunter kam, um mit ihrem verliebten Neger beisammen zu seyn. Daher sage ich noch einmal: Geschenke vermögen viel.

Scipio.

Ich war in dieser Hinsicht ganz derselben Ansicht wie du, und wenn ich Lust hätte, nun eine große Abschweifung von unserm Thema zu machen, so könnte ich dir mit tausend Beispielen beweisen, daß Geschenke viel vermögen; und

vielleicht werde ich dies auch noch thun, wenn mir der Himmel Zeit, Gelegenheit und Sprache schenkt, um dir mein Leben zu erzählen.

Berganza.

Gott möge dir deinen Wunsch erfüllen; nun aber höre weiter. Endlich siegte meine bessere Natur über die verführerischen Geschenke der Negerin. In einer Nacht, die stockdunkel war, kam sie, um ihrer gewöhnlichen Unterhaltung zu pflegen, herab; da ging ich auf sie los, ohne zu bellen, damit nicht das ganze Haus aufgeregt würde, riß ihr in einem Augenblick das ganze Hemd in Stücke und biß ihr ein Stück aus dem Schenkel heraus. Der Spaß war hinreichend, sie länger als acht Tage lang ernstlich an das Bett zu bannen, während welcher Zeit sie ihrer Herrschaft weiß machte, sie sey auf irgend eine andere Art erkrankt. Endlich genaß sie, und kam die Nacht darauf wieder; ich aber war auf den Kampf mit dieser hündischen Person gerüstet, biß sie aber diesmal nicht, sondern zerkratzte ihr den ganzen Leib dergestalt, daß sie nicht anders aussah, denn als eine gestreifte Decke. Alle unsere Kämpfe wurden stumm geführt, und ich ging immer siegreich daraus hervor, die Negerin aber übel zugerichtet und noch üblern Humors. Aber ihre Verstimmung hatte auf mein Wohlbefinden einen merklichen Einfluß, und ihren ganzen Aerger ladete sie auf meinem Pelze ab. Sie verkümmerte mir meine Ration und gab mir keine Knochen mehr, so daß man an mir nach und nach jeden Dornfortsatz des Rückgrates erkennen konnte. Ob ich gleich aber nun nichts mehr zu fressen bekam, konnte sie mir doch das Bellen nicht wehren; aber die Negerin, die im Sinne

hatte, auf einmal mit mir zu enden, brachte mir einen in Butter gerösteten Schwamm. Ich erkannte ihre Bosheit und wußte wohl, daß dies schlimmer war, als Dornen fressen; denn wer einen solchen Schwamm verzehrt, dem wird der Magen zersprengt und er muß sein Leben lassen. Nun war für mich die Unmöglichkeit gegeben, der Hinterlist so erbitterter Feinde zu entgehen und daher beschloß ich, mich ihrem Anblicke zu entziehen, und das freie Feld zu suchen. Eines Tages, als ich losgelassen wurde, ging ich, ohne von irgend Jemand im Hause Abschied zu nehmen, auf die Straße, und zufälligerweise stieß ich, nachdem ich kaum hundert Schritte weggegangen war, auf jenen Alguacil, von dem ich am Anfange meiner Geschichte gesagt habe, daß er ein großer Freund meines Herrn, Nicolas Stumpfnase, war. Kaum hatte dieser mich gesehen, als er mich erkannte und beim Namen rief; auch ich erkannte ihn, und ging mit dem gewöhnlichen Zeichen der Freude auf ihn zu, er ergriff mich beim Halse und sagte zu seinen Häschern: „Das ist ein ausgezeichneter Hatzhund, der früher einem genauen Freunde von mir gehörte, wir wollen ihn nach Hause nehmen.“ Die Häscher freuten sich darüber und sagten, wenn er wachsam sey, so könnte er ihnen von großem Nutzen seyn. Hierauf wollten sie mich packen, um mich fortzuführen; der Alguacil aber sagte ihnen, das sey nicht nöthig, ich werde frei mit ihm gehen, denn er kenne mich. Ich habe vergessen zu sagen, daß mir in einem Wirthshause jenes Stachelhalsband, welches ich trug, als ich von der Heerde davon lief, von einem Zigeuner genommen wurde, und in Sevilla ging ich mit bloßem Halse; aber der Alguacil gab mir ein recht schönes Halsband, das mit kupfernen Nägeln beschlagen war. Denke nun, Scipio, wie wechselnd mein Schicksal dahin

rollte: gestern diente ich Studenten, und heut' bin ich Häscherhund geworden.

Scipio.

So geht es in der Welt. Allein ich sehe nicht ein, wie du dich über die Unbeständigkeit der Fortuna nun ereifern magst, und überdem finde ich keine große Verschiedenheit darin, ob du einem Metzger dienst, oder einem Häscher. Es ist mir durchaus unmöglich, mit geduldigen Ohren den Klageliedern vieler Menschen zuzuhören, daß das Glück sie doch gar nicht begünstige, während das kühnste Ziel ihrer Hoffnungen doch nichts anders seyn kann, als daß sie Schildträger werden können. Mit wie viel Flüchen fluchen sie nicht auf die Fortuna; mit wie viel Schimpfreden beschimpfen sie sie nicht, und Alles dies nur deßwegen, daß die Zuhörer denken sollen, sie seyen von einem glücklichen und guten Leben zu dem unglücklichen und niedrigen herabgestiegen, in dem sie gegenwärtig sind.

Berganza.

Du hast Recht. Nun mußt du wissen, daß dieser Alguacil eine innige Freundschaft mit einem Schreiber unterhielt, mit dem er häufig zu thun hatte. Ein jeder von diesen beiden Genossen stand in einem Verhältniß mit einem Weibsbilde, ein Verhältniß, das nicht so gerade von ungefähr war, aber auch nicht viel zu besagen hatte. Es ist wahr, diese Weiber hatten so etwas an sich, was man ein artiges Gesicht nennt, waren aber etwas sehr unbefangen und nicht weniger schlau als frei. Sie dienten ihren Herren als Angel und Hamen, um im Trocknen zu fischen, und zwar auf folgende Weise: sie kleideten sich auf eine Weise, daß

man den Vogel an seinen Federn erkennen konnte, und ihnen auf Büchsenschußweite ansah, daß sie leicht zu erobern wären. Immer machten sie auf die Fremdlinge Jagd, und wenn in Cadiz oder Sevilla Jahrmarkt war, so waren sie einer guten Ernte gewiß. Kein Bretagner entging ihren listigen Kniffen, und wenn so ein fetter Vogel in die Hände einer dieser Zierpuppen fiel, so wußten sie sogleich den Alguacil und den Schreiber zu benachrichtigen, in welches Gasthaus sie gegangen seyen. Kaum waren sie nun dort beisammen, als die Diener des Gerichtes sie verhafteten wegen ungeeigneten Umgangs. Niemals aber führten sie sie zum Kerker, denn die Fremden pflegen sich aus solchen Umständen immer durch Geldgeschenke herauszuziehen. Nun geschah es einmal, daß Colindres — so hieß die Freundin des Alguacil — einen fetten und gefetteten Bretagner fischte, sie ließ sich von ihm nach seinem Gasthause zum Abendessen einladen und gab ihrem Freunde sobald wie möglich Nachricht davon. Kaum hatte es sich das Paar bequem gemacht, als der Alguacil, der Schreiber, zwei Häscher und ich eintraten. Colindres stellte sich erschrocken, der Alguacil spielte den Eifersüchtigen, fand Verbrechen über Verbrechen heraus, und befahl dem Bretagner, so eilig wie möglich ihm in das Gefängniß zu folgen. Dieser wurde darüber äußerst bestürzt, suchte zu kapituliren und das Mitleid der Angekommenen rege zu machen, worauf sich der Schreiber für ihn verwandte und mit lauter Bitten und Betteln es dahin brachte, daß sich der Alguacil mit hundert Realen abspeisen ließ. Der Bretagner suchte nun nach einem Paar Hosen von Gemsleder, welche er auf einem Stuhle niedergelegt hatte, denn in diesen befand sich das Geld, mit welchem er seine Freiheit zu erkaufen dachte. Allein die Hosen kamen

nicht zum Vorschein, und konnten auch nicht gefunden werden; denn kaum war ich in das Zimmer getreten, als meine Nase den Geruch von Schweinespeck empfand — ein Geruch, der meine Seele außerordentlich tröstete. Ich ging nun dem Geruche nach und fand, daß die Hosen so süß dufteten, denn in ihnen war ein köstliches Stück Schinken eingepackt; ich aber war nicht faul und nahm, um ohne Aufsehen zu machen und in Ruhe den Speck genießen zu können, die Hosen auf die Straße, wo ich ganz nach Gefallen mich mit dem Schinken abgab. Als ich nach dem Zimmer zurück kam, hörte ich den Bretagner heulen und schreien, indem er in seiner gebrochenen Bastardsprache, die man kaum verstehen konnte, ausrief, sie sollen ihm die Hosen wiedergeben, denn es seyen fünfhundert Goldgulden in Gold darin. Der Schreiber bildete sich ein, entweder Colindres oder die beiden Häscher hätten sie auf die Seite gebracht; der Alguacil dachte dasselbe, sprach mit Allen heimlich darüber, konnte aber kein Geständniß herausbringen, daher sich gegenseitig Alle den Teufel auf den Hals fluchten. Als ich sah, was vorgegangen war, ging ich wieder auf die Straße hinunter, wo ich die Hosen gelassen hatte, um sie heraufzubringen, konnte aber keineswegs zu dem Gelde kommen. Ich fand sie nicht, denn irgend ein Glücklicher, der vorüber gegangen war, mußte sie genommen haben.

Als der Alguacil sah, daß der Bretagner kein Geld hatte, um die Bestechung aufzutreiben, wollte er fast verzweifeln, und dachte aus der Wirthin des Hauses das herauszuschlagen, was er vom Bretagner nicht erhalten konnte. Er rief sie, sie kam halb nackt und hatte an der Scene, die sie nun zu sehen bekam, wahrhaftig keine große

Freude, denn der Bretagner klagte und schimpfte, die nackte Colindres rang die Hände und heulte, der Alguacil ließ seinem Zorn Luft, der Schreiber machte ein ärgerliches Gesicht, und die Häscher durchstöberten Alles, was sie im Zimmer vorfanden. Der Alguacil befahl ihr, sich sogleich anzukleiden und mit nach dem Kerker zu kommen, denn in ihrem Hause habe mit ihrer Zustimmung seine Frau einem Fremden ein Rendezvous gegeben. Dadurch wurde die Scene noch ärger, denn das Geschrei und die Confusion stieg auf's höchste, als die Wirthin ausrief: „Herr Alguacil und Herr Schreiber, macht mir keine schlimmen Händel, denn ich durchschaue dies ganze Gewebe, ich will keine Possen und keine Aufschneidereien hören, haltet euer Maul und geht mit Gott; wo nicht, so schwöre ich euch beim heiligen Kreuz, daß ich das Kind mit dem Bad ausschütte, und den ganzen Zusammenhang dieser Geschichte auf öffentlichem Markt erzähle. Ich weiß recht gut, wer das Fräulein Colindres ist, und eben so gut, daß der Herr Alguacil seit mehreren Monaten mit ihr unter einer Decke spielt. Untersteht euch nicht, mich zu weiteren Erklärungen zu veranlassen, sondern gebt diesem Herrn sein Geld wieder, und wir wollen weiter keine Händel mehr haben. Ich bin eine ehrliche Frau, und mein Mann hat einen gerichtlich bestätigten Adelsbrief mit allen Schnörkeln, die dazu gehören, und dem bleiernen Siegel, Gott sey Dank. Und ich übe meine Pflicht vorwurfsfrei aus, ohne meinem Nächsten zu schaden. Meine Sporteltaxe habe ich erlegt, das weiß die ganze Welt, und macht nur mit mir keine Geschichten, denn, weiß Gott, ich verstehe es, mich aus dem Staube zu machen. Das ist vollends gar sauber, wenn ihr glaubt, ich lade Weibsleute zu meinen Gästen ein; sie haben den Schlüssel zu ihren Zimmern, und

ich bin kein Luchs, daß ich durch sieben Mauern gucken kann."

Meine Herren waren wie vom Donner gerührt, als sie die Wirthin also sprechen hörten und sahen, daß sie mit ihrer Lebensweise so gut bekannt war. Da sie aber sahen, daß hier Niemand sey, dem sie Geld abnehmen konnten, als sie, so bestanden sie darauf, sie nach dem Gefängnisse zu nehmen. Sie klagte dem Himmel über die Unvernunft und Ungerechtigkeit, sie während der Abwesenheit ihres Mannes, der doch ein angesehener Hidalgo sey, verhaften zu wollen. Der Bretagner brummte wegen seinen fünfhundert Goldgulden, die Häscher vermaßen sich hoch und theuer, sie haben die Hosen nicht gesehen, der Schreiber aber gab dem Alguacil heimlich den Rath, die Kleider der Colindres zu untersuchen, denn er hatte sie noch immer im Verdacht, sie müsse die fünfhundert Goldstücke haben: es sey, meinte er, ihre Gewohnheit, die Taschen und Kleider aller der Fremden zu untersuchen, mit denen sie sich einlasse. Sie behauptete aber, der Bretagner habe einen Rausch und Alles, was er von dem Geld gesagt habe, müsse erlogen seyn; kurz, am Ende war Alles in Confusion; Alle schrien und schworen durcheinander und vermochten auf keine Weise sich zufrieden zu stellen. Sicher wäre auch nimmermehr Frieden gestiftet worden, wenn nicht in diesem Augenblick der Lieutenant des Corregidor in das Zimmer getreten wäre, den das Geschrei bewogen hatte, von der Straße herauf zu kommen, um dieses Haus zu untersuchen. Er erkundigte sich sogleich nach der Ursache dieses Lärms, und die Wirthin beeilte sich, ihm Alles haarklein zu erzählen; sie sagte ihm, was die Nymphe Colindres, die sich indessen angekleidet hatte, für eine Person wäre, und erklärte ihm, in welch stadtkundigem Verhältniß sie mit dem Alguacil

lebe, wobei sie alle seine Kniffe und die Art, wie er die Leute auszog, entdeckte. Sich selbst aber wußte sie aus der Schuld zu ziehen, indem sie versicherte, nie sey ein Weibsbild von zweideutigem Rufe mit ihrem Wissen und Willen in ihr Haus gekommen; sich selbst stellte sie als eine Heilige und ihren Mann als einen Engel hin, und befahl einer Dienerin in einem Schrank, den sie ihr bezeichnete, so schnell wie möglich den Adelsbrief ihres Gatten zu suchen und ihn herzubringen, damit ihn der Herr Lieutenant einsehen könne. Denn daraus könne man deutlich sehen, daß eine Frau eines so hochgeehrten Gatten nicht im Stande sey, sich mit so schlechtem Volke abzugeben. Denn daß sie einige Zimmer vermiethe, das geschehe nur, weil sie es thun müsse; „denn Gott weiß," setzte sie hinzu, „wie ungern ich es thue, und wie mir es lieber wäre, wenn wir durch Renten oder sonst wie unser tägliches Brod bekämen, als daß wir mit dieser Zimmerverleihung unser Leben herausschlagen müssen." Ihr vieles Geschwätz und die Prätension, die sie auf ihren Adel legte, ärgerte den Lieutenant; daher sagte er ihr: „Madame Zimmerverleiherin, ich will gern glauben, daß Euer Herr Gemahl einen Adelsbrief besitzt, vorausgesetzt, daß Ihr mir zugesteht, er sey Baron Zimmerverleiher." — „Ja, und auf recht ehrenvolle Weise noch dazu," erwiderte die Hausfrau; „und sagt mir nur, welch ein Stammbaum in der Welt ist so hoch und welch ein Adel so gut, daß man ihm nicht irgend etwas anhängt oder nachschwätzt." — „Ich habe Euch weiter nichts zu sagen, Madame," erwiderte der Lieutenant, „als daß Ihr Euch gefälligst ankleiden möget, denn Ihr müßt in das Gefängniß." Bei diesen Worten stürzte sie sich auf den Boden nieder, zerkratzte ihr Gesicht und schrie fürchterlich. Aber der Lieutenant, der in solchen Fällen gewohnt

war, die äußerste Strenge zu handhaben, ließ sie Alle nach dem Gefängniß bringen, nämlich den Bretagner, die Colindres und die Hausfrau. Nachher erfuhr ich, der Bretagner habe seine fünfhundert Goldstücke verloren und sey in die Kosten verurtheilt worden; die Wirthin bezahlte die gleiche Summe. Was die Colindres betrifft, so wurde sie ohne Weiteres freigelassen und fing denselben Tag, wo man sie aus dem Gefängniß ließ, einen Matrosen, der anstatt des Bretagners, mittelst derselben List der Gefangennahme, bezahlen mußte. Daraus kannst du sehen, Scipio, wie großes und wie vieles Unheil meine Naschsucht zur Folge hatte.

Scipio.

Du hättest besser gesagt: die Schändlichkeit deines Herrn.

Berganza.

Höre nur weiter, und du wirst schon sehen, daß er noch kühner in Ausführung seiner Spitzbubereien wurde; indessen muß ich gestehen, ich rede nicht gern Uebles von den Alguacilen und den Schreibern.

Scipio.

Wie so? Denn wenn du von Einem Uebles erzählst, so gilt das nicht für Alle. In der That, es gibt viele, ja sehr viele Schreiber, die tüchtige, edelmüthige Vertreter des Gesetzes sind, und gern Jemanden etwas zu Gefallen thun, ohne daß ein Dritter dadurch in Schaden komme. Denn nicht Alle ziehen die Prozesse in die Länge, nicht Alle unterrichten die Gegenparteien, und eben so wenig nehmen Alle mehr, als recht ist, von den Leuten. Nicht Alle bekümmern sich um die Lebensweise Anderer, noch spioniren sie ihren

Nächsten aus, um vor Gericht Schlimmes gegen ihn vorbringen zu können, und es kann auch nicht von jedem Richter das Sprichwort gelten: „Streichle mir den Bart, und ich will dir das Haar frisiren;“ auch verständigen sich nicht alle Alguacile mit Taugenichtsen und Vagabunden. Noch halten Alle, gleich deinem Herrn, Mädchen, um damit ihre Betrügereien einzufädeln. Viele, ja sehr Viele sind von Geburt Hidalgo's, und haben ganz den Charakter, der eines Hidalgo würdig ist. Viele unter ihnen sind weder auffahrend, noch unverschämt, noch schlecht erzogen, noch sind sie Beutelschneider, welche in die Wirthshäuser gehen, die Degen [1] der Fremden messen, und wenn sie sie um ein Haar länger finden, als die gesetzliche Vorschrift erlaubt, die Besitzer in's Unglück bringen. Kurz, nicht Alle sind eben so leicht zum Loslassen und Festnehmen zu bequemen, und nehmen sich nicht heraus, den Advocaten und Richter zu spielen, wenn es ihnen einfällt.

Berganza.

Mein Herr strebte noch höher und verfolgte einen andern Weg. Er bemühte sich, den Tapfern zu spielen und ausgezeichnete Fänge zu machen; weil er aber seine eigene Person nicht in Gefahr begeben wollte, so unterhielt er die Tapferkeit auf Kosten seiner Börse. Eines Tages griff er bei dem Thore von Jerez allein sechs berühmte Ruffiane an, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, ihn im Geringsten zu unterstützen, weil ich einen Maulkorb von Bindfaden anhatte, der mich verhinderte zu beißen und den mir mein

[1] Während Cervantes diese Erzählung schrieb, wurde die Länge der Degen durch ein königliches Decret bestimmt, und alle, welche diese Länge überschritten, wurden verboten.

Herr bei Tage anzog und bei Nacht nahm. Ich wunderte mich außerordentlich über seine Kühnheit, seinen Eifer und seine Entschlossenheit, denn er begegnete den Degen der Gauner, als wären es Weidengerten. Wie ein Wunder war es anzusehen, mit welcher Gewandtheit er focht, Ausfälle auf sie machte, ihre Spitzen parirte, Alles überblickte, und sich gewandt bewegte, damit sie ihm nicht auf den Rücken kämen; kurz, in meinen Augen und in den Augen aller Derer, die den Kampf mit ansahen, erschien er ein neuer Rodomont, denn er hatte seine Feinde von dem Thore von Jerez bis zu den Säulen des Collegiums von Meister Rodrigo zurückgedrängt, und dies ist weiter als hundert Schritte. Nachdem er sie dort zu Paaren getrieben hatte, kam er zurück, mit den Trophäen seines Sieges in der Hand, die in nichts Anderem bestanden, als in drei Degenscheiden. Diese trug er sogleich zum Corregidor, der, wenn ich mich jetzt recht erinnere, damals kein anderer war, als der Licentiat Sarmiento de Valladares, der sich durch die Zerstörung der Sauceda [1] berühmt gemacht hatte. Alle Zeugen des Kampfes sahen meinen Herrn durch die Straßen gehen, und deuteten auf ihn mit dem Finger, als wollten sie sagen: Jenes ist der Tapfere, der es gewagt hat, allein mit der Blüthe der Gauner Andalusiens zu kämpfen. Den Rest dieses Tages verbrachte er damit, daß er durch die ganze Stadt ging, um sich sehen zu lassen, sobald es aber Nacht wurde, gingen wir nach Triana, wo er in eine Straße eintrat, die nahe an der Pulvermühle liegt. Nachdem er rings umhergelugt, wie es in der Romanze heißt, ob ihn Niemand bemerken könne, ging er in ein Haus, und ich

[1] Eine alte Promenade in Sevilla.

hinter ihm, wo wir in der Vorhalle alle die Helden unsers Kampfes fanden. Sie hatten ihre Mäntel und ihre Degen abgelegt, und ihre Kleider aufgeknöpft. Der Eine derselben, welcher der Wirth seyn mußte, hielt in der einen Hand einen großen Krug Wein und in der andern einen geräumigen Trinkbecher, wie man sie in den Kneipen gewöhnlich braucht; diesen füllte er mit edlem und schäumendem Wein, und trank der ganzen Compagnie zu. Kaum hatten sie meinen Herrn erkannt, als sie Alle mit offnen Armen auf ihn zu liefen und ihm zutranken. Er aber that Jedem Bescheid, und hätte ihnen Bescheid gethan, wären es ihrer auch noch einmal so viel gewesen, denn er war ein Mann von gefälligem Charakter, der nicht leicht Jemanden einer Kleinigkeit wegen beleidigen mochte. Nun könnte ich dir Alles erzählen, was hier vorging, könnte dir sagen was sie speisten, von welchen Händeln sie sprachen, und was für Diebstähle sie sich erzählten; könnte dir von den Mädchen sagen, die sie auf ihre Weise lobten, und von denen, die sie tadelten, wie sie einander mit Lobsprüchen überhäuften und von abwesenden Raufern, die sie alle nannten, sprachen; wie sie nach der Tafel aufstanden, um ihre Geschicklichkeit in den Waffen zu zeigen und sich in den Finten zu üben, die sie gegenseitig anzubringen dachten, zugleich, wie sie mit den Händen fochten und für jede Bewegung eine besondere Benennung hatten. Endlich könnte ich dir die Gestalt und Persönlichkeit des Wirths beschreiben, der von Allen gleich ihrem Oberherrn und Vater geehrt wurde; aber mit allen diesen Schilderungen käme ich in ein Labyrinth, aus dem ich mit dem besten Willen nicht heraus zu kommen vermöchte.

Kurz, ich überzeugte mich auf das bestimmteste, daß der Herr dieses Hauses, den sie Treibein hießen, nichts anders

war, als ein Diebshehler, ein Beherberger von Räubern, sowie der Schirm und Schutz der Ruffiane. Dabei sah ich nun klar, daß der große Kampf, den mein Herr bestanden hatte, zuvor mit Allen abgeredet gewesen sey, und daß Alles, selbst der Rückzug der Spitzbuben und die Eroberung der Degenscheiden, nur Maske war. Diese Letzteren und alle Kosten des Abendessens, welche ihm Treibein vorrechnete, bezahlte mein Herr baar, und Alle blieben vergnügt und fröhlich bis zur Morgendämmerung beisammen. Zum Nachtisch gaben sie meinem Herrn die Nachricht, ein fremder Ruffian habe sich nagelneu in der Stadt etablirt. Ohne Zweifel sey er stärker als sie, und aus Neid wollten sie ihn angeben. Mein Herr nahm ihn die Nacht darauf nackt im Bette gefangen, denn wäre er bekleidet und bewaffnet gewesen, so hätte er sich nicht so ohne Weiteres gefangen nehmen lassen, dies war aus seinem Körperwuchs zu entnehmen. Diese Gefangennehmung, die unmittelbar auf jenen Kampf folgte, machte den Ruf meines Feiglings, denn mein Herr war feiger als ein Hase, über die Maßen wachsen. Seinen Ruf der Tapferkeit aber unterhielt er nur durch tüchtige Gastmähler und Trinkgelage, so er hielt; so daß er Alles, was er sich durch seine Stellung und seine Klugheit erwarb, durch den Kanal der Tapferkeit zu Wasser machte. Nun aber sey geduldig und höre ein Abenteuer an, das ihm zustieß, bei dessen Erzählung ich nicht ein Titelchen von der Wahrheit abweichen werde.

Zwei Gaudiebe stahlen in Antequera ein sehr gutes Pferd. Sie brachten es nach Sevilla und wandten, um es ohne Gefahr zu verkaufen, einen Kunstgriff an, der, meines Bedünkens, eben so fein als scharfsinnig war. Sie stiegen in zwei verschiedenen Gasthäusern ab, und der Eine ging

vor Gericht, wo er eine Klage einreichte, Pedro de Losada sey ihm vierhundert Realen schuldig, die er ihm geliehen habe. Zugleich zeigte er einen Schuldschein vor, der mit dem Namen des vorgeblichen Schuldners unterschrieben war. Der Lieutenant des Corregidor that den Ausspruch, jener Losada müsse den Schuldschein anerkennen, und in diesem Fall das verlangte Geld anschaffen, oder in's Gefängniß wandern; dieses Geschäft aber übertrug er meinem Herrn und dem Schreiber, seinem Freund. Der Spitzbube führte sie in das Wirthshaus des Andern, welcher sogleich seine Unterschrift als richtig erkannte, die Schuld bestätigte und als Unterpfand sein Pferd anbot. Als mein Herr das schöne Thier erblickte, stach es ihm gleich in die Augen, und er bezeichnete es als das seinige, wenn es verkauft werden sollte. Der Dieb erklärte nun, daß der gesetzliche Termin der Heimzahlung verflossen sey; daher wurde das Pferd verkauft, und durch eine dritte Person, welche mein Herr aufstellte, um fünfhundert Realen eingehandelt. Das Pferd war wenigstens noch einmal so viel werth, als er dafür bezahlte; da es aber im Interesse des Verkäufers lag, es so schnell wie möglich los zu werden, so wurde er bei dem ersten Gebot Handels einig. Der eine Dieb erhielt nun die Schuld, die ihm nie verschrieben worden war, und der Andere die Verschreibung, die er nicht nöthig hatte; mein Herr aber behielt das Pferd, das ihm mehr Unglück brachte, als je eines seinem Herrn hätte bringen können. Die Diebe machten sich so bald wie möglich aus dem Staube, und mein Herr hatte nichts eifriger zu thun, als das nöthige Reitzeug und sonstige Bedürfnisse für sein Pferd so gut wie möglich einzurichten, und zwei Tage nachher geputzter und pomphafter, als je ein Bauer in seinen Sonntagskleidern,

auf dem Platze San Francisco spazieren zu reiten. Seine Bekannten wünschten ihm mit den schönsten Worten Glück wegen seines guten Kaufes, indem sie ihn versicherten, das Pferd sey eben so gut hundertundfünfzig Ducaten werth, als ein Ei einen Maravedi. Er aber galoppirte und voltirte sein Pferd auf dem angegebenen Platze umher, wo er seine Tragödie ganz ausspielen sollte. Denn als er gerade mitten in seinen Capriolen und Renversaden war, kamen zwei Herren von guter Gestalt und noch besserer Kleidung herbei, und der Eine sagte: „Bei Gott, das ist mein Pferd, der Eisenhuf, das man mir vor wenigen Tagen in Antequera gestohlen hat.“ Alle, die mit ihm gingen, und er hatte vier Bediente bei sich, sagten, dies sey wahr, und jenes Pferd sey der Eisenhuf, der kürzlich gestohlen worden sey. Mein Herr war hierüber vor Staunen außer sich; der Eigenthümer des Pferdes stellte eine Klage an und brachte Beweise bei, welche so treffend waren, daß der Spruch des Richters zu seinen Gunsten ausfiel und mein Herr das Pferd verlor. Bald wurde nun der ganze Spaß nebst der List der Diebe, die durch die Vermittlung und die Hände derselben Justiz ihr gestohlenes Gut verkauft hatten, bekannt, und fast alle Welt freute sich darüber, daß meinem Herrn seine eigene Habsucht den Sack zerrissen hatte. Allein sein Unglück endete damit noch nicht. Denn in derselben Nacht machte der Corregidor selbst die Runde, welcher die Nachricht erhalten hatte, daß in der Gegend des Viertels des San Julian Diebe bemerkt würden. Als wir über einen Kreuzweg gingen, sahen wir, daß ein Mensch rasch vorüber lief, und in demselben Augenblick nahm mich der Corregidor beim Halsband und hetzte mich mit den Worten: „Faß den Dieb!“ Ich, der ich bereits bis zum Ueberdruß die

Schurkerei meines Herrn angesehen hatte, strauchelte nicht im Geringsten, den Befehl des Herrn Corregidor zu vollführen, stürzte auf meinen eignen Herrn los, so daß er, ohne sich wehren zu können, zu Boden fiel, und wenn sie mich nicht von ihm weggerissen hätten, so hätte ich an ihm eine mehr als vollständige Rache verübt. Zu meinem großen Aerger machten sie mich endlich von ihm los. Die Häscher aber wollten mich abstrafen und sogar mit ihren Stöcken todtschlagen, und hätten es sicher gethan, hätte ihnen nicht der Corregidor mit den Worten Ruhe geboten: „Berühre ihn Keiner, denn der Hund hat gethan, was ich ihm befohlen habe." Die Schlechtigkeit meines Herrn war nun offenkundig; ich aber sprang, ohne von einem Menschen Abschied zu nehmen, durch ein Loch der Stadtmauer hinaus in's freie Feld, und lief noch vor Tagesanbruch nach Mairena, einem Städtchen, das vier Stunden von Sevilla entfernt ist.

Hier wollte mein guter Stern, daß ich mit einer Compagnie Soldaten zusammentraf, die nach dem, was ich sie sagen hörte, nach Cartagena sich einzuschiffen im Begriff waren. Dabei befanden sich vier Ruffiane, die einst Freunde meines Herrn gewesen waren, und ein Tambour, den ich auch kannte; denn dieser war Häscher gewesen, und war im Uebrigen ein großer Possenreißer, was gewöhnlich die Tamboure sind. Alle kannten mich, Alle sprachen mit mir und fragten mich nach meinem Herrn, als ob ich ihnen Red' und Antwort geben könnte. Am meisten Zuneigung schien aber der Tambour zu mir zu haben, und daher beschloß ich, mich mit ihm zu verständigen, wenn es ihm recht wäre, und wollte ihm auf dem ganzen Feldzuge folgen, gleichviel, ob es nach Italien oder nach Flandern ginge,

denn ich bin der Meinung, und du mußt auch dieselbe Ansicht haben, daß, trotz dem Sprichworte: „Es geht ein Gagak über den Rhein, und kommt als Gagak wieder heim,“ das Reisen in fremden Ländern und der Umgang mit fremden Völkern den Geist schärft.

Scipio.

Dies ist so wahr, daß ich mich erinnere, von einem Herrn, den ich früher hatte, und der ein sehr gescheiter Mann war, gehört zu haben, jenem berühmten Griechen, genannt Odysseus, habe man bloß deßhalb den Beinamen des Klugen gegeben, weil er durch viele Länder gereist sey und mit den verschiedensten Völkern und mannigfachsten Nationen verkehrt habe; daher lobe ich deinen damaligen Entschluß, mit den Soldaten in's Feld zu ziehen.

Berganza.

Mein neuer Herr, der Tambour, begann damit, daß er mich lernte nach der Trommel zu tanzen, um seine eigenen Possen besser ausführen zu können; dabei richtete er mich zu Affenkünsten ab, die wohl jedem andern Hunde als mir unausführbar erschienen wären, wie du bald einsehen wirst, wenn ich dir davon erzähle. Unser Marsch gegen das Hauptlager hin geschah nur nach und nach; es war aber kein Kriegscommissair da, der unsern Uebermuth in Schranken gehalten hätte. Der Capitain war ein junger Mann von sehr gutem Adel, aber ein sehr strenger Katholik; unser Fähndrich war erst seit wenigen Monaten vom Hofe und vom Pagenzimmer weg, der Sergeant aber war ein pfiffiger Wucherer, der für die Bagage der Compagnie von dem Ort des Aufbruchs bis zu dem Ort der Einschiffung Sorge

trug. Außerdem war die Compagnie voll zusammengelaufenen Gesindels, das in allen Orten, durch welche wir zogen, den größten Unfug anstellte, und dadurch manche Klage und manchen Fluch gegen diejenigen erregte, die eigentlich unschuldig waren. Es ist ein großes Unglück für einen guten Fürsten, wenn er von seinen Unterthanen wegen der Fehler seiner eigenen Unterthanen beschuldigt wird, denn die Einen sind immer die Henker der Andern, ohne daß der Herr daran Schuld hat, der selbst mit dem besten Willen und den aufrichtigsten Wünschen diesen mannigfachen Uebeln nicht abzuhelfen vermag, denn Alles, oder beinahe Alles, was den Krieg angeht, führt in seinem Gefolge Strenge, Rohheit und Ungemach mit sich. Kurz, um wieder zu meinem Thema zu kommen, ich lernte binnen weniger als vierzehn Tagen, Dank sey es meiner Gewandtheit und der Sorgfalt des Herrn, den ich mir ausgewählt hatte, so gut tanzen, daß ich mich hätte vor dem König von Frankreich, geschweige denn vor einer gemeinen Marketenderin, produciren können. Er lehrte mich Courbetten machen, wie ein neapolitanisches Pferd, und im Kreise voltiren, wie ein Maulthier eines Gypsmüllers, nebst einer Menge anderer Dinge, welche, wenn ich mich nicht sehr gehütet hätte, sie von selbst zu zeigen, ohne Zweifel die Leute hätten glauben machen können, daß sie irgend ein böser Geist in Gestalt eines Hundes ausführe. Bald erhielt ich den Titel: „Der geschickte Hund," und kaum kamen wir nach unserer Einquartirung, als mein Herr, seine Trommel schlagend, durch den ganzen Ort wanderte und Jedermann einlud herzukommen, um die wundervollen Tänze und Fähigkeiten des geschickten Hundes, die in dem und dem Hause, oder in dem und dem Hospital zu sehen wären, für acht oder vier

Maravedi (je nachdem die Bevölkerung groß oder klein war) in Augenschein zu nehmen. Bei den Lobeserhebungen, so mein Herr von mir machte, war kein Mensch im ganzen Ort, der nicht hinging, um mich zu sehen, und Keiner ging von dem Schauspiel fort, ohne mich höchlich bewundert zu haben und mit meinen Leistungen hoch zufrieden zu seyn. Mein Herr war über den vielen Gewinn, den ich ihm einbrachte, äußerst erfreut, und unterhielt sechs seiner Kameraden wie Könige. Nun erwachte aber unter den Gaunern, so bei der Compagnie waren, die Habsucht und der Neid, so daß sie beschlossen, mich zu stehlen, und nur auf eine passende Gelegenheit dazu warteten, indem diese Weise des Brodverdienstes bald sehr viele Liebhaber gewann, die, ohne weiter etwas zu thun, ein gutes Leben zu führen dachten. Aus dieser Ursache sieht man in Spanien so viele Marionetteninhaber, so viele Leute, welche mit Bildern umherziehen und Romanzen oder Nadeln verkaufen. Wenn man diesen Allen ihre ganze Habe verkaufte, so könnten sie sich in der That nicht einen Tag lang ernähren; trotzdem aber haben sie das ganze Jahr ihre Tragbude und ziehen in den Tavernen umher. Daher bin ich überzeugt, daß sie noch ein anderes Nebengeschäft treiben, welches ihnen die Becher füllt, an denen sie sich berauschen. Dies ganze Volk besteht aus nichts als Vagabunden, Taugenichtsen und nichtswürdigen Weinschwämmen, welche an der Habe Anderer zehren wie die Kornwürmer.

Scipio.

Genug, Berganza, falle nicht in deinen frühern Fehler zurück, die Nacht geht nach und nach hin, und ich möchte

nicht, daß uns der Aufgang der Sonne in den Schatten des Stillschweigens zurückwerfen möge.

Berganza.

Schweig' und höre. Da es eine leichte Sache ist, zu einer Erfindung noch eine Verbesserung hinzu zu fügen, so machte mir mein Herr, welcher sah, wie gut ich die neapolitanischen Renner nachmachen konnte, eine Schabracke von gepreßtem Leder mit vergoldeten Zierrathen und einem kleinen Sattel, den er mir auf den Rücken schnallte. Auf diesen setzte er eine leichte Puppe, die einen Mann vorstellte, welcher mit der Lanze in der Hand ein Ringelrennen hielt, und lehrte mich nun, genau unter einem Ringe wegzuspringen, der zwischen zwei Pfählen aufgehängt war. An dem Tage, wo dieses Ringelrennen ausgeführt werden sollte, kündigte mein Herr mit großem Pomp an: „Heute werde der geschickte Hund andere neue, noch nie gesehene Kunststücke machen, und außerdem noch Ringelrennen;" die angekündigten andern neuen Kunststücke aber führte ich nach eigener Laune aus, um meinen Herrn nicht Lügen zu strafen. Nun kamen wir nach unsern bestimmten Tagemärschen nach Montilla, einer Stadt, die dem berühmten und frommen Marquis de Priego, dem Oberherrn der Häuser von Aguilar und Montilla, gehörte. Mein Herr wurde, seiner Bitte gemäß, in einem Hospital einquartirt. Er ließ sogleich seine gewöhnliche Ankündigung verbreiten, und da bereits die Fama vorausgegangen war und von den Kunststücken und Fähigkeiten des geschickten Hundes die Welt erfüllt hatte, füllte sich der Hof in weniger als einer Stunde mit Zuschauern; mein Herr war darüber sehr erfreut, weil er sah, daß seine Ernte außerordentlich reich auszufallen



X. Seite 89.

versprach, und übertrieb an diesem Tage seine Possenreißereien auf das äußerste. Das Erste, womit das Fest begann, bestand in den Sprüngen, die ich durch ein Sieb that, welches das Ansehen einer Tonne hatte. Er beschwörte mich dabei mit den gewöhnlichen Fragen, und leitete meine Bewegungen mit einer Weidengerte in der Art, daß, wenn er sie hoch hielt, ich ruhig bleiben mußte, wenn er sie aber gegen den Boden hielt, so war es ein Zeichen, daß ich springen solle. Die erste Beschwörung an diesem Tage war unter allen, so er an mich machte, die merkwürdigste; sie hieß also: „Ha, Freund Gavilan, springe zu Ehren des alten, greisen Junggesellen, den du wohl kennst, und der seinen Bart einmarinirt, und wenn du das nicht willst, so tanze zu Ehren des Pompes und des Schmuckes der Doña Pimpinela de Plafagonia, welche die Genossin der Gallizierin war, die zu Valdeastillas uns bediente. Ist dir die Beschwörung nicht recht, Sohn Gavilan, so springe zu Ehren des Baccalaureus de Pasillas, der sich Licentiat unterschreibt, und nicht den geringsten akademischen Grad erhalten hat. O, du bist heute faul, warum springst du nicht? Aber ha, schon verstehe ich deine Schelmerei und Schalkheit, nun springe zu Ehren des Weins von Esquivias,[1] der eben so berühmt ist, als der von Ciudad Real, von San Martin und Ribadavilla.“ Nun ließ er seine Ruthe sinken, und ich machte meine Sprünge, indem ich über seine Bosheit meine Reflexionen machte. Sodann wandte sich mein Tambour zu dem Publicum und sprach mit starker Stimme: „Denkt nicht, ihr hohen Herren und gnädigen Zuschauer, die ihr einem Senate gleicht, daß das, was der Hund weiß, nur etwas

[1] Geburtsort der Frau des Cervantes.

zum Lachen ist. Vierundzwanzig Kunststücke hab' ich ihn gelehrt, und dem geringsten derselben würde mancher Sperber, wenn er es verdiente, nachfliegen; ich will damit sagen, daß das Geringste derselben zu sehen Mancher gern einen Weg von dreißig Stunden zurücklegt. Er tanzt die Zarabanda und Chacona besser, als die Erfinderin dieser Tänze selbst, er trinkt eine Maas Wein, ohne einen Tropfen zurückzulassen, und intonirt sein C, D, E, F so gut als irgend ein Sacristan; alle diese Dinge und noch viele andere mehr, die ich nun nicht alle sagen kann, werden Euer Gnaden dann sehen, wenn unsere Compagnie noch länger hier bleibt; für jetzt wird unser geschickter Hund noch einen Sprung thun, und alsdann werden wir auf die Hauptsache unserer Vorstellung kommen.

Mit diesen Worten fesselte er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, die er Senat genannt hatte, und machte in ihnen den Wunsch rege, nicht nachzulassen, bis sie Alles gesehen hätten, was ich ihnen machen konnte. Nun sagte mein Herr, indem er sich zu mir wandte: „Wohlan, Sohn Galivan, mache mit deiner artigen Gewandtheit und Geschicklichkeit alle die Sprünge, so du gemacht hast, wieder verkehrt, denn dies sind wir aus Ehrfurcht der berühmten Hexe schuldig, die in diesem Orte haust.“ Kaum hatte er dies gesagt, als die Hospitalmutter, eine alte Vettel von ungefähr sechzig Jahren, ausrief: „Du miserabler Schurke, du Charlatan, du Windbeutel, du Hurensohn, hier gibt es keine Hexe! Wenn du das aber von der Camacha sagst, so hat sie bereits ihre Sünde gebüßt und ist hingekommen, wo Gott es wissen mag; sagst du das aber von mir, infamer Possenreißer, so bin ich weder eine Hexe, noch bin ich in meinem ganzen Leben eine gewesen; und wenn je von mir

die Sage gegangen ist, ich sey eine gewesen, so verdanke ich es nur den falschen Zeugen, den willkürlichen Gesetzen, und einem eben so verwegenen als falsch unterrichteten Richter; die ganze Welt weiß, wie ich mein Leben in Buße zubringe, aber nicht wegen der Hexereien, so ich gethan hätte, sondern wegen vieler anderen Sünden, nämlich solcher, welche ich begangen habe, wie ein jeder Mensch, der sündigt. Nun, du Hannswurst, du Hundetrommler, mache, daß du aus dem Hospital hinauskommst; wo nicht, so schwöre ich beim Leben meiner Schutzheiligen, du sollst schneller hinauskommen als im Sturmschritt.“ Hiemit begann sie nun so heftig zu schreien und meinen Herrn mit einer solchen Flut der niederträchtigsten Schimpfwörter zu überhäufen, daß er davon ganz bestürzt wurde und außer sich kam. Das Ende davon war, daß sie durchaus nicht duldete, daß die Vorstellung vollendet wurde. Mein Herr grämte sich nicht gar sehr über diese Unterbrechung, weil er die Einnahme schon in der Tasche hatte, und kündigte für einen andern Tag und ein anderes Hospital die Vorstellung an, die er heute nicht hatte geben können. Die Zuschauer aber gingen unter Flüchen auf die Alte fort, indem sie ihren Titel, Hexe, noch dem einer Kircheneule und einer alten bärtigen Vettel hinzufügten. Trotz alle dem blieben wir die Nacht darauf noch in dem Hospital; da begegnete mir, als ich in dem Hof allein war, die Alte, und sagte zu mir: „Bist das du, mein Sohn Montiel? Bist es vielleicht du, mein lieber Sohn? Ich erhob den Kopf und sah sie lange an, als sie dies aber bemerkte, kam sie mit Thränen in den Augen auf mich zu, umarmte mich auf das innigste und hätte mich auf die Schnauze geküßt; allein es ekelte mir an ihr und ich gab es nicht zu.

Scipio.

Da hast du wohl daran gethan; denn es ist nicht nur kein Vergnügen, sondern eine Qual, ein altes Weib zu küssen oder sich von ihr küssen zu lassen.

Berganza.

Was ich dir nun erzählen will, hätte ich dir eigentlich am Anfang meiner Geschichte sagen sollen, denn dadurch hätten wir uns das Staunen über unser Vermögen zu sprechen erspart. Denn du mußt wissen, daß die Alte zu mir sagte: „Sohn Montiel, folge mir, damit du weißt, wo mein Zimmer ist. Sodann sorge dafür, daß wir diese Nacht allein bei einander seyn können, ich will die Thüre offen lassen; denn wisse, daß ich dir Vieles von deinem Leben sagen kann, was dir zum großen Vortheil gereichen wird. „Ich senkte zum Zeichen meines Gehorsams den Kopf, und sie schien daher fest der Meinung zu seyn, ich sey der Hund Montiel, den sie suche, wie sie mir dies auch später sagte. Bestürzt vor Verwunderung erwartete ich die Nacht und war sehr begierig, was das Mysterium oder Geheimniß seyn werde, wovon mir die Alte gesprochen hatte; denn da ich sie eine Hexe hatte nennen hören, erwartete ich von ihrer nähern Bekanntschaft und ihren Reden große Dinge. Endlich kam der Augenblick herbei, wo ich mit ihr in ihrem Zimmer beisammen war. Sie wohnte in einem dunkeln, kleinen und niedern Gemache, das nur von dem schwachen Lichte einer thönernen Lampe dürftig erleuchtet wurde. Die Alte schürte ihr Licht an, setzte sich auf ein kleines Kästchen, und als ich auf sie zutrat, umarmte sie mich ohne ein Wort zu sprechen, und ich hütete mich abermals so viel ich konnte, einen Kuß von ihr zu empfangen. Die ersten Worte, die



X. Seite 92.

sie an mich richtete, waren: „Längst habe ich von dem Himmel es als eine Gnade gehofft, dich zu sehen, mein Sohn, ehe diese Augen sich in dem letzten Schlafe verschlössen, und nun, da ich dich gesehen habe, mag der Tod kommen, denn ich sterbe nun gern, dieses bedrückte Leben zu verlassen. Du mußt wissen, mein Sohn, daß in dieser Stadt die berühmteste Hexe der Welt wohnte, welche man die Camacha von Montilla nannte. Sie war in ihrer Kunst größer als Ericto, Circe und Medea, denn ich habe sagen hören, daß Alles, was in den Büchern der Geschichte von jenen stehe, ihren Thaten nimmer gleich kam. Sie trieb, wenn es ihr gefiel, die Wolken zu einem Gewitter zusammen und verfinsterte mit ihnen das Angesicht der Sonne, und so oft es ihr gelüstete, wurde der trübste Himmel rein. In einem Augenblicke vermochte sie Menschen, welche in entfernten Gegenden wohnten, herzuzaubern; sie konnte auf wunderbare Weise Mädchen heilen, welche in Absicht auf ihre Reinheit sorglos gewesen waren, und wußte Wittwen die Gabe zu verleihen, daß sie ohne schlimme Folgen sich ihren Gelüsten hingeben konnten. Verheirathete Paare vermochte sie zu trennen und die zu verheirathen, welche ihr passend schienen. Im December hatte sie frische Rosen in ihrem Garten und im Januar schnitt sie den Waizen. Eine Kleinigkeit war es für sie, Brunnenkresse in einem Backtrog wachsen zu lassen, oder in einem Spiegel, so wie auf dem Nagel eines neugebornen Kindes lebendige und todte Menschen erscheinen zu machen, wie man es von ihr begehrte. Es ging die Sage, sie besäße die Kunst, Menschen in Thiere zu verwandeln, und sie habe sich sechs Jahre lang eines Sakristans als ihres Tragesels bedient; und dieses ist wahr und wirklich in der That, aber ich konnte niemals dazu kommen, auf welche Weise sie dies ausführe. Denn von jenen alten Zauberinnen, welche Menschen in

Thiere zu verwandeln vermochten, sagen diejenigen, die am meisten Wissenschaft davon haben, es sey nichts Anderes gewesen, als daß sie mit dem Liebreiz ihrer außerordentlichen Schönheit und mit den Künsten ihrer Schmeichelzunge Männer, die ihnen gefielen, so anzogen und sie dergestalt sich unterjochten, daß sie in Allem, was sie auch wollten, ihnen dienen mußten, und also sich auf keine andere Weise benahmen, als wie wenn sie Thiere wären. An dir aber, mein Sohn, hat mich meine eigene Erfahrung das Gegentheil gelehrt, denn ich weiß, daß du ein vernünftiges Wesen warst, und nun sehe ich dich in der Gestalt eines Hundes, daran aber muß jene Wissenschaft schuld seyn, die man Tropelia nennt und die macht, daß wir ein Ding für das andere ansehen. Sey nun dem wie es wolle, das macht mir den meisten Kummer, daß weder ich noch deine Mutter, die wir Schülerinnen der guten Camacha gewesen sind, jemals so weit in der Wissenschaft gelangten, als sie; daran war aber von unserer Seite weder Mangel an Scharfsinn, Fähigkeit oder Geist schuld, denn in dieser Hinsicht waren wir eher ihr überlegen, als geringer als sie, sondern ihre ungemeine Bosheit war schuld daran, vermöge deren sie uns niemals in den größeren Künsten unterrichten wollte, weil sie diese nur für sich selbst behielt.

„Deine Mutter, lieber Sohn, hieß Montiela, die nach der Camacha die berühmteste Zauberin war; ich heiße Cañizares, und wenn ich nicht so weit in der Kunst bin, wie jene Beiden waren, so ist doch wenigstens meine Absicht eben so gut, als die von irgend einer dieser Beiden. Es ist wahr, daß deine Mutter den Muth hatte, eine ganze Legion Teufel in einen Kreis zu bannen und selbst hineinzutreten, so daß ihr in dieser Beziehung selbst Camacha den

Vorrang zugestand; ich dagegen war immer ein wenig furchtsamer Natur und begnügte mich damit, eine halbe Legion herzubeschwören, aber mit aller Achtung vor jenen Beiden sey es gesagt, in der Kunst, jene Salben zu bereiten, mit welchen wir Hexen uns salben, darin gab ich keiner im Geringsten den Vorrang und werde ihn auch keiner gestatten, so viele auch deren sind, die heut zu Tage unsere Regeln befolgen. Du mußt aber wissen, mein Sohn, daß, als ich sah, wie ich jetzt deutlich sehe, mein Leben, das auf den leichten Schwingen der Zeit dahinfliegt, auf die Neige geht: da bestrebte ich mich, alle Laster der Zauberei, in denen ich seit vielen Jahren versunken war, abzulegen, und dabei blieb mir nur noch aus Neugierde die Sucht, eine Hexe zu seyn, ein Fehler, der außerordentlich schwer abzulegen ist. Deine Mutter that dasselbe, sie reinigte sich von vielen Lastern und that in ihrem Leben viele gute Werke, aber am Ende starb sie als Hexe. Sie starb aber an keiner Krankheit, sondern an einem Schmerz, den ihr die Camacha, ihre Lehrmeisterin, sey es aus Neid, daß jene in der Wissenschaft ihr gleichkommen wollte, sey es aus Eifersucht, ihr beibrachte; die Ursache ihres Hasses aber konnte ich nie ergründen. Deine Mutter war schwanger, und als die Stunde der Geburt herannahte, leistete die Camacha ihr die Dienste einer Hebamme und empfing mit ihren Händen das, was deine Mutter geboren hatte. Sie zeigte ihr nun ihre Kinder, und es waren zwei junge Hunde, aber als deine Mutter sie sah, rief sie aus: „Weh mir, welche schlechte That, weh mir, welch schwarzes Verbrechen!“ — „Aber, Schwester Montiela, ich bin deine Freundin, ich will diese Kinder verbergen, mache nur, daß du bald wieder gesund wirst, und rechne darauf, daß dein Unglück in dem Grabe meiner Brust ein ewiges

Stillschweigen findet. Bekümmere dich weiter nicht um diese Sache, denn es ist dir ja bekannt, daß ich wohl weiß, daß du nur mit Rodriguez, dem Sackträger, deinem Freunde, Umgang pflegtest, und kommt diese hündische Geburt irgendwo anders her, so liegt ein Mysterium zu Grunde."

„Deine Mutter und ich, wir Beide waren über dieses sonderbare Ereigniß äußerst erstaunt, denn ich war auch bei dieser Geburt zugegen gewesen. Nun ging die Camacha fort und nahm die beiden Köter mit sich; ich aber blieb bei deiner Mutter, um sie zu verpflegen; diese aber wußte sich den Vorfall durchaus nicht zu erklären. Als die letzte Stunde der Camacha herannahte, und sie voraussah, daß sie nicht mehr lange leben werde, rief sie deine Mutter und bekannte ihr, sie habe eines gewissen Verdrusses wegen, den sie früher mit ihr gehabt habe, ihre Söhne in Hunde verwandelt. Darüber aber solle sie sich nicht grämen, denn sie werden ihre frühere Gestalt wieder bekommen, wenn sie am wenigsten daran dächten; dies aber könne nicht früher geschehen, als bis sie mit ihren eigenen Augen Folgendes sehen würden:

Sie werden ihre wahre Form erlangen,
Wenn sie erkennen, daß im schnellen Wechsel
Die Stolzen, Hocherhabenen sind gestürzt.
Die Niedern und Bedrückten sind erhoben,
Durch mächt'ge Hand, die große Thaten schafft.

„Dies sind die Worte, welche Camacha in der Stunde ihres Todes, wie ich bereits erzählte, zu deiner Mutter sagte. Deine Mutter schrieb den Spruch auf und lernte ihn auswendig. Ich that dasselbe, um, wenn die Zeit eine Gelegenheit herbeiführte, sie einem von Euch mitzutheilen. Um Euch

zu erkennen, rufe ich alle Hunde von deiner Gestalt und Farbe mit dem Namen deiner Mutter an, nicht aber weil die Hunde den Namen ihrer Mutter wissen müssen, sondern um zu sehen, ob sie auf einen Ruf achteten, der von einem gewöhnlichen Hundenamen so sehr verschieden ist. Als ich diesen Abend dich, den sie den geschickten Hund nennen, so viele Kunststücke machen sah, noch mehr aber, als ich sah, wie du den Kopf erhobest, um mich anzuschauen, als ich dich im Hofe anrief, da glaubte ich nicht anders, als du müssest der Sohn der Montiela seyn, und es macht mir außerordentliches Vergnügen, dir von deiner Lebensgeschichte zu erzählen, und dich in der Art und Weise zu unterrichten, wie du deine frühere Gestalt wieder erlangen wirst. Ich möchte, dies Mittel wäre so leicht, wie das, welches Apulejus in seinem goldnen Esel erwähnt, das nämlich nur darin bestand, eine Rose zu essen; aber leider ist das Mittel, das dir deine wahre Gestalt gibt, nicht in deinen eigenen Bestrebungen, sondern in den Thaten anderer Leute begründet. Was du nun zu thun hast, mein Sohn, das besteht darin, daß du dich von jetzt an in deinem Herzen Gott empfiehlst und die sichere Hoffnung hegst, daß diese, ich will nicht sagen Prophezeiungen, sondern Vorahnungen, bald und glücklich in Erfüllung gehen werden, denn weil die gute Camacha sie ausgesprochen hat, werden sie ohne Zweifel wahr werden, so daß ihr beiden Brüder, wenn dein Zwillingsbruder noch am Leben ist, euch sehen werdet, wie ihr wünschet.

„Was mir besonders viel Kummer bereitet, ist das Bewußtseyn, daß ich meinem Ende nahe bin, und euch wohl nicht mehr vereint sehen werde. Oftmals wollte ich meinen Bock fragen, was für ein Ende euer Leben nehmen würde, aber ich hatte nie den Muth dazu, weil dieser auf unsere

Fragen niemals eine klare Antwort gibt, sondern nur in Umschweifen und in Redensarten antwortet, die mancherlei Deutung zulassen. Daher kann ich den Bock, unsern Herrn und Gebieter, darüber nichts fragen, zumal er eine Wahrheit immer mit tausend Lügen mischt, und ich glaube selbst, so viel ich aus seinen Antworten ermessen kann, er weiß von der Zukunft nichts gewiß, sondern hat nur Vermuthungen darüber. Indessen hat er uns bei alle dem, obgleich wir Hexen sind, so im Bann, daß wir nicht von ihm lassen können, wenn er uns auch tausend böse Streiche spielt. Zuweilen besuchen wir ihn auf einem großen, ebenen Felde, das sehr weit von hier entfernt ist, und dort vereinigt sich dann unsere ganze unendliche Schaar von Hexenmeistern und Hexen. Er gibt uns dort eine Mahlzeit von sehr unschmackhaften und rauhen Speisen, und es gehen noch eine Menge andere Dinge vor, die so schmutzig und unfläthig sind, daß sich meine Seele, die sich Gott zugewendet hat, beschweren würde, wenn ich sie ausspräche, und es vor meinem Gewissen nicht wage, deine keuschen Ohren mit der Erzählung derselben zu beleidigen. Es gibt viele Leute, die glauben, wir gehen zu diesen Gastmahlen nur mit der Phantasie, wo uns alsdann der Teufel eine Menge Bilder vorspiegelt, die alsdann das seyen, was wir als dort vorgefallen erzählen. Andere wieder sagen das Gegentheil und behaupten, wir seyen wirklich mit Leib und Seele dabei; ich aber bin der Ansicht, daß beide Meinungen wahr sind, denn wir wissen es nie genau, ob wir auf die eine, oder bloß auf die andere Weise hingehen, aber Alles, was in unserer Phantasie vorgeht, hat so sehr den Anschein des Wesenhaften, daß wir keinen Unterschied darin machen können, ob wir wirklich mit Leib und Seele dabei sind oder nicht. Die Herren Inquisitoren

haben in dieser Beziehung einige Thatsachen über diesen Gegenstand herausgebracht, indem sie Einige von uns inquirirten, die als Hexen angegeben wurden, und ich denke sie könnten die Wahrheit dessen, was ich sagte, bekräftigen. Gerne möchte ich, lieber Sohn, von dieser Sünde mich befreien, und habe alles Mögliche gethan, um davon los zu werden. Daher habe ich mich zur Hospitalmutter machen lassen; ich verpflege die Armen, und dann und wann stirbt Einer, der mir so viel hinterläßt, daß ich einige Zeit davon leben kann, auch finde ich zuweilen in ihren Bettlerlumpen einige Kleinodien, so daß meine Mühe, ihre Kleider genau zu durchsuchen, belohnt wird. Ich bete wenig, aber öffentlich, ich klatsche viel, aber im Verborgenen, und befinde mich besser dabei, Heuchlerin, als erklärte Sünderin zu heißen, denn der glänzende Schein meiner offenkundigen guten Werke löscht manches böse Werk der frühern Zeit in dem Gedächtnisse derer aus, die mich kennen, und in der That schadet die Scheinheiligkeit keinem Andern, als sich selbst.

„Schau, lieber Sohn Montiel, ich gebe dir den Rath, so viel als möglich gut zu seyn, und wenn dich je die Umstände dazu veranlassen, Uebles zu thun, so sorge dafür, daß du so wenig wie möglich als ein Uebelthäter erscheinst. Ich bin eine Hexe, das leugne ich nicht; Hexe und Zauberin war deine Mutter, ich kann dir es eben so wenig verhehlen; aber der gute Schein, den wir immer um uns Beide zu verbreiten wußten, vermochte uns in der ganzen Welt Kredit zu verschaffen. Drei Tage vor ihrem Tode hatten wir Beide einen Schmaus in einem Thale des Pyrenäengebirges mitgemacht; trotz dem aber war sie in der Stunde ihres Todes so ruhig und so getröstet, daß sie außer einigen Grimassen, so sie eine Viertelstunde, ehe sie den Geist aufgab,

schnitt, nicht anders aussah, als ob ihr Bett ein Blumenpfühl wäre. Ihre beiden Söhne hatte sie auf dem Herzen liegen, nie aber wollte sie, selbst unter den Klauen des Todes nicht, der Camacha vergeben, so fest und unerschütterlich war in allen Dingen ihr Charakter. Ich schloß ihr die Augen und ging mit bei ihrem Begräbniß. Dort habe ich sie verlassen, um sie nie wieder zu sehen, obgleich ich nicht die Hoffnung verloren habe, sie vor meinem Tode wieder zu erblicken; denn in unserm Orte geht die Sage, mehrere Leute haben sie auf den Begräbnißplätzen und Kreuzgängen, unter verschiedenen Gestalten, gesehen; vielleicht stoße ich einmal auf sie, und werde sie alsdann fragen, ob sie mir irgend etwas aufzutragen hat, das ich zur Erleichterung ihres Gewissens thun könne."

Alles, was mir die Alte zum Lob derjenigen sagte, die meine Mutter seyn sollte, war ein Lanzenstich, der mir durch das Herz ging, und ich war oft nahe daran, auf sie loszustürzen und sie mit meinen Zähnen in Stücke reißen zu wollen, und unterließ dieß nur, um nicht in einer so elenden Lage ihr den Tod zu bereiten. Endlich sagte sie mir, sie gedenke diese Nacht sich zu salben, um eine ihrer gewohnten Schmausereien mitzumachen, und wenn sie dort sey, wolle sie sich bei ihrem Herrn um etwas, das mein Schicksal beträfe, erkundigen. Ich wollte sie fragen, was denn das für Salben seyen, von denen sie spreche, aber da kam es mir vor, als ob sie schon in meinen Augen die Frage gelesen hätte und meinen Wunsch erkannte, indem sie sprach, wie wenn sie auf eine Frage antwortete: „Die Salbe, womit wir uns Hexen bestreichen, besteht aus Pflanzensäften, die möglichst kalter Natur sind, und keineswegs, wie das Volk sagt, aus Blut von Kindern, die wir erwürgen. Hier könntest du freilich fragen, was hat

denn der Teufel für ein Vergnügen oder einen Vortheil dabei, daß er uns dazu verleitet, gern neugeborene Kinder zu tödten, weil er weiß, daß sie, sobald sie getauft sind, als unschuldige und sündenlose Kreaturen zum Himmel gehen, und daß er eine Qual ohne Gleichen empfindet, so oft ihm eine christliche Seele entkommt? Hierauf weiß ich dir nichts anders zu antworten, als das, was das Sprichwort sagt: daß mancher Mensch wünscht beide Augen zu verlieren, damit sein Feind eines verliere, denn dadurch, daß er die Kinder umbringt, schafft er den Eltern den größten Kummer, der sich denken läßt, wobei ihm das am wichtigsten ist, daß wir bei jeder Gelegenheit eine so grausame und naturwidrige Sünde begehen. Aber alles dies läßt ja Gott in unsern Sünden zu, denn ohne seine Erlaubniß kann, wie ich aus Erfahrung weiß, der Teufel selbst keine Ameise beleidigen. Diese Wahrheit ist so gewiß als irgend eine; denn ich bat ihn einmal, er möchte den Weinberg eines meiner Feinde zerstören, er antwortete mir aber, nicht einmal ein Blatt davon dürfe er berühren, weil es Gott nicht wolle. Daraus wirst du einmal erkennen, wenn du ein Mensch geworden bist, daß alles Unglück, das Völker, Königreiche, Städte und ihre Bewohner betrifft, als: schneller Tod, Schiffbrüche und sonstige schlimme Zufälle, kurz, alles Unglück, was man eine Calamität nennt, von der Hand des Höchsten kommt, denn Nichts kann geschehen, ohne daß er es zuläßt, alles Uebel aber, das durch Schuld geschieht, kommt durch unser eigenes Zuthun und hat keine andere Ursache. Gott ist sündenlos, daher kommt es, daß wir allein die Urheber der Sünde sind, und Sünde gebärt unser Wille, Sünde spricht unsere Rede aus, und sündig ist unser Handeln. Gott aber läßt zur Strafe unserer Sünden das Unglück zu,

wie ich bereits gesagt habe. Du wirst nun bei dir sagen, mein Sohn, wenn du mich vielleicht verstehst, wer mich denn Theologie gelehrt hat, und vielleicht in deinem Herzen ausrufen: Hole der Teufel die alte frömmelnde Hure! warum hört sie nicht auf, eine Hexe zu seyn, da sie doch so viel weiß, und warum wendet sie sich nicht zu Gott, im Bewußtseyn, daß er geneigter ist, Sünden zu vergeben, als sie zuzulassen? Hierauf erwidere ich dir, wie wenn du mich gefragt hättest: die Gewohnheit zu sündigen wird zur anderen Natur, und die Gewohnheit, eine Hexe zu seyn, geht in's Fleisch und in's Blut über; und mitten in der Hitze des Blutes, die ungeheuer ist, entsteht ein Fieberfrost, der auf die Seele selbst, wenn sie gläubig seyn will, schaudernd und erstarrend einwirkt. Hieraus entsteht ein Vergessen seiner selbst, so daß es uns unmöglich wird, an die Schrecknisse zu denken, mit denen uns Gott droht, und uns an die Glorie zu erinnern, zu der er uns einladet. Und in Wahrheit, da dies eine Sünde des Fleisches und der Sinnlichkeit ist, muß diese Sucht all unser Bewußtseyn abtödten, indem sie uns in Verzückung versetzt und betäubt, so daß wir nicht mehr im Stande sind, von unseren Fähigkeiten Gebrauch zu machen, wie wir sollten. Dadurch wird die Seele unnütz, schwach und schlaff, und ist durchaus unvermögend, sich zu einer Betrachtung zu erheben, die einen tugendhaften Gedanken in sich hegt. Also versunken in dem tiefen Abgrund ihres eigenen Elendes hat sie nicht die Willenskraft, ihre Hand zu Gott zu erheben, der ihr die seinige aus seiner Barmherzigkeit, mit der er sie aufrichten will, entgegenstreckt. In mir wohnt eine dieser Seelen, davon ich dir ein Gemälde gegeben habe. Ich sehe Alles ein, und verstehe Alles, ich weiß, wie die Sinnlichkeit meiner Willenskraft Fesseln

angelegt hat, und war immer gottlos und werde es immer seyn.

„Lassen wir indessen diesen Gegenstand, und gehen wir über zu den Bestreichungen mit der Salbe. Ich sage dir, diese Salben sind so kalter Natur, daß sie uns, wenn wir uns damit bestreichen, aller Sinne berauben und wir matt und ausgestreckt auf dem Boden liegen; alsdann sagt man uns, daß Alles, was unsere Phantasie uns vorspiegelt, uns in Wirklichkeit und Wahrheit vorzugehen scheint. Zuweilen kommt es uns, nachdem wir uns gesalbt haben, vor, als verwandelten wir uns in Hähne, Käuzchen oder Raben, und als gingen wir nach dem Orte, wo unser Herr und Meister unserer wartet. Dort bekommen wir unsere frühere Gestalt und fröhnen der Lust unserer Sinnlichkeit, von der ich dir nichts sage, denn die Ausbrüche derselben sind der Art, daß das Gedächtniß erröthet, sich daran zu erinnern, und daß die Zunge vor der Schilderung derselben zurückschaudert. Bei alle dem bin ich eine Hexe, und verdecke alle meine vielen Sünden mit dem Mantel der Heuchelei. Es ist wahr, daß wenn es Leute gibt, die mich achten und als eine gute Frau ehren, so gibt es Viele, welche nicht ermangeln, keine zwei Finger vom Ohre entfernt, mir den Namen der Feste zuzuflüstern, welchen uns die Wuth eines erzürnten Richters aufgeprägt hat. Vor diesem Richter standen wir Beide, ich und deine Mutter, in früherer Zeit, und dieser gebrauchte zum Werkzeug seines Zorns die Hände des Henkers, der, da er nicht bestochen war, mit der ganzen Rohheit seiner Gewalt unsere Schultern mißhandelte. Aber dies ist schon längst vorbei, und alle Dinge gehen vorüber; das Gedächtniß verwischt sich, das Leben kehrt nicht wieder zurück, die Zunge wird müde und neue Ereignisse machen die früheren

vergessen. Ich bin Hospitalmutter, meine Aufführung zeigt sich untadelhaft, meine Salbungen gewähren mir manchen Augenblick der Lust, und ich bin nicht so alt, daß ich, obgleich schon im fünfundsiebenzigsten Jahre stehend, wohl noch ein Jahr leben könnte. Und obgleich ich wegen meines hohen Alters nicht fasten kann, und wegen meines Schwindels unfähig bin zu beten, auch keine Pilgerfahrten zu unternehmen vermag, weil meine Glieder zu schwach sind; obgleich ich weder Almosen geben kann, weil ich arm bin, noch Gutes von den Leuten denken kann, weil ich eine Freundin der Klatscherei bin, auch nichts Gutes zu thun vermag, weil dazu nöthig ist, daß man vorher Gutes denke, meine Gedanken aber immer böse seyn müssen, so weiß ich trotz dem doch, daß Gott gut und barmherzig ist und genau weiß, was an mir ist, und das ist genug. Hier aber mag diese Unterredung, welche mich in der That in Trauer versetzte, aufhören. Wohlan, mein Sohn, du sollst nun sehen, wie ich mich salbe, denn ein jeder Kummer läßt sich ertragen, wenn man Brod hat; den guten Tag muß man in sein Haus einladen, denn während man lacht, weint man nicht. Ich will damit sagen, daß, obgleich die Vergnügungen, so uns der Teufel gewährt, nur Schein und Trug sind, sie uns doch immer als Vergnügungen erscheinen, wenn auch die Lust, die wir empfinden, mehr eingebildet als wirklich empfunden ist, und es sich bei wahrhaften Genüssen ganz anders verhalten muß."

Nachdem sie diese lange Rede geendet hatte, nahm sie das Licht und trat in ein Nebenzimmerchen, das noch enger war, ein. Ich folgte ihr, von tausend verschiedenen Gedanken durchwogt, und voll Verwunderung dessen, das ich gehört, so wie voll Erwartung dessen, was ich zu sehen



X. Seite 105.

hoffte. Die Cañizares hing nun ihre Lampe an der Wand auf, und entkleidete sich so schnell sie konnte bis auf das Hemd; sodann nahm sie aus einem Winkel ein wohl verglastes thönernes Gefäß, griff mit der Hand hinein und salbte sich von Kopf zu Fuß, nachdem sie ihre Haube abgenommen hatte, unter beständigem Murmeln von unverständigen Worten. Ehe sie sich vollständig eingesalbt hatte, sagte sie mir, wenn auch ihr Leib fühllos in diesem Zimmer niederfiele, oder auch gänzlich verschwände, so solle ich mich darüber nicht wundern und auch nicht unterlassen, von jetzt bis morgen hier zu bleiben, denn alsdann werde ich erfahren, was mit mir vorgehen würde, bis ich meine menschliche Gestalt erlangte. Ich deutete ihr dadurch, daß ich meinen Kopf senkte, an, dies thun zu wollen. Nun aber hatte sie ihre Besalbung vollendet und streckte sich wie todt auf dem Boden aus. Ich näherte meine Nase ihrem Mund, und erkannte, daß sie weder viel noch wenig Athem holte.

Hier muß ich dir bekennen, Freund Scipio, daß mich große Furcht befiel, mich in diesem engen Zimmer mit jener Gestalt eingeschlossen zu sehen, die vor mir lag. Ich will versuchen, dir, so viel ich kann, eine Schilderung davon zu geben. Sie war mehr als sieben Fuß lang und schien nichts Anderes als ein Skelett, mit einer schwarzen, rauhen und gegerbten Haut überzogen. Mit ihrem eigenen Bauche, der einem gegerbten Schafleder glich, war ihre Scham bedeckt, denn er hing bis auf die Mitte der Schenkel herab; ihre Brüste glichen zwei ausgetrockneten und runzelichten Rindsblasen; ihre Lippen waren schwarz, ihre Zähne abgenützt, ihre Nase krumm, dünn und spitzig, die Augen waren verdreht, die Haare zerzaust, die Kinnbacken abgezehrt, ihre Kehle schmal und ihre Brust eingesunken, kurz, sie war

durchaus das Bild der Abgezehrtheit und sah aus, als wäre sie vom Teufel besessen. Ich betrachtete sie einige Zeit lang; aber mehr und mehr begann die Furcht sich meiner zu bemächtigen, indem ich mir die scheußliche Gestalt ihres Körpers und die noch scheußlichere Beschäftigung ihrer Seele vor Augen stellte. Ich wollte sie beißen, um zu sehen, ob sie zu sich käme, fand aber keinen Platz an ihrem Körper, wo mich nicht der Ekel dergestalt übermannte, daß ich es nicht thun konnte, trotz dem aber ergriff ich sie bei einer Ferse und zog sie auf den Hof hinaus, aber bei dem Allen gab sie nicht das geringste Zeichen der Empfindung von sich. Dort machte der Anblick des freien Himmels und das Gefühl, in einem weiten Raum zu seyn, daß meine Furcht mich verließ, oder doch wenigstens in so weit milderte, daß ich die Geisteskraft in mir fand, die Zurückkunft dieses bösen Weibes zu erwarten und das anzuhören, was sie mir von meinen Schicksalen erzählen würde. Während dieser Zeit stellte ich an mich selbst folgende Fragen: Was machte diese Alte so klug und so schlecht? Woher weiß sie, was Sünden des Zufalls und was Sünden der Schuld sind? Woher kommt es, daß sie von Gott so viel versteht und spricht, und doch dem Teufel gemäß handelt? Warum sündigt sie so viel aus Bosheit und entschuldigt sich nicht mit Unwissenheit? Während dieser Betrachtungen entschwand die Nacht und der anbrechende Tag fand uns Beide in der Mitte des Hofes; sie verharrte in ihrer Ohnmacht und ich saß neben ihr auf den Hinterbeinen, indem ich aufmerksam ihre eben so abstoßenden als scheußlichen Züge betrachtete. Nun liefen die Bewohner des Hospitals zusammen und riefen aus: Seht doch, die gebenedeite Cañizares ist gestorben, und schaut, wie eingefallen und hager sie die Buße gemacht hat. Andere, mehr Besonnene,

fühlten ihr den Puls, und als sie fanden, daß er noch schlug und daß sie deßhalb nicht gestorben seyn könnte, sagten sie, sie sey in Extase und verkehre wegen ihrer guten Thaten mit den Engeln im Himmel. Andere aber sagten, diese alte Canaille muß eine Hexe seyn und ist ohne Zweifel gesalbt, die Heiligen aber verfallen niemals in so schändliche Verzückungen; und bis auf diesen Tag steht sie unter denen, die sie näher kennen, mehr im Rufe einer Hexe, als einer Heiligen. Dabei fehlte es nicht an neugierigen Leuten, die sie von der Fußspitze bis zum Wirbel mit Nadeln stachen, die sie ihr tief ins Fleisch eindrückten, um zu sehen, ob dadurch die Langschläferin nicht zu sich zu bringen wäre. Erst um sieben Uhr Morgens bekam sie ihre Besinnung wieder, als sie aber fühlte, daß sie mit Nadeln gestochen, in die Ferse gebissen und durch das Hin- und Herzerren auf dem Straßenpflaster gequetscht sey, als sie sah, daß sie nicht mehr in ihrem Zimmer und den Augen der Menge ausgesetzt war, hielt sie, und zwar mit Recht, mich für den Urheber ihrer Entehrung, daher stürzte sie auf mich zu, drückte mir mit beiden Händen die Gurgel zusammen und rief mir unter den Anstrengungen, mich ersticken zu wollen, zu: „Undankbarer, niederträchtiger, einfältiger Schurke, der du bist, ist das der Dank für die Wohlthaten, so ich deiner Mutter erwiesen hatte, und für das, was ich für dich thun wollte?“ Als ich mich in Gefahr sah, unter den Klauen dieser wüthenden Harpie mein Leben zu verlieren, machte ich mich dadurch frei, daß ich mich in die langen Falten ihres Bauches verbiß und sie damit im ganzen Hof herumriß und umherzerrte. Dabei schrie sie laut, man möchte sie doch den Zähnen dieses bösen Geistes entreißen. Bei diesen Worten der bösen Alten glaubten die meisten Leute, ich müsse irgend einer von den bösen Geistern

seyn, die immer und immer die guten Christen anzuhadern pflegten. Daher liefen die Einen herzu, um Weihwasser auf mich zu sprengen, die Andern wagten es nicht, mich losreißen zu wollen, und noch Andere riefen, man solle mich bannen. Die Alte keifte an einem fort, ich packte und hielt sie fest mit den Zähnen und so wuchs die Confusion auf's höchste, als endlich mein Herr dazu kam, der dem Geschrei nachgelaufen war und fast in Verzweiflung kommen wollte, als er sagen hörte, ich sey der Teufel. Andere, die nichts von Exorcismus wissen wollten, liefen nach Prügeln, mit welchen sie zu Dreien oder Vieren begannen mir die Lenden zu segnen; der Spaß war übel zu nehmen, denn er gefiel mir schlecht, ich ließ daher die Alte los, war mit drei Sprüngen auf der Straße und in der kürzesten Zeit aus der Stadt, durch die mich eine zahllose Menge Straßenjungen mit dem Ausrufe verfolgten: auf die Seite, der geschickte Hund ist wüthend; und Andere sagten: nein, es ist kein wüthender Hund, sondern der Teufel in Hundegestalt. Gequetscht und geprügelt entsprang ich so schnell ich laufen konnte der Stadt, wo mich Viele verfolgten, die, ohne Zweifel, theils aus den Dingen, so sie mich hatten thun sehen, theils aus den Worten, welche die Alte ausstieß, als sie aus ihrem vermaledeiten Schlafe erwachte, schlossen, ich sey ohne allen Zweifel der Teufel selbst. Ich betrieb meine Flucht so eilig und gab mir so viel Mühe, meinen Verfolgern aus dem Gesichte zu kommen, daß sie gewiß glauben mußten, ich sey wie ein böser Geist verschwunden. In sechs Stunden hatte ich zwölf Meilen zurückgelegt und kam nun nach einem Zigeunerlager, das auf einer Ebene, in der Nähe von Granada, aufgeschlagen war. Dort erfrischte ich mich ein wenig, denn einige der Zigeuner kannten mich als den geschickten Hund, daher sie mich mit nicht geringem Vergnügen aufnahmen und

mich in einer Höhle versteckten, damit man mich nicht fände, wenn auch Nachforschungen gemacht würden. Sie hatten, wie ich nachher erfuhr, den Plan, durch mich Geld zu gewinnen, wie es mein Herr, der Tambour, gethan hatte; ich blieb zwanzig Tage bei ihnen und beobachtete während dieser Zeit die Sitten und die Lebensweise dieses Volkes, die ich dir erzählen muß, denn sie sind merkwürdig.

Scipio.

Ehe du weiter erzählst, Berganza, ist es gut, daß wir darauf zurückkommen, was du von der Hexe erzählt hast, denn wir müssen uns doch darüber besprechen, ob die große Lüge, der du so fest zu vertrauen scheinst, eine Kritik aushält. Siehe, lieber Berganza, mir kommt es sehr albern und ungereimt vor, zu glauben, daß die Camacha Menschen in Thiere habe verwandeln können, und daß ein Sakristan ihr in Gestalt eines Esels zwei Jahre gedient habe, wie die Leute wissen wollen. Alle diese und ähnliche Sachen sind Spiegelfechtereien, Lügen oder Gaukelwerk des Teufels. Wenn es auch uns gegenwärtig vorkommt, als hätten wir einigen Verstand und einige Vernunft, weil wir, obgleich in der That nichts Anderes als Hunde, zu sprechen vermögen, so haben wir bereits gesagt, daß dieser Fall unter die Wunderdinge zu rechnen und ganz unerhört ist, ein Zustand, der, ob er uns gleich auf der Hand zu liegen scheint, uns doch so lange nicht ganz glaubwürdig erscheinen muß, bis uns die Erfahrung von seiner Wirklichkeit überzeugt. Willst du dies noch deutlicher einsehen, so betrachte nur, auf was für eitlen Dingen und auf welch albernen Bedingungen unsere Wiederverwandlung beruhen soll, wie die Camacha behauptete; und was dir als eine große Prophezeiung erscheint, das sind nichts Anderes als hohle

Vertröstungen und Schwätzereien eines alten Weibes, wie die Märchen vom Pferd ohne Kopf, von der Wünschelruthe der Tugenden; kurz, Märchen, mit denen man sich am Kaminfeuer die langen Winterabende zu verkürzen pflegt. Hätten diese Worte einen höhern Werth, so wären sie bereits in Erfüllung gegangen, vorausgesetzt, daß man ihre Worte nicht in einem gewissen Sinn nehmen muß, der, wie ich sagen hörte, die allegorische Bedeutung heißt, eine Auslegungsweise, wo die Worte nicht nach dem Buchstaben genommen werden dürfen, sondern stets einen andern Sinn haben, der, zwar verschieden von der Wahrheit, in gewisser Weise Aehnlichkeit mit derselben hat. Der Spruch aber:

Sie werden ihre wahre Form erlangen,
Wenn sie erkennen, daß im schnellen Wechsel
Die Stolzen, Hocherhabnen sind gestürzt,
Die Niedern und Bedrückten sind erhoben
Durch mächt'ge Hand, die große Thaten schafft,

scheint mir, wenn man ihn in der Bedeutung, von der ich sprach, nimmt, eigentlich Folgendes sagen zu wollen: Wir werden unsere wahre Form wieder erhalten, wenn wir sehen, daß die, welche gestern auf der Spitze des Glücksrades schwebten, heute zu den Füßen des Unglücks niedergeworfen sich am Boden krümmen, und von denen nun verachtet werden, die ihnen früher die unterwürfigste Hochachtung zollten. Eben so, wenn wir sehen werden, daß Andere, welche vor nicht zwei Stunden in dieser Welt nichts Anderes zu thun hatten, als die Zahl des großen Haufens zu vermehren, nun auf einmal vom Glücke so hoch getragen werden, daß wir sie gänzlich aus dem Gesichte verlieren, so daß, wenn wir sie vorher wegen ihrer Kleinheit und Geringfügigkeit nicht erkennen konnten, wir sie nun wegen ihrer Größe und Erhabenheit nicht zu erreichen

vermögen. Bestände darin die Verwandlung unsrer Gestalt, wie du sagst, so haben wir ja dies bereits erlebt, und sehen es bei jedem Schritt. Daher glaube ich wahrnehmen zu müssen, daß der Spruch der Camacha nicht allegorisch, sondern wörtlich zu nehmen sey; aber selbst wenn wir es auch so nehmen, hilft es uns nichts, denn oft haben wir in der That gesehen, daß ihr Ausspruch wahr geworden ist, und sind troß dem, wie du siehst, Hunde. Daher war die Camacha eine falsche Spötterin, die Cañizares eine Betrügerin und die Montiela ein albernes, niederträchtiges und schlechtes Weib, mit ihrer Erlaubniß zu sagen, sollte sie zufälliger Weise die Mutter von uns Beiden, oder vielleicht nur die deinige seyn, denn ich will sie nicht zur Mutter haben. Ich behaupte, die wahre Bedeutung dieser Worte ist ein Kegelspiel, wo in schnellem Wechsel die, welche auf dem Fuße stehen, stürzen und die Gefallenen erhoben werden, und zwar durch die Hand eines Jeden, der fähig ist, es zu thun. Siehe nun ein wenig zu, ob wir in unserm Leben nicht einmal haben Kegel spielen sehen, und ob wir dadurch Menschen geworden sind.

Berganza.

Ich muß gestehen, Bruder Scipio, du hast Recht und bist klüger, als ich dachte. Durch deine Reden aber komme ich zu dem Glauben und Gedanken, daß Alles, was bis jetzt mit uns vorgegangen ist, und was mit uns vorgeht, nichts Anderes ist, als ein Traum, und daß wir, betrachten wir die Sache wie wir wollen, nichts Anderes sind, als Hunde. Bei allem dem aber wollen wir uns der guten Gabe des Sprechvermögens erfreuen, die uns geworden ist, und die unermeßliche Herrlichkeit genießen, daß wir, gleich Menschen, zu reden vermögen; daher lasse es dir gefallen, meine Lebensverhältnisse

unter den Zigeunern, die mich in der Höhle versteckten, anzuhören.

Scipio.

Ich höre dir recht gern zu, um dich zu bestimmen, auch meiner Erzählung günstiges Ohr zu leihen, wenn der Himmel mir erlaubt, die Geschichte meines Lebens dir mitzutheilen.

Berganza.

Während ich unter den Zigeunern lebte, hatte ich Gelegenheit genug, ihre Bosheiten, Betrügereien und Spitzbübereien zu beobachten und Zeuge der Diebstähle zu seyn, die sie, sowohl Zigeunerinnen als Zigeuner, von dem Augenblick, da sie die Windeln verlassen und gehen lernen, sich zu Schulden kommen lassen. Du weißt wohl, in welcher Menge sie durch ganz Spanien verbreitet sind, bei alle dem aber kennen sie sich Alle und stehen in beständiger lebhafter Verbindung untereinander. Die eine Horde trägt immer der andern das gestohlene Gut zu, so daß ein beständiger Austausch hierin stattfindet. Ihrem Oberherrn, den sie Graf nennen, zollen sie größeren Gehorsam, als irgend ein Volk seinem König; dieser aber führt den Beinamen Maldonado, welcher auf jeden seiner Nachfolger übergeht. Dies geschieht aber nicht deßwegen, weil sie von dem hohen Geschlechte dieses Namens abstammen, sondern weil ein Page eines Edelmanns aus diesem Geschlecht sich einst in eine Zigeunerin verliebte, die seine Liebe unter keiner andern Bedingung erwidern wollte, als wenn er Zigeuner würde und sie zum Weibe nähme. Der Page ließ sich diese Bedingungen gefallen und gefiel den andern Zigeunern so sehr, daß sie ihn zu ihrem Oberherrn erhoben und ihm strengen Gehorsam gelobten. Zum Zeichen ihrer Abhängigkeit gaben sie ihm einen Theil des gestohlenen Gutes, sey es nun

werthvoll oder nicht. Um ihrem müßigen Leben den Anstrich von einem Handwerk zu geben, beschäftigen sie sich damit, daß sie Geräthschaften von Eisen ausarbeiten, die ihnen wiederum manchen Diebstahl erleichtern. Daher siehst du sie immer mit Zangen, Bohrern, Hämmern und dergleichen durch die Straßen gehen und diese Gegenstände feil bieten. Die Zigeunerinnen aber treiben denselben Handel mit Dreifüßen und Feuerschaufeln. Zugleich sind die Weiber Hebammen, und haben in diesem Geschäft einen Vorzug vor den gewöhnlichen, denn sie gebären ihre Kinder ohne Mühe und Schmerzen, und waschen die Neugebornen sogleich nach der Geburt mit kaltem Wasser. Von der Stunde der Geburt bis zu der ihres Todes härten sie sich auf jede Weise ab und ertragen jede Unbill des Wetters und jede Veränderung des Himmels, daher wirst du sehen, daß Alle äußerst kräftige Leute, gute Ringer, rasche Läufer und gewandte Tänzer sind. Sie heirathen immer untereinander, damit Niemand anders einen Begriff von ihrem schlechten Treiben bekommen soll. Die Zigeunerinnen beobachten, gegenüber von ihren Männern, die strengste Sittsamkeit, und selten kommt es vor, daß sie sich mit Männern einlassen, die nicht zu ihrem Stamm gehören. Wenn sie um Almosen bitten, so wissen sie dies eher mit Kniffen und Possenreißerei zu erobern, als mit unterthänigem Betteln zu erflehen. Unter dem Vorwand aber, daß ihnen kein Mensch Vertrauen schenke, dienen sie nicht und geben sich dem Müßiggange hin. Selten oder niemals sah ich, wenn ich mich recht erinnere, daß eine Zigeunerin am Fuße des Altars niedergekniet wäre, um das heilige Abendmahl zu empfangen, ob ich gleich oft mit ihnen in die Kirche gegangen bin. Ihre Gedanken drehen sich weiter um nichts, als darum, wie sie betrügen und wo sie stehlen könnten; über ihre Diebstähle und die Art, auf welche sie zu

dem gestohlenen Gute kamen, sprechen sie häufig untereinander. Eines Tages erzählte ein Zigeuner in meiner Gegenwart seinen Genossen, wie er einen Bauer betrogen und bestohlen habe. Der Zigeuner hatte einen schwanzlosen Esel; diesem hatte er an den Schweifstumpf, der ohne Haare war, einen künstlichen Schweif befestigt, welcher ganz das Aussehen hatte, als ob er angewachsen wäre; so brachte er ihn auf den Markt, und ein Bauer kaufte ihn um zehn Dukaten. Nachdem der Zigeuner den Esel verkauft und das Geld empfangen hatte, fragte er den Bauer, ob er nicht Lust habe, noch einen Esel zu kaufen, welcher der Bruder dieses sey, er sey eben so gut wie der, den er gekauft habe, im Preise aber billiger. Der Bauer antwortete, er möge hingehen und den Esel bringen, daß er ihn kaufen könne; während er wiederkomme, wolle er den so eben erkauften nach seinem Wirthshaus bringen. Der Bauer ging nun fort, und der Zigeuner folgte ihm. Kurz und gut, der Zigeuner fand auf irgend eine Weise Mittel, dem Bauer den Esel zu stehlen, den er ihm verkauft hatte; zugleich nahm er ihm den falschen Schweif weg, so daß man nur den haarlosen Stumpf sah, sodann legte er ihm einen andern Sattel und ein anderes Halfter an, und hatte die Unverschämtheit, den Bauer auf dem Markt zu suchen, um ihm den Esel wieder zu verkaufen. Diesem begegnete er auch, ehe er den Verlust seines ersten Esels gemerkt hatte, und verkaufte ihn ihm nach wenigem Handeln zum zweiten Male. Der Bauer ging nun mit dem Zigeuner nach seinem Wirthshaus, wo der Esel seinen Esel nicht mehr fand. Ob es ihm gleich etwas stark schien, so hatte er doch den Zigeuner im Verdacht des Diebstahls und weigerte sich zu bezahlen. Der Zigeuner ging nun hin und holte diejenigen, welche die Abgabe bei dem ersten Kauf erhoben hatten, als Zeugen her.

welche auch beschworen, der Zigeuner habe dem Bauer einen Esel mit einem großen Schweif verkauft, der durchaus von demjenigen verschieden sey, den der zweite Esel habe. Außerdem war bei diesem Handel noch ein Alguacil zugegen, der mit so viel Eifer die Parthie des Zigeuners nahm, daß der Bauer den Esel zweimal bezahlen mußte. So hörte ich noch viele Kniffe und Diebstähle, die sie erzählten, meist aber betraf es den Viehhandel, denn in diesem sind sie Meister, und üben sich auch unaufhörlich darin. Kurz gesagt, es ist ein schlechtes Volk, und obgleich viele und sehr kluge Richter auf die gewandteste Weise gegen sie zu Felde gezogen sind, haben sie sie doch nicht bessern können.

Nach zwanzig Tagen wollten sie mich nach Murcia bringen; unterwegs kamen wir nach Granada, wo der Capitain in Garnison lag, dessen Tambour mein Herr war. Als die Zigeuner dies erfuhren, sperrten sie mich in ein Zimmer des Gasthauses ein, wo sie abgestiegen waren. Die Ursache dieser Einsperrung hörte ich sie untereinander verhandeln. Indessen gefiel mir die Reise nicht, welche sie mit mir vorhatten, daher beschloß ich, ihnen zu entwischen, und führte dies auch wirklich aus. Ich entsprang aus Granada und flüchtete mich in den Garten eines Morisken,[1] der mich sehr gern aufnahm, und den ich auch mir sehr gern zum Herrn erwählte, indem ich glaubte, er werde mich zu keinem andern Dienste verwenden, als daß ich den Garten bewachen sollte, ein Dienst, der nach meiner Rechnung weniger mühsam war, als der Schäferdienst. Und da wir gegenseitig nicht wegen des Lohns zu handeln hatten, so war es für den Morisken eine eben so leichte Sache, in mir einen Diener zu finden, dem er befehlen konnte, als für mich einen Herrn, den ich bedienen sollte.

[1] Ein Abkömmling der alten Mauren, der Christ geworden war.

Ich brachte bei ihm länger als einen Monat zu, und zwar nicht eben deßhalb, weil mir das Leben bei ihm besonders gefiel, sondern vielmehr, weil ich Geschmack daran fand, die Lebensweise meines Herrn kennen zu lernen, um von ihm aus auf alle Morisken schließen zu können, die in Spanien leben.[1] Ach, wie viele und was für Dinge könnte ich dir von dieser maurischen Canaille erzählen, Bruder Scipio, wenn ich nicht befürchtete, kaum in zwei Wochen damit fertig zu werden! Ja, wenn ich davon jede Einzelnheit schildern wollte, so würde ich in zwei Monaten kaum fertig, aber ich will dir doch einen Begriff davon beibringen, und daher höre im Allgemeinen eine Geschichte an, die ich in der Nähe und im Einzelnen sah, indem ich das Leben dieser saubern Kameraden beobachtete. Ein wahres Wunder wäre es, wenn man unter allen Morisken einen einzigen fände, der treu an dem heiligen Glauben der Christen hinge. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht darauf, Geld zu prägen und geprägtes Geld aufzuscharren. Um davon möglichst viel sich zu erwerben, nehmen sie sich kaum die Zeit zu essen; ein jeder Real, wenn er nur kein einfacher ist, wird, sobald er in ihre Hände kommt, zu ewigem Gefängniß und immerwährender Dunkelheit verurtheilt, so daß sie, weil sie stets einnehmen und nichts ausgeben, die größten Summen geprägten Geldes, so in Spanien sind, aufhäufen und zusammenscharren. Sie sind Spaniens Sparbüchse und Kleidermotte, sie sind seine Elstern und seine Wiesel; Alles sammeln sie, Alles verstecken sie, Alles verschlingen sie. Dabei ist wohl zu erwägen, daß ihrer Viele sind, und daß sie jeden Tag, sey es viel oder wenig, das Gewonnene einsacken. Ein schleichendes Fieber aber macht

[1] Cervantes schrieb diese Novelle vor der allgemeinen Vertreibung der Morisken aus Spanien, die von 1610 bis 1614 ausgeführt wurde.

eben so gut dem Leben ein Ende, als eine Pest. Wie sie sich vermehren, so sieht man in jedem jungen Morisken einen solchen Hehler aufstehen, und sie wachsen und werden sich bis in's Unendliche vermehren, wie die Erfahrung zeigt. Unter ihnen ist keine Keuschheit, und weder Männer noch Weiber gehen in's Kloster, Alle heirathen und Alle vermehren sich, wozu ihre eingezogene und nüchterne Lebensweise, die immer zum Wachsthum eines Volkes beigetragen hat, noch als Grund der Vermehrung kommt; weder Krieg noch schwere Arbeiten und Mühseligkeit reibt sie auf. Mit aller Ruhe berauben sie uns, und bereichern sich mit den Früchten unsers Erbgutes, welche wir um schweres Geld wieder von ihnen erkaufen müssen. Diener haben sie keine, weil sie sich selbst bedienen. Ihre Söhne erziehen sie nicht zu Studien, denn das Einzige, was sie zu lernen haben, ist die Kunst, uns auszuziehen. Von den zwölf Söhnen Jakobs, die, wie ich gehört habe, nach Egypten kamen, stammten so viele Kinder und Kindeskinder ab, daß es ihrer sechsmalhunderttausend streitbare Männer waren, ohne die Kinder und Weiber zu zählen, als Moses sie aus der Gefangenschaft errettete. Daraus kann man nun schließen, wie sich jene vermehren werden, deren Weiber ohne Vergleich fruchtbarer sind.

Scipio.

Für alle die Uebel, die du mir in groben Umrissen gezeichnet und geschildert hast, hat man Heilmittel ausgesucht; ich weiß aber sehr gut, daß die, welche du verschweigst, die größern und häufigeren sind, als die, von welchen du gesprochen hast. Und gegen diese hat es bis jetzt noch kein wirksames Mittel gegeben. Unser Staat hat aber manchen klugen Späher, welche, obgleich Spanien in seinem Busen eben so viele Vipern als Morisken nährt, mit Gottes Hülfe ein sicheres, schnelles und

gewisses Rettungsmittel finden werden, diesen Schaden auszurotten. Fahre fort.

Berganza.

Da mein Herr, wie alle die Genossen seiner Kaste, ein schäbiger Filz war, ernährte er mich mit Hirsenbrod und einigen Ueberbleibseln seiner gewöhnlichen Mahlzeit, welche aus Maisbrei bestand. Aber dieses Elend war mir behülflich, auf eine sehr außerordentliche Weise mir eine Stufe in den Himmel zu bauen, wie du gleich hören wirst.

Jeden Morgen erschien mit der Morgenröthe an dem Fuße eines Granatbaumes, deren es viele in dem Garten hatte, ein Jüngling, dem Anschein nach ein Student, der sich unter den Bäumen immer niederzulassen pflegte. Er trug einen langen Rock von Flanell, welcher weder so schwarz noch so langhaarig war, daß er nicht das Ansehen eines braungrauen und abgeschabten Kleides gehabt hätte. Seine Beschäftigung war, daß er in einem Schreibhefte schrieb, und sich von Zeit zu Zeit eine Ohrfeige gab, an den Nägeln kaute und dann wieder zum Himmel empor blickte. Zuweilen war er so in Gedanken versunken, daß er weder Fuß noch Hand regte, und nicht einmal die Augenwimper bewegte, so groß war seine Verzückung. Einmal ging ich dicht zu ihm hin, ohne daß er mich bemerkte; ich hörte ihn unverständliche Worte zwischen den Zähnen murmeln, und nach Verfluß einer geraumen Zeit rief er mit bewegter Stimme aus: „Gott sey Dank, das ist die beste Octave, die ich in meinem ganzen Leben gemacht habe!“ Nun schrieb er mit großer Eile in seinem Heft, und ließ in allen seinen Mienen die größte Zufriedenheit erblicken. Aus alledem erkannte ich, daß der Unglückliche ein Poet war, und nun machte ich vor ihm meine gewöhnlichen Schmeicheleien,

um ihm zu beweisen, daß ich ein außerordentlich zahmer Hund sey. Nun legte ich mich zu seinen Füßen, und er verfolgte mit der größten Ruhe seine Gedanken, kratzte sich wieder am Kopf, und fiel wieder in Verzuckung, worauf er abermals das, worüber er nachgedacht hatte, niederschrieb. In diesem Augenblicke trat ein anderer junger Mann, welcher schmuck und schön angezogen war, in den Garten mit einigen Papieren in der Hand, in denen er dann und wann las. Sogleich trat er nun auf den Ersten zu und fragte ihn: „Habt Ihr den ersten Akt geändert?“ — „So eben habe ich geschlossen,“ erwiderte der Dichter, „und zwar auf die ausgezeichnetste Weise von der Welt.“ — „Wie denn?“ fragte der Andere. — „So,“ erwiderte der Erste: „Seine Heiligkeit der Pabst, angethan mit seinem päbstlichen Ornat, kommt auf die Scene in Begleitung von zwölf Cardinälen, welche ganz violett gekleidet sind, denn die Handlung meines Drama spielt zu der Zeit der Mutatio Caparum, in welcher die Cardinäle nicht roth, sondern violett gekleidet waren; daher ist es in jeder Hinsicht in der Ordnung, daß die Cardinäle, um den Zeitpunkt zu bezeichnen, violett gekleidet gehen. Es ist das ein Punkt, der für das Drama von Bedeutung ist. In der That, man hat darauf noch gar nicht gemerkt, und so entstehen bei jener Gelegenheit tausend unsinnige und dumme Streiche, ich aber konnte darin nicht irren, weil ich das ganze römische Ceremonial nur deßwegen durchgelesen habe, um mit diesen Kleidern in's Reine zu kommen.“ — „Aber ich bitte Euch,“ erwiderte der Andere, „woher wollt Ihr denn, daß mein Theaterdirector violette Kleider genug bekommen soll für Eure zwölf Cardinäle?“ — „Wahrhaftig,“ sagte darauf der Poet, „wenn er mir nur einen einzigen streicht, so werde ich ihm eben so wenig mein Drama geben, als mich hängen

lassen. Was zum Teufel denkt Ihr, soll ein so großartiger Auftritt verloren gehen? Denkt Euch nur in die Lage, wie die höchste Heiligkeit selbst auf dem Theater erscheint, in Begleitung von zwölf Cardinälen und andern hohen Kirchendienern, die nothwendiger Weise in seiner Begleitung seyn müssen. Beim Himmel, es wird das eines der größten und erhabensten Schauspiele geben, die je über die Bretter gegangen sind, selbst die des Ramillada Daranja nicht ausgenommen."

Hieraus erkannte ich nun deutlich, daß der Eine ein Dichter, der Andere ein Schauspieler war. Der Schauspieler gab nun dem Dichter den Rath, von den Cardinälen einige zu streichen, wofern er nicht den Theaterunternehmer in die Unmöglichkeit versetzen wolle, sein Drama nicht geben zu können. Hierauf erwiderte der Dichter: „Ihr könnt zufrieden seyn, daß ich nicht das ganze Conclave, das bei dem merkwürdigen Vorgang, den mein glückliches Drama den Völkern in das Gedächtniß zurückrufen will, versammelt war." Darüber lachte nun der Comödiant und ging von ihm weg, um an sein Geschäft zu gehen, das darin bestand, eine Rolle aus einer neuen Comödie zu studiren. Nachdem der Dichter nun wieder einige Verse an seinem bewundernswürdigen Drama niedergeschrieben hatte, steckte er mit großer Behaglichkeit und Ruhe die Hand in seine Rocktasche und zog einige Brodkrusten und etwa zwanzig Rosinen heraus, die er, wie ich zu bemerken glaubte, zählte, aber ohne Zweifel weiß ich, daß es nicht mehr gewesen sind, weil sie mit einigen Brodkrumen zusammengebacken waren, aus denen er sie heraus las. Er blies nun, und suchte dadurch die Brodkrumen wegzubringen, worauf er eine Rosine nach der andern aß und selbst nicht die Stengel wegließ, denn ich sah ihn keinen wegwerfen. Zugleich versuchte er seine Brodkrusten zu verzehren, welche durch die Rosinen, mit

denen sie in der Tasche untereinander gerieben worden waren, eine violette Farbe erhalten hatten und etwas schimmelig schienen. Er fand sie aber so hart, daß er, obgleich er sich viele Mühe gab, sie zu erweichen, indem er sie zu wiederholten Malen im Munde umkehrte, nicht im Stande war, ihre Hartnäckigkeit zu überwinden. Dies schlug nun zu meinem Vortheil aus, denn er warf sie mir mit den Worten zu: „Sa sa, faß, und wohl bekomm es dir.“ Ich will doch einmal sehen, sagte ich bei mir selbst, was für Nektar oder Ambrosia mir dieser Dichter reicht, und was das für göttliche Speisen sind, von denen sie sagen, daß im Himmel dort oben ihre Götter und ihr Apollo davon leben. Aber da erkannte ich, daß die Armuth der Poeten meistens groß ist, aber meine Noth war noch größer, denn sie zwang mich das zu fressen, was er verschmähte. So lange die Dichtung seines Drama dauerte, unterließ er nicht nach dem Garten zu kommen, und dann fehlte es mir an Brodkrusten nicht, denn er theilte mit mir mit außerordentlicher Freigebigkeit. Nach diesen Mahlzeiten gingen wir dann immer nach dem Ziehbrunnen, wo ich von dem Trog aus und er aus dem Eimer Wasser tranken und unsern Durst stillten, als wären wir Monarchen. Endlich aber blieb der Dichter aus, und mich übermannte der Hunger dergestalt, daß ich beschloß, den Morisken zu verlassen und auf Abentener nach der Stadt zu gehen, wie Einer, der wegzieht, immer wieder seinen Platz findet.

Kaum war ich in die Stadt eingetreten, als ich meinen Dichter aus dem berühmten Kloster San Geronimo heraus kommen sah. Kaum erblickte mich dieser, als er mit offnen Armen auf mich zulief, und ich ging abermals mit den Zeichen der größten Freude auf ihn zu und gab ihm zu verstehen, wie froh ich sey, daß ich ihn wieder gefunden hätte. Nun begann

er sogleich Brodstücke auszupacken, die zarter waren als diejenigen, so er mir gewöhnlich in den Garten brachte, und gab mir sie sogleich zu kosten, ohne vorher seine Zähne daran geübt zu haben, eine Gnade, wodurch ich mit größerem Appetit meinen Hunger zu stillen vermochte. Weil die Brodbrocken so weich waren und ich meinen Poeten aus dem besagten Kloster hatte kommen sehen, so stieg in mir der Verdacht auf, seine Muse gehe, wie manche andere, in dem Hospital zu Tische. Nun ging der Dichter nach der Stadt, und ich folgte ihm, entschlossen, ihn, wenn es ihm recht wäre, als meinen Herrn anzusehen, denn ich bildete mir ein, die Brocken, die von seinem Schlosse abgetragen würden, könnten meine Hütte fett machen, denn es gibt weder eine größere, noch eine bessere Börse, als das Mitleid, dessen freigebige Hände niemals arm sind. Deßhalb kann ich mich nicht mit dem Sprichwort vereinigen, das sagt: Der Harte gibt mehr als der Nackte, denn der Harte und Geizige gibt nichts, der Freigebige aber gibt, selbst wenn er nackt ist, seinen guten Willen, wenn er nicht mehr hat. Nach und nach kamen wir in das Haus eines Theaterunternehmers, der, wenn ich mich recht erinnere, Angulo der Schlimme genannt wurde, und zwar nur deßhalb, um ihn von einem andern Angulo zu unterscheiden, der kein Theaterunternehmer, sondern ein Schauspieler war, und zwar der beste Komiker, den die Zukunft schauen wird und die Gegenwart hat über die Bretter gehen sehen. Die ganze Gesellschaft vereinigte sich, um das Drama meines Herrn, denn dafür erklärte es der Dichter, schön vorlesen zu hören. Nach der Hälfte des ersten Aktes aber schlichen sich die Schauspieler theils einzeln, theils zu Zweien hinaus, und am Ende war Niemand mehr da, als der Theaterunternehmer und ich, als die einzigen Zuhörer. Das Drama war der Art, daß es mir, obgleich ich in Sachen

der Poesie ein wahrer Esel bin, nicht anders vorkam, denn als hätte es der Satan in eigener Person geschrieben, um den Dichter herunter zu machen und zu Grunde zu richten. Dieser aber verschluckte aus Aerger seinen Speichel, indem er die Einsamkeit sah, in welcher ihn seine Zuhörerschaft gelassen hatte. Ich glaubte seine ahnungsreiche Seele sagte ihm, was für ein Unglück ihm bevorstand, und bald darauf kamen auch alle die Schauspieler, deren mehr als zwölf waren, wieder zurück und ergriffen meinen Poeten, ohne ein Wort zu sprechen, und hätte nicht der Theaterunternehmer seine ganze Autorität mit Bitten und Drohungen aufgeboten, so hätten sie ihn ohne Zweifel auf der nächsten besten Decke geprellt. Dieser Auftritt machte mich ganz bestürzt, den Theaterunternehmer verdrüßlich, die Schauspieler zum Spott aufgelegt und den armen Dichter mißmuthig. Dieser aber nahm mit vieler Geduld, wiewohl mit einem schiefen Gesichte, seine Comödie, streckte sie in die Busentasche und ging sehr ruhig fort, indem er zwischen den Zähnen murmelte: „Es ist nicht gut, wenn man die Perlen vor die Säue wirft.“

Ich meines Theils wollte ihm aus Scham und Aerger weder folgen, noch konnte ich es, und that gut daran, denn der Schauspielunternehmer überhäufte mich so sehr mit Schmeicheleien, daß ich mich bewogen fand, bei ihm zu bleiben. Binnen weniger als einem Monat wurde ich aber bei ihm ein großer Figurant und selbst Schauspieler, indem ich stumme Figuren machte. Man machte mir ein Halfter von Saalband und lehrte mich auf dem Theater auf die losstürzen, auf welche ich angewiesen wurde, und da die Zwischenspiele dem größten Theile nach mit Schlägereien zu endigen pflegten, so wurde ich nicht selten auf die Truppe meines Herrn gehetzt, worauf ich Alle niederriß und umwarf, was Allen, die die Sache nicht recht

einsahen, viel Lachen verursachte und meinem Herrn zum großen Gewinn ward. O Scipio! wer vermöchte dir Alles zu erzählen, was ich sowohl in dieser, als auch in andern Schauspielertruppen, bei welchen ich diente, sah! Da es aber nicht möglich ist, diese Begebenheiten in einer kurzen und enggeschlossenen Erzählung wiederzugeben, so spare ich dieses Thema für einen andern Tag auf, wofern uns das Schicksal die Gabe verleiht, wieder später mit einander zu sprechen. Du siehst, wie lang meine Rede war; du siehst, wie viele und wie verschiedenartige Abenteuer mir aufgestoßen sind; du kannst meine Heer- und Kreuzwege, auf denen ich so manchen Herrn begleitet habe, betrachten, aber Alles, was du gehört hast, ist nichts in Vergleich mit dem, was ich dir von diesem Volke erzählen könnte, bei welchem ich so Manches mir gemerkt und so manche Wahrheit kennen gelernt habe. Das Thun und Treiben, die Lebensart, Sitten, Uebungen, Arbeiten, der Müßiggang, die Ignoranz und Behendigkeit des Geistes dieser Leute, in Verbindung einer unendlichen Menge anderer Dinge, wären Gegenstände, welche man zum Theil sich in's Ohr sagen, zum Theil öffentlich im Publicum ausrufen könnte; Alles dies aber ist würdig, zu ihrer Charakteristik nicht in Vergessenheit überzugehen, und wäre ein gutes Mittel, Viele zu enttäuschen, welche sie als ideale Figuren anbeten und nur Schönheiten der Kunst und Phantasie in ihnen erblicken wollen.

Scipio.

Ich sehe, Freund Berganza, wohl ein, welch ein weites Feld sich vor dir ausbreitet, und auf welchem du deine Unterredung ergehen lassen könntest; bin aber mit dir der Meinung, du möchtest diesen Gegenstand auf der Seite lassen, um deine Lebensgeschichte in ungestörter Ruhe fort zu erzählen.

Berganza.

So sey es, nun höre zu. Mit einer Schauspielertruppe gelangte ich nach dieser Stadt Valladolid, und da geschah es, daß ich in einem Zwischenspiele eine Wunde erhielt, die mir beinahe das Leben gekostet hätte. Ich konnte mich nicht rächen, weil ich damals das Halfter anhatte und gleich zurückgehalten wurde. Dennoch wollte ich nicht bei kaltem Blute Rache nehmen, denn langausgedachte Rache ist ein Beweis von Grausamkeit und bösem Willen. Ueberdem wurde mir das Treiben auf dem Theater lästig, nicht weil es mir zu anstrengend war, sondern weil ich darin Dinge vorgehen sah, die zugleich Verbesserung und Züchtigung verdienten. Da ich aber mehr in der Lage war, dies zu fühlen, als dem Uebel abzuhelfen, beschloß ich, dies gar nicht mehr ansehen zu wollen; daher machte ich es wie diejenigen, welche dann ihren Lastern entsagen, wenn sie nicht mehr im Stande sind, sie auszuüben, in dem Gedanken, daß spät immer besser ist als nie, und flüchtete mich an einen heiligen und geweihten Ort. Ich sah dich einmal bei Nacht dem guten Christen Mahudes die Laterne vortragen, und bildete mir ein, du müßtest zufrieden seyn, denn dein Geschäft könne kein anderes als ein gerechtes und heiliges genannt werden. Von löblichem Neid erfüllt, beschloß ich, deinen Fußtapfen zu folgen, und ging mit diesem lobenswürdigen Entschluß im Herzen vor Mahudes, der mich sogleich zu deinem Genossen erwählte und mich nach diesem Hospital brachte. Was mir hier begegnet ist, ist keineswegs so geringfügig, daß ich mir nicht Zeit nehmen sollte, es zu erzählen; besonders erinnere ich mich dessen, was ich von vier Kranken hörte, welche Noth und Unglück nach diesem Hospital gebracht hatte, und alle Vier in vier Betten nebeneinander zu liegen kamen.

Verzeih' aber, diese Geschichte ist kurz und läßt keine Abschweifungen zu, daher ich sie so knapp als möglich einrichten will.

Scipio.

Ich verzeihe dir, aber beeile dich, denn, wie ich glaube, ist der Tag nicht mehr fern.

Berganza.

In den vier Betten, welche sich gleich an dem Eingange dieses Krankenhauses befinden, waren verschiedene Leute: in dem einen war ein Alchymist, in dem zweiten ein Dichter, in dem dritten ein Mathematiker und in dem vierten einer von den Leuten, die man Projectenmacher nennt.[1]

Scipio.

Ja, ich erinnere mich jetzt, diese guten Leute gesehen zu haben.

Berganza.

Es war gerade um die Zeit der Siesta im vergangenen Sommer, als alle Fenster geschlossen waren und ich unter dem Bette eines der Unglücklichen lag, um Luft zu schöpfen; da begann der Dichter auf eine lamentable Weise sein Schicksal zu beklagen. Der Mathematiker fragte ihn, worüber er klage, und dieser erwiderte: „Ueber mein Schicksal. Was!“ fuhr er fort, „ich hätte keine Ursache zu klagen, da ich doch Alles das befolgt habe, was Horaz in seiner Poetik gelehrt hat? Ich habe mein Werk nicht früher herausgeben wollen, als bis zehn Jahre nach dessen Vollendung verflossen waren,

[1] Arbitrista, der spanische Ausdruck ist für Leute, welche Vorschläge wegen Verbesserung der Staatseinkünfte machten.

ganz seiner Vorschrift gemäß; ja noch mehr, ich habe ein Werk, an dem ich zwanzig Jahre arbeitete, und das schon zwölf Jahre lang im Pulte liegt; der Gegenstand ist groß, die Erfindung bewundernswürdig und neu, der Vers gewichtig, das Ganze an unterhaltenden Episoden reich und wundervoll in Absicht auf Eintheilung, denn der Anfang entspricht der Mitte, und diese dem Ende; kurz, das Ganze ist ein erhabenes, klangreiches, heroisches, ergötzliches und kernhaftes Gedicht, aber trotz alle dem kann ich keinen Fürsten finden, der die Dedication annimmt; ich sage einen Fürsten, der weise, freigebig und großmüthig wäre. O elendes Zeitalter, o verschlechtertes Jahrhundert, in dem wir leben!"

„Wovon handelt das Buch?" fragte der Alchymist. „Es handelt davon," erwiderte der Dichter, „was der Erzbischof Turpin vergessen hat, vom König Arthur von England zu schreiben, nebst einem Supplement zu der Geschichte und Aufsuchung des heiligen Graal.[1] Das Ganze ist in heroischen Versen geschrieben, zum Theil aber in Octaven und ungebundenen Versen, aber durchaus mit daktilischen Endungen, wobei nur Hauptwörter und Namen zugelassen wurden, aber kein einziges Zeitwort." — „Was mich betrifft," erwiderte der Alchymist, „so verstehe ich von der Poesie blutwenig, daher kann ich das Unglück, über das sich Euer Gnaden beklagt, durchaus nicht gehörig würdigen. Denn, wenn es auch noch so groß ist, so steht es doch in gar keinem Vergleich mit dem

[1] Der heilige Graal, oder heilige Grial, ist die Schale, in der Joseph von Arimathien das Blut unsers Heilandes auffing, als man ihn vom Kreuze abnahm. Die Auffindung und Eroberung dieser Schale durch den König Arthur und die Ritter der Tafelrunde bildet den Gegenstand eines Ritterromans, der im zwölften Jahrhundert in lateinischer Sprache geschrieben wurde, und von dem später eine spanische Uebersetzung herauskam.

meinigen, denn mir fehlen die Mittel, oder ein Fürst, der mir an die Hand geht und mir die nothwendigen Requisiten verschafft, welche die Wissenschaft der Alchymie durchaus erheischt, denn sonst könnte ich nun in Gold schwimmen und besäße größere Reichthümer, als Midas Crassus und Crösus je besessen haben."

„Hat Euer Gnaden," bemerkte hier der Mathematiker, „mein Herr Alchymist, durch wirkliche Erfahrung dargethan, daß Ihr im Stande seyd, aus anderen Metallen Silber zu machen?" — „Bis jetzt," erwiderte der Alchymist, „bin ich noch nicht darauf gekommen, aber ich weiß ganz gewiß, daß ich darauf kommen werde, und es fehlen mir keine zwei Monate, um dazu zu kommen, daß ich den Stein der Weisen finde, vermittelst dessen man im Stande ist, aus anderen Steinen Gold und Silber zu machen." — „Eure Gnaden, meine Herren, haben Beide ihr Unglück außerordentlich groß geschildert," sagte hier der Mathematiker, „aber am Ende hat der Eine nichts als ein Buch, dem noch die Dedication fehlt, und der Andere ist nahe daran, den Stein der Weisen finden zu können; aber was soll ich von dem meinigen sagen, das so einzig in seiner Art ist, daß es gar nichts gibt, woran ich mich halten kann? Seit zweiundzwanzig Jahren bin ich damit beschäftigt, den fixen Punkt zu finden; hier verlasse ich ihn, dort nehme ich ihn auf, und wenn ich glaube, ich habe ihn gefunden und er könne mir auf keine Weise mehr entwischen, so bin ich, ehe ich mir es versehe, so schnell wieder von ihm weg, daß ich vor Verwunderung fast außer mir selbst komme. Dasselbe begegnet mir mit der Quadratur des Zirkels, mit der ich so nahe bis an das Ziel gekommen bin, daß ich mir gar nicht einbilden kann, wie es zugeht, daß ich sie nicht herausgebracht habe. So ist meine Pein der Qual des

antalus gleich, der vor Hunger stirbt und die Frucht vor Augen
:ht, der vor Durst verschmachtet und das Wasser am Munde
ıt. Auf Augenblicke glaube ich die Wahrheit ganz erfaßt
haben, und in einer Stunde bin ich wieder so weit von
r weg, daß ich den Berg wieder erklimmen muß, den ich
eben mit meiner Last auf den Schultern herabging, gleich
ıem neuen Sisyphus."

Bis dahin hatte der Projectmacher in tiefem Schweigen
gebracht, nun brach er es und sprach: „Vier Leute, die
beklagen, wie sie sich nur immer über den Großtürken
klagen könnten, hat die Armuth hier in dieses Hospital
bracht. Was will ich aber von Beschäftigungen und Arbeiten,
diejenigen, welche sie ausüben, weder vergnügen noch er-
hren! Ich, meine Herren, bin Projectmacher und habe
ıer Majestät zu verschiedenen Zeiten viele und verschieden-
ige Rathschläge gegeben, welche alle ohne Schaden des
ches zu Höchstihrem Nutzen ausgeschlagen wären; darum
e ich eine Bittschrift gemacht, in welcher ich unterthänigst
, mir eine Person von Hofe zu bezeichnen, mit welcher ich
r einen neuen Plan, den ich ausgedacht habe, sprechen
ıte. Ein Plan, der alle Staatsschulden tilgen wird. Aber
dem Erfolg der früheren Eingaben fürchte ich fast, es
e auch diese in Vergessenheit kommen. Allein damit
Eure Gnaden nicht für einen Narren halten, so will
Euch, da ohnehin mein Plan von diesem Augenblick an
tlich werden soll, denselben mittheilen, und er besteht
ı: die Cortes müssen das Gesetz genehmigen, daß alle
llen Seiner Majestät vom vierzigsten bis in das sechzigste
verpflichtet seyn sollen, einen Tag im Monat bei Wasser
Brod zu fasten, und zwar an einem nach Belieben aus-
hlenden und zu bestimmenden Tage. Der Aufwand aber,

der sonst an Früchten, Gemüsen, Fleischspeisen, Fischen, Weinen, Eiern und Hülsenfrüchten an diesem Tage verbraucht worden wäre, soll zu Geld angeschlagen und Seiner Majestät abgeliefert werden, ohne daß ein Heller, bei Strafe des Meineides, wegfalle. Sobald dies ausgeführt wird, so wird in Zeit von zwanzig Jahren der König und der Staat frei von allen Schulden seyn, ohne daß der geringste Unterschleif dabei geschehen kann. Denn nach meiner Rechnung, wie ich sie ganz genau angestellt habe, gibt es in Spanien mehr als drei Millionen Individuen von dem bezeichneten Alter, die Kranken, Aelteren oder Jüngeren ungerechnet, und im Durchschnitt wird, wenn man die geringste Summe annimmt, keiner von ihnen weniger als anderthalb Realen des Tages verzehren. Ich will aber nicht mehr setzen als einen Real, und weniger kann es nicht seyn, und wenn sie nichts als Johannisbrod essen würden. Aber glauben denn Eure Gnaden, ein monatliches Einkommen von drei Millionen Realen, die nur so wie durch das Sieb fallen, sey eine Lumperei? Und für die, welche fasten, wird es im Gegentheil eher ein Nutzen als ein Schaden seyn; denn durch das Fasten sind sie dem Himmel gefällig und dienen zugleich ihrem König, und dabei können sie das Fasten so einrichten, daß es zu ihrem leiblichen Wohlergehen ausschlägt. Dies ist mein Plan, rein und klar wie eine geschälte Nuß, wobei nur noch zu bemerken ist, daß man das Geld durch die Geistlichen der Parochien erheben lassen kann, ohne Commissäre unterhalten zu müssen, die der Untergang des Staates sind."
Alle lachten nun über den Plan und den Projectmacher, bis er am Ende selbst über sein albernes Zeug mitlachte. Ich aber war über das, was ich gehört hatte, sehr verwundert und sah mit Betrübniß, wie der größte Theil ähnlicher Humore in den Spitälern elend zu Grunde gehen muß.

Scipio.

Du hast Recht, Berganza; nun sieh zu, ob du noch etwas
u sagen hast.

Berganza.

Nur noch zwei Dinge, weiter nicht; dann will ich meine
ede endigen, denn es scheint mir, der Tag kommt heran.
n einer Nacht ging ich mit meinem Vorgesetzten aus, um
n Hause des Corregidor dieser Stadt Almosen zu holen;
r Corregidor aber ist ein sehr vornehmer Herr und dabei
n sehr guter Christ, und wir fanden ihn allein. Da war es
ir nun, als müßte ich dieses Zusammentreffen benützen, um
m gewisse Dinge zu eröffnen, die ich von einem alten Kranken
diesem Hospital erfahren hatte; nämlich darauf ihn auf-
rksam zu machen, wie man dem offenbaren Uebelstande
herumstreichenden Weibsbilder abhelfen könne, die, um nicht
eiten zu dürfen, dem Laster fröhnen, und dadurch mit den
glücklichen, die ihnen folgen, die Hospitäler bevölkern. Dies
es aber ist ein unerträgliches Uebel, das schnelle und wirk-
e Hülfe erheischt. In der Meinung, ich könne sprechen, er-
ich nun meine Stimme, um ihm dies zu sagen, anstatt aber
ünftige Worte hervorzubringen, bellte ich ihn mit so viel
und Eifer und in so heftigem Tone an, daß er dadurch
rnt wurde und seinen Dienern rief, sie sollten mich mit
kstreichen aus dem Saale jagen. Ein Lakai lief auf das
hrei seines Herrn herbei (wohl wäre es besser gewesen,
äre taub gewesen), nahm eine kupferne Kühlwanne,
hm gerade in die Hand kam, und warf sie mir so auf die
en, daß ich noch heute die Spuren dieser Verletzung
nde.

Scipio.

Und du beklagst dich darüber, Berganza?

Berganza.

Was? soll ich mich denn nicht beklagen, wenn ich noch heute davon Schmerzen habe, wie ich dir sagte, und wenn mir es ungerecht scheint, daß man meine gute Absicht so gezüchtigt hat.

Scipio.

Schau, Berganza, es braucht sich Niemand in Dinge zu mischen, zu denen er nicht berufen wird, noch ist es gut, daß Jemand sich eines Geschäftes unterzieht, das ihn auf keine Weise etwas angeht. Auch mußt du bedenken, daß man auf den Rath des Armen, auch wenn er gut ist, niemals hört; denn der Arme muß in Demuth leben, und sich nicht herausnehmen wollen, den Großen, die doch denken, sie wissen allein Alles, einen Rath mittheilen zu wollen. Die Weisheit des Armen ist im Schatten, denn Noth und Unglück sind Schatten und Wolken, welche sie verdunkeln, und wenn sie zufälligerweise sich sehen läßt, so hält man sie für Albernheit und behandelt sie mit Verachtung.

Berganza.

Du hast Recht, Scipio, und da ich durch meinen eigenen Schaden gewitzigt worden bin, so will ich in Zukunft deinen Rath befolgen. In einer andern Nacht kam ich in das Haus einer vornehmen Dame, welche in ihren Armen ein Hündchen hatte, von denen, die man Schoßhunde nennt. Es war so klein, daß sie es im Busen verstecken konnte, als es aber mich

sah, sprang es von dem Arme der Dame herunter, stürzte mit Gebell auf mich los und war so wüthig, daß es nicht abließ, bis es mich in's Bein gebissen hatte. Ich sah das Thierchen mit grimmigen und achtunggebietenden Augen an, und sprach bei mir selbst: wenn ich dich auf der Straße hätte, Lumpenhündchen, so würde ich dich entweder gar nicht beachten, oder mit meinen Zähnen in Stücke reißen. Daraus machte ich die Betrachtung, daß selbst die Feiglinge und Muthlosen kühn und unverschämt sind, sobald sie unter hohem Schutze stehen, und sich dann erfrechen, Andere, die mehr sind als sie, zu beleidigen.

Scipio.

Ein Beweis und eine Bekräftigung dieser Wahrheit, welche du so eben ausgesprochen hast, liefern uns einige kleine Leute, die unter dem Schirm und Schatten ihrer Herren sich unterstehen, unverschämt zu seyn. Wenn aber zufälligerweise der Tod oder irgend ein anderer Glückswechsel den Baum fällt, in dessen Schatten sie sich gelagert haben, dann zeigt sich ihr wahrer Werth an dem Lichte des Tages, so daß sie dann erscheinen wie falsche Edelsteine, die durch die Folie ihrer Herren und Beschützer geglänzt haben. Die Tugend und der richtige Verstand bleibt sich immer, unter allen und jeglichen Verhältnissen, gleich, nackt oder in Kleidern, allein oder in Begleitung. Wohl ist es wahr, daß beide in der Meinung der Leute herabgedrückt werden können, aber niemals kann der wahre Werth ihres Verdienstes oder ihres Werthes verdunkelt werden.

Damit aber wollen wir diese Unterredung schließen, denn das Licht, das bereits durch diese Ritzen eindringt, zeigt uns, daß der Tag schon ziemlich vorgerückt ist. Die nächste Nacht

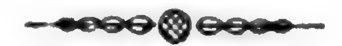
aber wird mein gehören, damit ich mein Leben dir erzähle, wofern uns der Himmel die große Wohlthat, sprechen zu können, nicht entzogen hat.

Berganza.

Es sey so, und vergiß nicht, mich an diesem Orte wieder zu finden.

In demselben Augenblicke, als der Licentiat das Gespräch durchgelesen hatte, erwachte der Fähndrich; hierauf sprach der Licentiat: „Obgleich dieses Gespräch nichts ist, als eine Dichtung, und in Wahrheit niemals vorging, so scheint es mir doch so gut verfaßt zu seyn, daß der Herr Fähndrich gut thun wird, mir das zweite mitzutheilen.“ — „Da Ihr dieser Meinung seyd,“ erwiderte der Fähndrich, „so bekomme ich wirklich Muth dazu, und werde die zweite Unterredung schreiben, ohne mich mit Euer Gnaden weiter in Discussion einzulassen, ob die Hunde wirklich gesprochen haben oder nicht.“ — Hierauf sagte der Licentiat: „Herr Fähndrich, wir wollen auf diese Streitpunkte nicht wieder zurückkommen; ich bin mit der Schönheit der Unterredung und der Erfindung durchaus einverstanden, und damit sey es genug. Gehen wir nun nach dem Espolon, [1] um unsere körperlichen Augen zu vergnügen, weil wir bereits die unsers Geistes ergötzt haben.“ — „Wohlan, wir wollen gehen,“ sagte der Fähndrich, und mit diesen Worten gingen sie.

[1] Eine Promenade an den Ufern des Arlanzon zu Valladolid.



Die vorgebliche Tante.

Zwei Studenten, die aus Mancha stammten und lockere Jungen waren, gingen einmal durch eine gewisse Gasse in Salamanca, welche, nebenbei bemerkt, größere Freunde von Degen und Schilden, als von den Pandekten und dem Cujacius waren, und da bemerkten sie an dem Fenster eines derjenigen Häuser, die man Fleischbänke zu benennen pflegt, einen Gitterladen. Dies schien ihnen auffallend, weil Leute von diesem Handwerk nichts verkaufen, wenn sie ihre Waaren nicht sehen lassen und öffentlich ausstellen. Da sie sich aber über diese Veränderung belehren wollten, führte sie ihre Neugierde zu einem in der Nachbarschaft wohnenden Gewerbsmann, dessen Haus dicht an jenes stieß. Dieser sagte ihnen: „Señores, es mag etwa acht Tage her seyn, als in dieses Haus eine fremde Dame gezogen ist, die so halb und halb einer Betschwester gleichsieht, und eine Frau von großer Sittenstrenge zu seyn scheint. Diese hat ein junges Mädchen bei sich, von ausgezeichneter Schönheit und recht stolzem Betragen, welche den Reden der Leute nach ihre Nichte ist. Wenn sie ausgehen, haben sie immer einen Lakayen und zwei Dueñen bei sich. So viel ich urtheilen kann, sind es vornehme Leute, die in äußerster Zurückgezogenheit leben; denn bis jetzt habe ich weder Jemanden von der Stadt, noch

irgend Jemand anders bei ihnen einen Besuch abstatten sehen und kann durchaus nicht sagen, von woher sie nach Salamanca gekommen sind. Was ich aber sicher weiß, das ist, daß die junge Dame, so viel sich erkennen läßt, eben so ehrbar als schön ist, und daß der große Aufwand der Tante deutlich zeigt, daß es keine armen Leute sind."

Die Auskunft, welche der Nachbar gab, veranlaßte die Studenten zu dem Entschluß, hier ein Abenteuer aufsuchen und bestehen zu wollen. Denn trotz dem, daß sie diese Stadt genau kannten und jedes Fenster wußten, wo hinter Blumentöpfen ein schöner Kopf hervorzulugen pflegte, hatten sie bisher nichts von einer solchen Tante und Nichte gewußt, so lange sie die Universität frequentirten. Zudem war ihnen das auffallend, daß sie in einer solchen Gasse wohnen sollten, in der man, weil der Handel und Wandel fleißig geschah, immer Farbe verkaufte, wenn auch nicht von der feinsten; denn es gibt in Salamanca, wie in andern Städten, Häuser, deren unzertrennliches Erbstück Courtisanen sind, oder, um es mit andern Worten zu sagen, gefällige Mädchen oder Freundinnen von der horizontalen Kunst.

Es war beinahe Mittag und dennoch war das besagte Haus geschlossen, woraus die Studenten den Schluß zogen, entweder speisen die Bewohnerinnen desselben nicht zu Hause, oder werden sie in kurzer Zeit kommen. Ihre Vermuthung war auch nicht unrichtig, denn nach einer kurzen Frist sahen sie eine ehrwürdige Matrone kommen, die eine Haube trug, weißer als der Schnee, deren Striche länger waren, als das Chorhemd eines portugiesischen Priesters, und sich auf der Stirne in zierlichen Falten vereinigte. Um den Hals trug sie einen großen Rosenkranz, dessen einzelne Perlen aus klingenden Rollen bestanden und so groß waren, als die des berühmten Eremiten



X. Seite 139.

Santinuflo, denn der ganze Rosenkranz reichte ihr bis zum Gürtel. Außerdem trug sie einen Mantel von Seide und Wolle, nebst neuen weißen Handschuhen ohne Umschlag und ein indisches Rohr mit einem silbernen Beschläg. An der linken Hand führte sie ein Lakay, der aus den Zeiten des Fernan Gonzalez zu stammen schien, denn er trug einen Flanellrock, dessen Haare bereits abgeschaben waren, scharlachrothe Beinschienen, nebst Stiefeln von gelbem Leder; dabei hatte er einen mit Bändern verbrämten Mantel und eine mailändische Mütze mit einem spitzen wohlgefütterten Kopf, denn er litt am Schwindel. Seine Handschuhe waren rauh und seine Degenkuppel, so wie sein Degen, nach navarresischer Mode; vor ihnen ging die Nichte, die ungefähr achtzehn Jahre alt seyn mochte; der Ausdruck ihres Gesichtes war ruhig und nachdenklich, mehr adlerartig als rund, die schwarzen Augen waren schön gespalten und schienen, wie aus Vergessenheit, halb eingeschlafen; die Augenbrauen waren fein und wölbten sich in einem schönen Bogen über den Augen, die Wimper waren lang und die Gesichtsfarbe vom schönsten Incarnat. Ihre blonden Haare schienen künstlich geringelt und lockten sich an den Schläfen herab; sie trug ein Kleid von feinem Mousselin nebst einem Leibchen von englischem oder holländischem Tuch, ihre Pantoffeln waren von schwarzem Sammt, und die Stifte, so wie die Fransen daran von polirtem Silber. Ihre Handschuhe dufteten von feinem Geruch, und zwar nicht etwa nach Spaniol, sondern nach Ambra, ihre Haltung war gebieterisch, ihr Blick sittsam, ihr Gang leicht und schwebend. Betrachtete man sie theilweise, so schien Alles an ihr sehr schön, paßte auch so harmonisch zu einander, daß ihr Totaleindruck noch weit herrlicher war.

Obgleich die Neigung und der Charakter der beiden Studenten derselbe war, wie der junger Raben, die auf jedes Fleisch

stoßen, so veranlaßte doch der Anblick dieses neuen Reihers, daß alle ihre fünf Sinne gefangen wurden. Solche Anmuth und solche Lieblichkeit hatten sie auf's äußerste ergriffen und in ihren Herzen Liebe erregt, denn das ist das Vorrecht der Schönheit, und wäre sie selbst in den gröbsten Kittel gehüllt. Gleich hinter diesen gingen die beiden Ehren-Dueñen, die mit denselben Stoffen bekleidet waren, so der Lakay trug. Mit allem diesem Prunk kam die Señora an ihr Haus, der gute Knappe öffnete die Thüre, und Alle traten ein. Die Studenten aber zogen, als sie eintraten, ihre Mützen ab und grüßten sie mit außerordentlich viel Respekt und Sitte, wobei sie zugleich Zuneigung blicken ließen, denn sie beugten ihre Kniee und schlugen ihre Augen nieder, als ob sie halbe Heilige oder doch wenigstens die demüthigsten Menschen von der Welt wären. Die Damen traten über ihre Schwelle, und unsere Helden blieben denksam und halb verliebt auf der Straße zurück, indem sie mit kurzen Worten hin und her berathschlagten, was sie thun sollten; denn sie glaubten ohne Zweifel, weil diese Leute fremd seyen, seyen sie nicht nach Salamanca gekommen, um Gesetze zu lernen, sondern um sie zu untergraben. Sie waren nun bald entschlossen, ihnen die folgende Nacht ein Ständchen zu bringen, denn das ist immer das erste Zeichen von Aufmerksamkeit, das arme Studenten ihren Damen zollen. Sogleich gingen sie nach Hause, um mit ihrer Armuth Rechnungsabschluß zu treffen, und nahmen ein sehr frugales Mahl ein. Nachdem sie gespeist hatten, riefen sie aber ihre Freunde zusammen, richteten ihre Guitarren und andere Instrumente, bestellten Musiker und gingen zu einem jener Poeten, davon diese Stadt voll ist. Diesen baten sie, auf den Namen Esperanza, denn so hieß ihre Herzgeliebte, ein Gedicht zu machen, das sie in dieser Nacht singen könnten, mit der Bedingung aber, es

müsse auf jeden Fall in den Versen der Name Esperanza vorkommen. Der Poet versprach dieses Geschäft zu übernehmen, und schmiedete in kurzer Zeit, indem er sich in die Lippen biß, seine Nägel zerkaute und sich an der Stirne und hinter den Ohren kratzte, ein Sonett, das eben so gut ein Wollenspinner hätte machen können. Er gab es den Studenten, die damit sehr zufrieden waren und den Autor selbst baten, er möchte es dem Sänger während des Ständchens souffliren, weil dieser keine Zeit mehr hätte, es auswendig zu lernen.

Endlich kam unter diesen Zubereitungen die Nacht heran, und in der Stunde, wo die Festlichkeit vor sich gehen sollte, brachten sie neun langweilige Kerle aus der Mancha, die Studienbrüder unserer Helden, vier Sänger nebst Guitarren, ein Hackbrett, eine Harfe, eine Mandoline, zwölf Schellentrommeln und einen Dudelsack aus Zamora zusammen, nebst dreißig kleinen runden Schilden und eben so viel Panzern. Alles dies wurde unter eine Truppe von Brötlingen, oder, um besser zu sagen, Weinlingen vertheilt. Mit diesem ganzen Pomp zogen sie nun in Procession in die bewußte Gasse vor das Haus der Señora, und machten während dieses Aufzuges mit ihren abscheulichen Schellentrommeln einen solchen Lärm, daß, obgleich die Nacht bereits ihr Drumm eingefädelt hatte, und alle Nachbarn und Bewohner wie Seidenraupen zusammengepackt sich in den Schlaf eingesponnen hatten, so konnten sie doch unmöglich schlafen oder ihre Träume weiter verfolgen, und bald war in der ganzen Nachbarschaft kein Mensch, der nicht aufwachte und an das Fenster kam. Der Dudelsack spielte nun die Gambeta auf und endigte mit dem Esturdion, gerade als sie unter dem Fenster der Dame angekommen waren. Alsdann begann zum Ton einer Harfe ein Musiker, dem der Poet sein Kunstwerk diktirte, das Sonett zu singen; der Musiker war von denen,

die sich nicht lange bitten lassen, und fing mit einer lieblichen und reinen Stimme an, folgende Verse vorzutragen:

Du, Esperanza, wohnst in dieser Gasse,
Der ich mit Leib und Seele ganz ergeben. —
O Espérance von jedem Gut und Leben!
Unglücklich bin ich, wenn ich dich verpasse.

Nicht neidisch bin ich, wenn ich dich erfasse
Auf Inder, Mohren und Franzosen eben;
Ich fleh' um deine Gunst mit heft'gem Streben,
Cupido, Gott von jedem süßen Spasse.

Und ist gleich diese Esperanza klein,
Hat neunzehn Jahre nur, gewiß nicht weiter,
Wird der, der sie erlangt, ein Riese seyn.

Es wächst der Brand, wirft man auf Kohlen Scheiter;
O Esperanza, zart! wer wagt's, nicht immer
Zu wachen dienstbar deiner Schönheit Schimmer?

Kaum hatte der Vortrag dieses verdammungswürdigen Sonetts aufgehört, als ein Schalk, der unter den Umstehenden sich befand und bereits als Doktor utriusque graduirt war, zu seinem Nachbar mit heller nnd lauter Stimme sagte: „Bei Gott, ich habe in meinem ganzen Leben kein besseres Klinggedicht gehört, habt ihr nicht diese merkwürdige Harmonie in den Versen, dieses Wortspiel mit dem Namen der Dame, und jene Anrufung an Cupido bemerkt, wo das Wort „heftig“ so gar gut gepaßt hat, und habt ihr nicht gesehen, welch feine Anspielung der Dichter auf das Alter des Dämchens machte, nebst jenem schönen Gegensatz von klein und Riese, der so merkwürdig ausgeführt wurde? sagt mir doch, was für ein verfluchtes Bild liegt, hol' mich der Teufel, in dem äußerst anmuthigen und klangreichen Wort: Scheiter! Sapperment,

wenn ich den Poeten wüßte, der dieses Sonett componirt hat, ich würde ihm morgen ein halbes Dutzend Knackwürste schicken, die mir heute früh der Maulthiertreiber aus meiner Heimath gebracht hat." Aus dem einzigen Wort Knackwurst wußten die Zuhörer gleich, daß der Urheber dieser Lobsprüche ohne Zweifel aus Estremadura seyn mußte, und darin irrten sie nicht; denn später hatte sich gezeigt, daß er aus einem Flecken bei Estremadura stamme, der nahe bei Jaraicejo liegt. Aber von diesem Augenblick an war und blieb er in der Meinung Aller ein gelehrter und in der Dichtkunst sehr bewanderter Mann, und das bloß deßwegen, weil man ihn ein so originell scheußliches Sonett so bis auf's kleinste hatte durchhecheln hören.

Bei alle dem blieben die Fenster des Hauses so fest verschlossen, als ob man sie zugemauert hätte, worüber unsere Studiosen aus der Mancha nicht wenig trostlos wurden. Trotz dem aber sangen sie die folgende Romanze dreistimmig zu den Guitarren, und diese waren ebenfalls auf der Schnellpost für den Posten, der vor diesem Hause zu postiren hatte, fabricirt worden:

Laßt Euch sehen, Esperanza,
Daß mein Herz sich hoch erquickt,
Das ohn' Euch in meinem Busen,
Der im Tode ringt, erstickt.

Laßt durch's Eis von Euren Wangen
Scheinen Euer klares Licht,
Dringt nicht Ihr durch solche Nebel,
Ist es Eurer Sonne Schimpf.

Dämpft die Wogen meines Kummers
Durch der klaren Augen Bild,
Daß nicht meine Hoffnung sinke
Mit der Sehnsucht, gramerfüllt.

Nur von Euch erwart' ich Leben,
Wenn mein Herz im Tode bricht,
Himmelsglorie in der Hölle,
Gunst, wenn Liebe sank dahin.

Bis zu diesem Verse der Romanze waren die Musiker gekommen, als man das Fenster öffnen hörte und sah, wie eine der Dueñen, welche sich am Tage in Gesellschaft Esperanza's hatte sehen lassen, sich zeigte und mit scharf tönender und zimpferlicher Stimme sagte: „Señores! meine Herrin, Dueña Claudia de Astudillo y Quiñones, bittet Euer Gnaden um einen Beweis ihrer Achtung, und dieser möge darin bestehen, daß es denselben gefallen möge, sich für diese Musik einen andern Platz auszuwählen; theils um den Scandal und das üble Beispiel in der Nachbarschaft zu vermeiden, theils aus der besondern Rücksicht, weil in ihrem Hause eine ihrer Nichten, die noch unverheirathet ist, lebt, und dies ist meine junge Herrin, Doña Esperanza de Torralva Meneses y Pacheco. Ich finde es natürlich, daß es sich gar nicht für ihren Stand und Charakter ziemt, daß derlei Dinge zu der Stunde vor ihrer Hausthüre vorgehn; Ehrfurchtsbezeigungen, so sie von Euer Gnaden auf eine andere Weise und in einem andern Style mit weniger Aufsehen wohl wird annehmen können." Hierauf erwiderte Einer der Beiden: „Macht mir das Vergnügen und habt die Gnade, Señora Dueña, meiner Herrin und Gebieterin, der Doña Esperanza de Torralva Meneses y Pacheco, zu sagen, sie möchte einen Augenblick an diesem Fenster sich sehen lassen, ich habe nur zwei Worte zu sagen, die für sie von ausgezeichnetem Nutzen seyn werden. „Psh, psh," erwiderte die Dueña, „Ihr irrt Euch in meiner Herrin Doña Esperanza. Wißt, mein Herr, sie wird Euch zu dieser Stunde kein Gehör schenken, denn meine Herrin ist sehr vornehm, sehr ehrbar, sehr zurück-

gezogen, sehr klug, und bringt den größten Theil ihrer Zeit mit Lesen und Schreiben zu; kurz, Euer Gnaden wird nicht zum Ziele gelangen, wenn Ihr sie auch mit Perlen bedeckt."

Während dieser unterhaltenden Unterredung mit der spröden Dueña mit ihrem Psh und ihren Perlen kam ein großer Trupp Leute die Straße herab. Die Musiker und ihre Begleiter glaubten nicht anders, als es komme die Stadtpolizei, und daher bildeten sie Alle einen Kreis, in dessen Mitte sie die Geräthschaften der Musik aufhäuften, und als die Leute näher kamen, fingen sie an, mit den Schilden zusammenzuschlagen und mit den Panzern Lärm zu machen; bei diesem Lärmen hatten die Diener der Justiz keine Lust, den Schwertertanz der Gärtner bei dem Frohnleichnamsfest in Sevilla mitzumachen, sondern sie gingen vorbei, denn es schien den Alguacilen, Häschern und Schnurren nicht rathsam, sich hier in eine Schlägerei einzulassen. Unsere Helden triumphirten hierüber und hatten gute Lust, das begonnene Ständchen fortzusetzen, aber der eine von den Anordnern der ganzen Festlichkeit war nicht der Meinung, außer wenn die Señora Doña Esperanza sich am Fenster zeigte. Aber weder diese, noch selbst die Dueña ließ sich blicken, so sehr sie auch rufen mochten. Endlich langweilte sie dies, Alle wurden ärgerlich und hatten nicht übel Lust, das Haus zu steinigen und den Gitterladen zusammenzuschlagen und ihr eine tüchtige Katzenmusik zu bringen — ein pöbelhafter Humor, der für junge Leute in solcher Lage charakteristisch ist. Aber obgleich sie aufgebracht waren, büßten sie ihre Lust nur darin, daß sie die Musik einige Kirchenmelodien aufspielen ließen; hierauf aber begann wieder der Dudelsack seine Tanzmusik zu pfeifen, in der ihn der scheußliche und thierische Klang der Schellen und Rollen begleitete, und damit endigte diese Serenade gerade wie sie angefangen hatte.

Es mochte ungefähr gerade um die Zeit der Morgenröthe seyn, als die tolle Schaar sich zerstreute. Unsere beiden Studenten aus der Mancha waren aber voll Mißmuth, weil sie sehen mußten, wie wenig die Musik genützt hatte. Daher gingen sie nach dem Hause eines gewissen jungen Edelmannes, der ihr Freund und einer von denen war, die in Salamanca die Edelmüthigen spielten und oben an der Tafel ansitzen. Dieser war jung, reich, verschwenderisch, ein Freund der Musik und des schönen Geschlechtes, und über Alles ein Freund der Tapfern. Unsre beiden Helden erzählten ihm nun des Langen und Breiten ihr Abenteuer, wobei sie ihm die Schönheit, Anmuth, Lieblichkeit und Grazie der jungen Dame lebhaft schilderten, die Würde und den Aufwand der Tante nicht vergaßen, und ihm bekannten, wie gering ihre Hoffnung sey, ein Mittel zu finden, daß sie ihrer habhaft würden; denn das Ständchen, das der erste und letzte Dienst sey, den sie vermögend wären, ihr zu leisten, habe ihnen nicht nur keinen Vortheil gebracht, sondern nur dazu gedient, die Dame gegen sie aufzubringen und in der Nachbarschaft zu verschreien. Der Edelmann, der einer von denen war, die gewohnt sind, geraden Weges auf ihr Ziel loszusteuern, bot ihnen sogleich an, er wolle die Dame ihnen zu Lieb gewinnen und koste es was es wolle. Noch denselben Tag schickte er daher ein eben so langes als höfliches Billet an die Señora Doña Claudia, in welchem er ihr seine Dienste, seine Person, sein Leben, sein Vermögen und seinen Einfluß anbot. Die listige Claudia erkundigte sich nun gleich bei dem Pagen, der das Schreiben überbrachte, nach dem Stand und Verhältnisse seines Herrn, sowie nach seinen Renten, seinen Liebhabereien, Unterhaltungen und Beschäftigungen, wie wenn sie im Sinne hätte, ihn wirklich als ihren Schwiegersohn zu empfangen. Der Page sagte die Wahrheit und lieferte ihr



X. Seite 147.

eine Beschreibung, die sie ziemlich zufrieden stellte; worauf sie die Dueña mit dem Psh mit einer Antwort abschickte, die nicht weniger höflich und lang war, als das Schreiben des Edelmannes.

Die Dueña trat ein, und der Edelmann empfing sie sehr höflich, bot ihr einen Fauteuil neben sich an und reichte ihr ein Taschentuch, um sich den Schweiß abzutrocknen, denn der Marsch hatte sie ein klein wenig fatiguirt. Ehe sie aber Zeit hatte, ein Wort von ihrer Botschaft zu sagen, ließ er eine Büchse voll Marmelade kommen, schnitt eigenhändig für sie zwei gute Stücke ab, und reichte ihr ein Paar volle Gläser Vino del Santo, [1] der ihrer Nase die Farbe einer Klatschrose verlieh und ihr Herz freudiger stimmte, als hätte er ihr ein Kanonicat gegeben. Nun brachte sie ihre Botschaft mit ihren eigenthümlichen, verdrehten, prätensiösen und prüden Ausdrücken an und schloß mit einer äußerst kecken Lüge, daß nämlich ihre Herrin, Doña Esperanza de Torralva Meneses y Pacheco, noch eine eben so reine Jungfrau sey, als zu der Stunde, da ihre Mutter sie geboren habe; aber trotz alledem gebe es bei ihrer Herrin keine Thüre, die für seine Gnaden verschlossen wäre. Der Edelmann erwiderte ihr: Alles, was sie von dem Werthe, den Verdiensten, der Schönheit, Zurückgezogenheit und Prinzlichkeit, um ihre Worte zu gebrauchen, ihrer Gebieterin gesagt habe, glaube er gern; was sie aber in Beziehung auf ihre Jungfrauschaft behaupte, komme ihn etwas schwierig an zu glauben. In dieser Beziehung bat er sie nun, ihm über Alles, was sie davon wisse, reinen Wein einzuschenken, und schwur ihr dabei auf Cavalierparole, ihr einen seidenen

[1] Vino del Santo ist der Wein, den die Mönche des Escurial in Spanien besitzen.

Mantel von dem schwersten Zeug zu kaufen, wenn sie die Wahrheit unumwunden sage. Außer dieser Versprechung hatte der Edelmann nicht nöthig, der Schlinge seiner Fragen einen neuen Knoten beizufügen, noch irgend einen Knoten weiter aufzulösen, um die putzsüchtige Dueña zum Geständnisse der Wahrheit zu bringen. Sie schwörte nun bei dem Stuhl, auf dem sie saß, und bei der Stunde ihres Todes, ihre Herrin, Doña Esperanza de Torralva Meneses y Pacheco, stehe im dritten Handel oder, um besser zu sagen, im dritten Kauf; wobei sie hinzufügte, wie und wann, mit wem und wo, nebst andern tausend Nebenumständen, mit denen Don Felix — dies war der Name des Edelmannes — zufrieden war, denn er wußte so viel er wollte.

Endlich kam er mit der Dueña überein, sie solle ihn diese Nacht in das Haus lassen und dort einsperren, denn er habe im Sinne, allein mit Esperanza zu sprechen, ohne daß die Tante etwas davon wisse. Nun gab er ihr mit tausend Complimenten und Artigkeiten an ihre Damen den Abschied und händigte ihr eine Summe Geldes ein, welche dem Ankauf eines schwarzen Mantels mehr als äquivalent war. Endlich besprachen sie noch auf das genaueste die Art und Weise, wie er in der Nacht in das Haus kommen sollte, und die Dueña ging halb närrisch vor Freude weg. Er aber hing in Gedanken seinem Plane nach und erwartete die Nacht, welche ihm tausend Jahre lang ausbleiben zu wollen schien, so sehr sehnte er sich, seine Luftschlösser in Erfüllung gehen zu sehen.

Endlich kam die bestimmte Stunde, denn es gibt nichts, das nicht einmal kommt, und Don Felix ging, ohne einen Diener oder Freund zum Begleiter zn nehmen, nach dem Orte, wo die Dueña seiner harrte. Diese öffnete nun die Thüre, und er schlich sich leise, mit den Zehen tastend, ein. Nun

führte sie ihn in das Zimmer der Señora Esperanza, wo sie ihn hinter den Vorhängen des Bettes versteckte und ihm noch einmal einschärfte, keinen Lärm zu machen, denn Esperanza wisse bereits, daß er da wäre, und wolle ihm, dies sey sie überzeugt, ohne daß ihre Tante etwas davon wisse, Alles gewähren, was er verlange. Nun drückte sie dem Don Felix zum Zeichen, daß Alles so geschehen solle, die Hand und ging hinaus. Felix aber harrte hinter den Bettgardinen seiner Esperanza, äußerst gespannt auf den Ausgang dieses abenteuerlichen Liebeshandels.

Es mochte ungefähr neun Uhr Abends seyn, als Don Felix sich versteckt hatte. Aber in einem Saale, welcher an das Schlafzimmer grenzte, saß die Tante in einem niedern Lehnsessel und die Nichte vor ihr auf einem mit Teppichen bedeckten erhöhten Platz am Fenster. In der Mitte aber brannte eine große Glutpfanne, welche zugleich Licht und Wärme verbreitete. Das ganze Haus lag in Stillschweigen begraben, der Page und die andere Dueña waren zu Bette gegangen und schliefen bereits, und nur die Mitwisserin des ganzen Handels war auf und sorgte dafür, daß ihre alte Señora zu Bette gehe. Sie versicherte daher, es sey bereits zehn Uhr, als die Uhr neun geschlagen hatte, denn sie wünschte sehr, das Werk, das von ihr eingefädelt worden war, zu Ende zu bringen, und zwar ganz so, wie ihre junge Herrin und sie mit einander ausgemacht hatten. Darüber hatten sie beschlossen, daß Alles, was ihnen Don Felix geben würde, ohne Mitwissen der Claudia ganz allein ihnen gehören sollte, denn die Alte, die davon weder einen Maravedi haben noch sehen sollte, war so kleinlich und geizig und hatte sich über Alles, was ihre Nichte gewann und erwarb, so unbedingte Herrschaft angemaßt, daß sie ihr nie einen einzigen Real in die Hand gab, um außerordentliche Bedürfnisse befriedigen zu können; diesen

Steuerpflichtigen dachten sie daher aus den Reihen der Vielen, welche die Zeit bringen sollte, für sich einzuthun. Aber obgleich Esperanza wußte, daß Don Felix im Hause war, so wußte sie doch nichts von dem geheimen Versteck, in den ihn die Dueña gebracht hatte. Die Stille der Nacht und der bequeme Augenblick des einsamen Zusammenseyns erweckte nun in der Claudia die Begierde, zu schwatzen, und daher begann sie halblaut mit ihrer Nichte also zu sprechen:

„Ich habe dir schon oft gesagt, meine Esperanza, du mögest dir ja nicht die guten Rathschläge, Fingerzeige und Denksprüche aus dem Gedächtnisse entfallen lassen, die ich dir immer gegeben habe, denn sie werden dir, wenn du sie genau befolgst, wie es auch deine Pflicht ist, denn das hast du mir versprochen, von so vielem Nutzen und Vortheil seyn, als wenn die Erfahrung selbst dir zur Seite stände, und diese ist doch, wie du selbst weißt, in allen Dingen die Meisterin. Denke nicht, daß wir in Piacenza sind, wo du geboren bist, noch in Zamora, wo du angefangen hast, zu wissen, was die Welt für ein Ding ist; wir sind auch nicht in Toro, wo du den dritten Ertrag deiner Blume niedergelegt hast; denn in allen diesen Städten lebt ein gutmüthiges und einfältiges Volk, die von Trug und Hehl nichts wissen und in Schelmereien und Teufeleien weder so gewandt noch so verwickelt sind, als die Bewohner der Stadt, in der wir jetzt leben. Bedenke, liebes Töchterchen, daß du in Salamanca bist, und dies ist eine Stadt, die in der ganzen Welt die Mutter der Wissenschaften genannt wird, und dies ist kein Wunder, denn Jahr aus Jahr ein durchstreifen sie zehn- oder zwölftausend Studenten, die alle in ihr wohnen. Die Studenten aber sind ein jugendkräftiges, lüsternes, übermüthiges, freies, leidenschaftliches, verschwenderisches und gescheites Völkchen, das einen teufelmäßigen

Humor besitzt. So sind sie im Allgemeinen; da aber Alle, wenigstens dem größten Theile nach, Ausländer sind und aus verschiedenen Provinzen des Königreiches stammen, so ist im Einzelnen ihr Charakter sehr verschieden. Die Biscayer zum Beispiel können alle nicht recht mit der Sprache fort und sind daher wortkarg, wenn sie aber auf ein Mädchen ein Auge haben, so schonen sie ihre Börse nicht. Die aus der Mancha sind Raufbolde, die rüstig fluchen: Gott soll mich holen, und nach ihrem Schatz eben so derb mit der Faust greifen, wie nach ihrem Gegner. Ebenfalls gibt es hier eine Masse Arragoneser, Valencianer und Catalaner. Diese hält man gewöhnlich für ein feines, abgeschliffenes, gut erzogenes und noch besser gebildetes Volk; weiter aber darfst du nichts von ihnen verlangen, denn wisse, meine Tochter, wenn du mehr von ihnen wissen willst, da verstehen sie keinen Spaß, und wenn sie sich mit ihrem Schatz einmal abwerfen, so sind sie ein Bischen grausam, denn sie haben hitzige Lebern. Die aus Neukastilien kannst du für noble Leute ansehen, die, wenn sie etwas versprochen haben, auch geben, und wenigstens Nichts verlangen, wenn sie Nichts geben. Die aus Estremadura sind wie Apotheker, denn sie haben von Allem etwas, dabei sind sie aber gerade wie Messing, das, wenn es mit Silber gerieben wird, aussieht wie Silber, und, mit Kupfer zusammengebracht, Kupfer ist. Den Andalusiern gegenüber, meine Tochter, wäre es fast nöthig, man hätte fünfzehn Sinne, statt fünfe, denn sie sind schlau, scharfsinnig, gewandt, talentvoll, und dabei nicht im geringsten geizig. Die Gallizier lassen sich unter gar keine Kathegorie bringen, denn sie sind eigentlich gar Niemand, die Asturianer sind gut für den Sonnabend, sie tragen immer Kuttelfleck [1] und Schweinedreck nach Hause.

[1] Kuttelfleck ist in Spanien das gewöhnliche Essen am Sonnabend.

Was die Portugiesen betrifft, so würde es etwas zu weit führen, wenn ich ihren Charakter und ihre Eigenschaften schildern wollte, denn es ist ein Volk, dem das Gehirn eingetrocknet ist, und jedem Lappen gefällt seine Kappen; allein bei Allem kannst du fast darauf rechnen, daß unter ihren Lumpen Amor selbst wohnt.

„Du siehst nun, Esperanza, mit welch verschiedenartigen Leuten du zu thun hast, und wie nöthig es ist, daß ich dir den Polarstern, nach dem du zu rudern und zu segeln hast, auf das genaueste anweise, wenn du in eine See stechen willst, in der so viele Riffe und Sandbänke sind, damit das Fahrzeug unserer Absicht und unsers Planes nicht zu Grunde gehe und wir die kostbare Ladung meines Kauffartheischiffes frei von aller Durchnässung hindurchbringen. Diese köstliche Ladung aber ist nichts Anderes, als dein eben so zarter als schöner Körper, in dem so viel Anmuth und Liebreiz wohnt, und der selbst von denen, die dich darum beneiden, für die reizendste Lockspeise angesehen wird. Bedenke, liebes Kind, daß in dieser ganzen Universität kein Professor ist, der seine Facultätswissenschaft so gut vorzutragen weiß, als ich dich in der Weltkunst zu unterrichten verstehe, die wir ausüben. Denn ich habe viele Jahre in ihrer Ausübung zugebracht und kann bei der vielen und reichhaltigen Erfahrung, so ich gemacht habe, getrost mein Amtsjubiläum feiern. Und obgleich das, was ich dir jetzt sagen will, nur ein Theil von alle dem ist, was ich dir sonst oft und häufig gesagt habe, begehre ich von dir Aufmerksamkeit und günstiges Gehör. Denn nicht jedesmal zieht der Matrose, wenn er schiffen will, alle Segel auf, refft sie aber auch nicht immer alle ein, und nur wie der Wind geht, richtet er Steuer und Segel."

Während dieses ganzen Gespräches saß Esperanza mit niedergeschlagenen Augen und gesenkten Hauptes da, störte mit

einem Messer in der Asche des Kohlenbeckens, war dem Anscheine nach von der ganzen Rede der Tante sehr erbaut und schien ihr gänzlich gehorchen zu wollen. Claudia aber war mit diesen Zeichen der Hingebung noch nicht zufrieden, und sprach zu ihr: „Erhebe den Kopf, Mädchen, und lasse das Stören in den Kohlen, hefte deinen Blick fest in den meinigen und sitze nicht so schläfrig da. Denn, um das aufzufassen, was ich dir jetzt sagen will, und um meine Vorschriften recht zu lernen, solltest du eigentlich zu deinen fünf Sinnen noch andere fünf haben.“ Hierauf erwiderte Esperanza: „Frau Tante, ich bitte Euch, sowohl Euch selbst die Mühe zu sparen, Eure Rede des Langen und Breiten zu verfolgen und mir, sie anhören zu müssen, denn durch die vielen Predigten, in welchen ihr mir eben so häufig als weise auseinander setztet, was meine Pflicht sey und was ich zu thun habe, ist mein Kopf ganz zerbrochen worden, und ich habe keine Lust, ihn mir jetzt von Neuem zerbrechen zu lassen. Wohlan, seht einmal, was wohl die Männer von Salamanca vor denen anderer Städte voraus haben! sind denn nicht alle von Fleisch und Bein? haben sie denn nicht alle eine Seele mit drei Potenzen und fünf Sinnen? Was liegt daran, ob Einige davon wissenschaftlich gebildet sind und mehr gelernt haben, als die Andern? im Gegentheil bilde ich mir ein, daß gerade diese sich schneller als Andere selbst verblenden und daher früher als Alle fallen, denn ihre Erkenntniß ist herangereifter, so daß sie besser begreifen und schätzen können, wie viel die Schönheit werth ist. Ist denn hier etwas Anderes zu thun, als den Kaltsinnigen zu reizen, den Keuschen herauszufordern, den Sinnlichen schwer ankommen zu lassen, dem Feigen Muth einzuflößen, den Beschränkten in Athem zu halten, den Unverschämten zu zügeln, den Schläfrigen aufzurütteln, den Unaufmerksamen anzulocken, den

Abwesenden zu schreiben, den Dummkopf zu loben, den Gescheiten zu feiern, dem Reichen zu schmeicheln, den Armen zurecht zu weisen, auf der Straße den Engel, in der Kirche die Heilige, unter dem Fenster die Reizende, im Hause die Ehrsame und im Bette den Teufel zu spielen? Alle diese Dinge, Frau Tante, weiß ich bereits auswendig wie das ABC; bringt mir daher andere Neuigkeiten, die mich belehren und unterhalten, und laßt es für eine andere Zeit, denn ihr müßt wissen, ich bin heute außerordentlich schläfrig und nicht mehr im Stande, Euch anzuhören. Indeß muß ich Euch noch über eine einzige Sache sprechen und sie Euch versichern, denn ich bin hierüber vollkommen mit mir selbst im Reinen, und das ist das, daß ich mich nicht um den ganzen Gewinn, den mir die Sache bringen könnte, wieder von Eurer Hand martern lasse.

„Drei Jungfrauschaften habe ich hergegeben und eben so viele hat Euer Gnaden verkauft, dreimal habe ich die unausstehliche Pein durchgemacht. Bin ich denn vielleicht von Bronze, glaubt Ihr, mein Fleisch habe kein Gefühl, daß Ihr es nur nähen dürfet, wie man einen zerrissenen Rock flickt? Bei'm Leben meiner Mutter, die ich nicht gekannt habe, ich werde es nicht wieder zugeben. Laßt mich, Frau Tante, in meinem Weinberg jetzt Nachlese halten, denn in vielen Fällen ist die Nachlese schmackhafter, als die erste Ernte. Wenn Ihr aber durchaus entschlossen seyd, meinen Garten für rein und unberührt zu verkaufen, so sucht ein anderes Verschließungsmittel für mein Pförtchen, das milder und angenehmer ist; schlagt Euch aber den Gedanken aus dem Kopfe, daß Nadeln und gezwirnte Seide sich je meinem Fleische nähern sollen.“

„Ach dummes Ding,“ erwiderte die alte Claudia, „wie wenig weißt du von diesen Dingen! Es gibt nichts in der Welt, das sich mit der Nadel und fleischrother gezwirnter Seide

vergleichen ließe, und alles Andere sind Lumpereien. Der Sumach hilft eben so wenig, als geriebenes Glas, und noch weit weniger führen Blutegel zum Zwecke; die Myrrhe ist von keinem Nutzen, noch weniger der Meerzwiebel und der Taubenkropf, und eben so sind alle die andern ekelhaften Salbereien und Gemengsel weiter nichts als blauer Dunst. Denn in unseren Zeiten ist kein Mensch ein solcher Tölpel, daß er, wenn er nur ein Bischen darauf merkt, was er thut, nicht sogleich bei der Anwendung von diesen Albernheiten die falsche Münze merkt. Es lebe mein Fingerhut und meine Nadel, es lebe deine Geduld und deine Ausdauer, und wir wollen das ganze Geschlecht der Männer berücken und uns des Truges freuen, du, indem du geehrt wirst, und ich, indem ich bereichert werde, denn dein Gewinn ist größer, als wenn wir es auf gewöhnliche Weise treiben." — „Ich bekenne, Frau Tante, daß Alles, was Ihr sagt, wahr ist," erwiderte Esperanza; „bei dem Allen aber bleibe ich fest auf meinem Vorsatz, obgleich mein Gewinn dadurch verringert wird, um so mehr, da uns in der Verzögerung des Verkaufes der augenblickliche Gewinn entgeht, der sich machen läßt, wenn wir unsere Bude sogleich eröffnen. Denn wenn wir, wie Ihr sagt, nach Sevilla gehen wollen, um bei der Ankunft der Flotte auf dem Platze zu seyn, so ist es nicht vernünftig, wenn wir die Zeit mit Hinharren zubringen, um den Augenblick abzuwarten, bis sich meine Blume zum vierten Male verkaufen läßt, die durch den Gebrauch beinahe schwarz geworden ist. Geht in Gottes Namen in's Bette, Frau Tante, und denkt darüber nach, und morgen früh will ich mich dazu entschließen, was Euch am besten gefällt, denn am Ende werde ich doch Euren Rathschlägen Folge leisten müssen, weil Ihr für mich Mutter und mehr als Mutter seyd."

Bis dahin kamen Tante und Nichte in ihrem Gespräch,

welches Don Felix nicht ohne große Verwunderung angehört hatte, als er, ohne sich dessen enthalten zu können, auf einmal mit solcher Gewalt und solchem Lärm zu nießen begann, daß man es hätte auf der Straße hören können. Doña Claudia, dadurch ganz verwirrt und erschreckt, stand auf, nahm ein Licht und ging in das Zimmer, wo das Bett der Esperanza stand, wo sie, wie wenn man ihr Alles gesagt hatte, geradenwegs auf das Bett lossteuerte, die Gardinen aufhob und den Herrn Chevalier fand, welcher den Degen in der Hand und den Hut tief in's Gesicht gedrückt hatte, und in kriegerischer Stellung mit trutzigem Gesichte dastand. Als ihn die Alte erblickte, begann sie sich zu bekreuzen und rief aus: „Jesus Maria! welch großes Unglück ist dies, welch verhängnißvolles Abenteuer? Männer in meinem Hause und an solchem Ort und zu dieser Stunde. Ich unglückliches Weib! ich unglückselige Kreatur! was werden die Leute davon sagen?“ — „Beruhigt Euch, Madame,“ sprach Don Felix zu Doña Claudia, „ich bin nicht hierher gekommen, um Eurer Ehre zu nahe zu treten oder nur im Geringsten weniger zu achten, sondern in der besten Absicht, Euch Ehre und Vortheil zu bringen. Ich bin Chevalier, reich, verschwiegen und über Alles in meine liebe Doña Esperanza verliebt; und um das zu erlangen, was die Gluth meines Herzens sich zu erstreben erlauben darf, habe ich durch eine gewisse heimliche Negoziation, von der Ihr später wissen sollt, dafür gesorgt, daß ich an diesen Ort gelangte, wo meine Absicht keine andere ist, als so ganz in der Nähe das Gut anzuschauen und zu kosten, dessen Entreißung mir das Leben so verbittern würde, daß ich mich lieber dessen entschlüge. Wenn dies eine Schuld ist, die bestraft zu werden verdient, so bin ich an einem Ort und zu einer Stunde hier, wo es sehr leicht ist, sie mir angedeihen zu lassen; aber es gibt keine Strafe,



X. Seite 156.

die, wenn sie von ihren Händen kommt, mir nicht als die höchste Wonne erschiene, und es kann keine härtere geben als die, welche ich durch meine noch ungestillten Begierden erleide.“ — „Ach ich unglückliches Weib,“ rief nun wiederum Claudia aus, „wie vielen Gefahren sind wir armen Wittwen nicht ausgesetzt, die wir ohne Männer leben und keine Genossen haben, die uns vertheidigen und beschützen! O wie vermiss' ich nun dich, mein Don Juan Bracamonte, der du mir, ach zu früh, durch den Tod entrissen wurdest, unglückseliger Ehegenosse! Wärest du am Leben, so wäre ich weder in dieser Stadt noch in der Bestürzung, in der ich mich sehen muß, noch solchen Beschimpfungen ausgesetzt. Euch, Señor, bitte ich, sich augenblicklich des Ausgangs zu bedienen, durch den Ihr hereingekommen seyd. Wünscht Ihr aber in diesem Hause etwas von mir oder meiner Nichte, so kann man ja durch Briefe mit Euch mit weit mehr Gemächlichkeit und weit mehr Ehrenhaftigkeit unterhandeln, wobei Ihr gewiß mehr Vortheil und Vergnügen haben sollt.“

„Was das betrifft, was ich in diesem Hause will,“ erwiderte Don Felix, „so halte ich, verehrte Señora, es für das Beste, hier zu bleiben; denn der Ehre wird durch meine Anwesenheit nicht zu nahe getreten, der Gewinn liegt in der Hand derjenigen, die den Vortheil sucht, und das Vergnügen wird nicht fehlen können. Und damit Ihr seht, daß dies nicht bloß leere Worte sind, sondern daß Alles, was ich sage, das gewichtige Gepräge der Wahrheit an sich trägt, so gebe ich Euch diese goldne Kette zum Unterpfand meiner Rede.“ Mit diesen Worten nahm er von seinem Halse eine goldne Kette, die hundert Dukaten wog, und hing sie um den ihrigen.

Die Dueña, die dem Don Felix als Unterhändlerin gedient hatte, sah nicht sobald ein solches Anerbieten an Zahlungsstatt

machen, als sie, ehe ihre Herrin zum Wort kommen und annehmen konnte, ausrief: Gibt es einen Fürsten auf Erden, der so schenkt wie der Herr Chevalier, zeigt ein Pabst, ein Kaiser, ein Kassier eines Kaufmanns, ein Peruvianer,[1] ja selbst ein Canonicus eine solche Freigebigkeit und Splendidität? Señora Doña Claudia, bei meinem Leben, unterhandelt nicht länger in dieser Sache, sondern laßt den Anker fallen und diesen Herrn thun, was er will!" — „Bist du bei Sinnen, Grijalva," denn so hieß die Dueña, „bist du bei Sinnen, verrückte Aberwitzige?" rief Doña Claudia aus, „und die Unschuld meiner Esperanza, ihre weiße, zarte Blüthe, ihre Reinheit, ihre unberührte Jungfräulichkeit? Soll ich sie denn also preisgeben und verkaufen, ohne Mehr und Weiteres, um den Köder dieser erbärmlichen Kette? habe ich vielleicht so sehr alle Besinnung verloren, daß ich durch den Glanz dieses Goldes geblendet, durch ihre Ringe gefesselt und durch ihre Agraffe festgehalten werde? Nein, bei dem Leben desjenigen, der in der Erde modert, dies soll nicht seyn! Legt Eure Kette wieder an, Herr Chevalier, und lernet mit bessern Augen uns betrachten und laßt Euch bemerklich machen, daß wir, obgleich Weiber und allein, von vornehmer Geburt sind, und daß dieses Kind noch eine unschuldige Jungfrau ist, wie sie aus dem Schooße ihrer Mutter hervorging, und daß kein Mensch auf der Welt im Stande ist, das Gegentheil zu behaupten. Solltet Ihr irgend eine Lüge vernommen haben, welche diese Wahrheit in Zweifel setzte, so bedenkt, wie die ganze Welt voll Truges ist, und ich rufe die Zeit und Erfahrung zu Zeugen an."

„Schweigt, Señora," sprach hier die Grijalva, „denn entweder bin ich so dumm, wie ein Stein, oder man soll mich

[1] Ein Spanier, der nach Peru gereist war.

todtschlagen, wenn dieser Herr in Absicht auf die Jungfräulichkeit meiner jungen Herrin nicht ganz im Klaren ist." — „Und was kann er wissen, Unverschämte? Was kann er wissen!" erwiderte Claudia. „Kennt Ihr nicht die Reinheit meiner Nichte?" — „In der That," sagte hier Esperanza, die indessen ganz verdutzt und erschrocken in der Mitte des Zimmers gestanden und das Gespräch angehört hatte, das von ihrem Körper handelte, „ganz gewiß, ich bin sehr rein und so reinlich, daß ich, obgleich es recht kalt ist, erst vor einer Stunde ein reines Hemd angezogen habe." — „Seyd, wie Ihr seyn mögt," sprach nun Don Felix, „ich versichere Euch aber, daß ich, nachdem ich einmal das Tuchmuster gesehen habe, nicht aus dem Gewölbe zu gehen pflege, ohne das ganze Stück zu kaufen; wenn man mir aber es entweder aus Ziererei oder Dummheit nicht käuflich überlassen will, so wißt, Señora Claudia, daß ich das ganze Geschwätz oder wenn Ihr wollt die ganze Unterredung, das Ihr so eben mit der Esperanza pflegtet, angehört habe, und daß ich entschlossen bin, der Erste zu seyn, der diesen jungen Weinstock begießt und in diesem Weinberge Nachlese hält, wobei ich mich anheischig mache, zu dieser Kette goldne Ohrringe und diamantene Armspangen hinzuzufügen.

„Und da ich hier in Allem so ganz auf dem Klaren bin und meine Beute durchaus fest im Auge habe, so verlange ich, daß man meine Person und meine Gaben besser ehrt und mich auf eine andere Weise behandelt, wobei ich feierlich gelobe und schwöre, daß von mir kein Mensch in der Welt die Eroberung dieser Festung erfahren soll; im Gegentheile werde ich frei und öffentlich ihre Reinheit und Sittsamkeit verkünden." — „Wohlan," sagte nun die Grijalva, „wohl bekomm' es Euch, wohl bekomm' es Euch. Alle sind schon einverstanden und ich führe das Paar zusammen und segne es." Mit diesen Worten nahm

sie das Mädchen bei der Hand und übergab sie Don Felix. Die Alte aber erzürnte sich hierüber so sehr, daß sie einen Pantoffel auszog und auf die Grijalva damit losstürzte, als hätte sie ein ganzes feindliches Heer zu bekämpfen. Als die Dueña sich so mißhandeln sah, griff sie nach der Haube der Dame Claudia und ließ ihr weder von dieser, noch von ihrer Haartour einen Fetzen auf dem Kopfe, so daß die gute Señora eine Glatze zeigte, die glatter und glänzender war, als bei einem alten Klosterbruder. Zugleich wurde dadurch noch ein Ueberbleibsel ihrer alten Mähne frei, das bloß die eine Hälfte des Kopfes halb bedeckte, so daß sie die häßlichste und scheußlichste Gestalt in der Welt zu erkennen gab. Als die Alte sich durch ihre Dienerin dergestalt mißhandelt sah, begann sie mit heftigem Schimpfen und Schreien die Polizei herbeizurufen, und wie wenn Zauberei damit im Spiele wäre, trat bei ihrem ersten Schrei der Corregidor der Stadt mit mehr als zwanzig Polizeisoldaten in den Saal. Es waren ihm nämlich mehrere Anzeigen über den Charakter der Personen, die jenes Haus bewohnten, zugekommen und er hatte beschlossen, sie in dieser Nacht auszuheben. Als er an der Thüre Lärm machte, hörten sie ihn nicht, weil sie ganz in ihre Plaudereien versunken waren, aber die Häscher, die, wenn sie bei Nacht ausgehen, mit den nöthigen Werkzeugen versehen sind, hoben mit zwei Brecheisen die Thüre aus den Angeln, und gingen so leise die Treppe hinauf, daß man sie nicht hörte. Von dem Beginn der Lehren, welche die Tante gab, bis zu dem Streite der Grijalva hatte der Corregidor Alles angehört, ohne ein Wort zu verlieren. Als er eintrat, sagte er daher: „Ihr geht mit Eurer Herrin sehr respektlos um, Frau Dienerin.“ — „Ja freilich, Herr Corregidor, geht sie respektlos mit mir um, die schurkische Weibsperson,“ sagte Claudia, „denn sie hat sich erfrecht, an

mir Hand anzulegen, wo kein Mensch noch angelegt hat, seit Gott mich in diese Welt warf." — „Da drückt Ihr Euch gut aus, daß er Euch hineinwarf," sagte der Corregidor, „denn Ihr seyd zu nichts gut, als hingeworfen zu werden. Bedeckt Euch, Ehrendame, und alle Eure Umgebung mag sich anziehen und in's Gefängniß gehen." — „In's Gefängniß, Señor," rief Claudia, „und warum? Was, Personen von meinem Stand und meinem Rang untersteht man sich in dieser Stadt auf solche Weise zu behandeln?" — „Macht weiter keine Worte, Señora," erwiderte der Corregidor, „es nützt Euch nichts, Ihr müßt mitkommen, so unangenehm Euch dies seyn mag, und mit Euch diese junge Dame, die so doppelt und dreizüngig ist in Absicht auf die erste Ernte ihres Weinbergs." — „Ich will des Todes seyn," sagte Grijalva, „wenn der Herr Corregidor nicht Alles mit angehört hat, denn er hat ja die dreifache Bratensauçe unserer Esperanza berührt." In diesem Augenblicke kam Don Felix und nahm den Corregidor auf die Seite, indem er ihn bat, sie nicht aufzuheben, er wolle für sie bürgen, aber weder seine Bitten, noch seine Versprechungen waren im Stande, hierin etwas herauszuschlagen.

Das Schicksal aber wollte, daß unter den Leuten, welche den Corregidor begleiteten, auch die beiden Studenten aus der Mancha waren und diese ganze Geschichte mit anhörten. Als sie aber sahen, was vorging, und daß Esperanza, Claudia und Grijalva durchaus in das Gefängniß gebracht wurden, da hatten sie im Augenblick bei sich beschlossen, was zu thun wäre. Sie gingen, ohne daß man sie bemerkte, aus dem Haus und versteckten sich in einer gewissen Straße, durch welche die Gefangenen kommen mußten, hinter einer Ecke, nebst sechs von ihren Genossen, welche ihnen ihr guter Stern gerade in die Hände führte, und die sie baten, ihnen bei einem tüchtigen

Streit gegen die Ortsobrigkeit behülflich zu seyn. Diese aber zeigten sich bei der Aussicht auf eine solche That emsiger und geneigter, als wenn sie zu einem Festbankett eingeladen worden wären. Kurz darauf kam die Justiz mit den Gefangenen an, ehe sie aber ganz nahe herkamen, brachen die Studenten mit solcher Wuth und Entschlossenheit auf sie ein, daß nach wenigen Augenblicken kein Häscher mehr auf der Straße zu sehen war. Trotz dem aber konnten sie nur die Esperanza befreien, denn als die Häscher, welche Claudia und Grijalva führten, den Kampf schief gehen sahen, flohen sie mit ihren Gefangenen durch eine Seitengasse und brachten sie nach ihrem Gefängniß. Der Corregidor ging voll Scham und Aerger nach seinem Haus, Don Felix nach seiner Wohnung und die Studenten nach ihrer Kneipe. Der aber, welcher Esperanza aus den Händen der Justiz gerettet hatte, wollte sich diese Nacht mit ihr vergnügen, doch der Andere wollte dies nicht zugeben und drohte ihm mit dem Tode, wenn er dies thun würde.

O Wunderwerk der Liebe! o ihr mächtigen Gewalten der Gluth! — Ich sage dies deßhalb, weil der Student, welcher sah, daß sein Genosse mit solcher Wuth und solchem Eifer ihn verhindern wollte, sich mit Esperanza zu ergötzen, ohne weiteres Bedenken und ohne Ueberlegung dessen, was er im Begriffe war zu thun, ausrief: „Wohlan, da Ihr nicht zugebt, daß ich eines Mädchens, das mir so viel gekostet hat, nun froh werden soll und da Ihr nicht wollt, daß ich sie als meine Geliebte unterhalte, so könnt Ihr mir jetzt gewiß keinen Einwurf machen, wenn ich sie als meine rechtmäßige Frau erkläre und Euch dadurch verbiete, irgend einen Anspruch auf sie zu machen, und nun dürft Ihr, könnt Ihr und sollt Ihr mir sie nimmer nehmen.“ Nach diesen Worten wandte er sich an das

Mädchen, dessen Hand er noch nicht losgelassen hatte, und sprach zu ihr: „Diese Hand, o Herrin meiner Seele, die ich Euch vorhin als Euer Vertheidiger gereicht habe, reiche ich Euch nun, wenn Ihr dessen zufrieden seyd, als Euer rechtmäßiger Ehegatte und Verlobter.“ — Esperanza, die mit einem geringeren Loose schon sehr zufrieden gewesen wäre, antwortete auf dieses Anerbieten mit Ja und noch einmal Ja, und dies nicht einmal, sondern mehrere Male, wobei sie ihn als ihren Herrn und Gatten umarmte. Der andere Student wunderte sich sehr über einen so außerordentlichen Entschluß, verließ, ohne ein Wort weiter zu sprechen, das Paar und ging auf sein Zimmer. Der Neuverlobte aber fürchtete, seine Freunde und Bekannte möchten ihn in der Erreichung seines Zweckes stören und die Heirath verhindern, zu deren Vollziehung noch manche Förmlichkeit nöthig war, daher ging er noch in derselben Nacht in das Gasthaus, wo der Fuhrmann seiner Heimath wohnte. Der gute Stern Esperanza's wollte nun, daß gerade am andern Tage Morgens früh der betreffende Fuhrmann abreiste, mit dem sie sich auch auf den Weg machten.

Nach den Sagen, die hierüber verbreitet sind, kam der Student wohlbehalten nach dem Hause seines Vaters, und machte diesen glauben, die Dame, so er mitgebracht habe, sey die Tochter eines vornehmen Edelmannes, und er habe sie aus dem Hause ihres Vaters entführt und ihr sein Wort gegeben, er werde sie heirathen. Der Vater war alt und schenkte den Reden des Sohnes gern Glauben. Besonders als er das schöne Gesicht seiner zukünftigen Schwiegertochter sah, das ihm über die Maßen gefiel, so daß er die gute Wahl seines Sohnes so sehr als möglich lobte.

Claudia's Schicksal war kein so glückliches, denn es leuchtete bald aus ihrem eigenen Geständniß hervor, Esperanza

sey weder ihre Nichte, noch auf irgend eine andere Weise mit ihr verwandt, sondern ein Mädchen, das sie vor der Thüre einer Kirche gefunden hatte. Zugleich brachte man heraus, daß sie nicht nur dieses, sondern manches andere Mädchen mehrere Male an verschiedene Lüstlinge als Jungfrauen verkauft habe, und daß sie sich von diesen Kunstgriffen wie von einem Gewerbe ernähre. Gleichfalls wurde erhoben, daß sie in gewisser Art der Hexerei schuldig sey, deßhalb verurtheilte sie der Corregidor zur Strafe aller dieser Verbrechen zu vierhundert Peitschenhieben, und außerdem noch dazu, auf dem Schandgerüste in einem Käfig, eine spitzige Fratzenmütze auf dem Kopfe, auf öffentlichem Marktplatze ausgestellt zu werden. Der Tag aber, an dem dies geschah, war in selbigem Jahre der größte Festtag für die Straßenjungen Salamanca's.

Nach wenigen Tagen erfuhr man allgemein, daß der Student die Esperanza geheirathet hatte, und obgleich es nicht an Leuten fehlte, welche seinem Vater den wahren Hergang der Sache und den Stand seiner Schwiegertochter meldeten, hatte sie doch durch ihr feines und gescheites Betragen und durch ihre Zuvorkommenheit und Dienste sich bei dem alten Schwiegervater so einzuschmeicheln gewußt, daß er, wenn man ihm auch noch weit Schlimmeres von ihr gesagt hätte, sie um keinen Preis als Schwiegertochter hätte missen mögen. So groß ist die Macht der Klugheit und der Schönheit. Und jenes war das Ende und Schicksal der Señora Claudia de Astudillo y Quiñones, und dies möge das Schicksal aller derjenigen seyn, deren Leben und Handlungsweise dieselbe ist.



Cervantes und Pancracio.

Ein Fragment.

Dieses Fragment, welches Cervantes als einen Anhang zu seiner Reise auf den Parnaß uns gegeben hat, schien dem Uebersetzer, indem er seinem französischen Vorgänger, Viardot, hierin folgt, eine angemessene Zugabe zu den Novellen des großen Dichters zu seyn, zumal, da seine Reise auf den Parnaß schlechthin unübersetzbar genannt werden darf, weil die Dichter, deren er darin Erwähnung thut, unserer Zeit viel zu ferne stehen, als daß ein ziemlich langes Gedicht hierüber auch nur das mindeste Interesse erregen könnte. Dagegen ist nachstehendes Fragment, als Anhang zum Parnaß, nicht nur für sich verständlich, sondern so sehr dem großen Genius unsers Dichters würdig, daß wir in ihm dem Leser eine dankenswerthe Zugabe darzureichen glauben.

Anmerkung des Uebersetzers.

Einige Tage lang blieb ich zu Hause, um mich von meiner weiten Reise auf den Parnaß zu erholen, und nachher erst ging ich aus, um die Welt wieder anzusehen und mich sehen zu lassen, die Glückwünsche meiner Freunde einzunehmen und die sauern Gesichter meiner Feinde zu betrachten, denn obgleich ich immer die gute Meinung hege, ich habe keinen Feind, so glaube ich doch nicht, so ganz dem Schicksal aller Menschen hierin entgehen zu können. Eines Morgens trat ich aus dem Kloster von Atocha und da geschah es, daß ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren auf mich zukam. Er war durchaus reinlich gekleidet, in seinem ganzen Wesen zierlich, und knisterte ganz von schwerem Seidenzeug; seine Halskrause aber war so groß und so aufgesteift, daß es das Ansehen hatte, als wären die Schultern eines Atlas nöthig, um sie tragen zu können. Die Söhne dieser Halskrause waren zwei stumpfe Hemdmanschetten, welche am Handgelenk anfingen und an dem innern Rande des Armes empor kletterten, so daß es schien, als wollten sie einen Angriff auf seinen Bart wagen. Ich habe noch nie eine Epheuranke gesehen, die mit solcher Prätension von dem Fuße der Mauer, an die sie sich anklammerte, bis zu den Zinnen emporstieg, als diese Hemdkrausen, die sich eifrig zu bemühen

schienen, mit den Ellenbogen handgemein zu werden. Kurz, die Halskrause und die Manschetten waren so übermäßig groß, daß in der ersten sich das Gesicht verbarg und begrub, und in der letzteren die Arme sich versteckten.

Der junge Mann kam, wie bereits gesagt, auf mich zu, und sprach zu mir mit gewichtiger und gelassener Stimme: „Ist Euer Gnaden zufälligerweise der Señor Miguel de Cervantes Saavedra, und derjenige, welcher erst vor wenigen Tagen vom Parnaß zurückkam?“ Ich glaube ohne Zweifel, daß ich bei dieser Frage die Gesichtsfarbe verlor, denn in demselben Augenblicke sagte ich zu mir selbst, vielleicht ist das einer der Poeten, die ich in meiner Reise auf den Parnaß entweder angeführt oder vergessen habe, und vielleicht kommt er, um mir mit demjenigen Maße messen zu wollen, das mir nach seiner Meinung gebührt? Schnell aber raffte ich mich aus dieser Bestürzung zusammen und antwortete ihm: „Ich, Señor, bin derselbe, von dem Euer Gnaden spricht, und was steht zu Euren Diensten?“ Als der junge Mann dies hörte, breitete er seine Arme aus und umhalste mich, und er hätte mich ohne Zweifel auf die Stirne geküßt, wenn ihm dies die Größe seiner Halskrause erlaubt hätte; sodann sagte er zu mir: „Señor Cervantes, ich bin Euer Gnaden gehorsamer Diener, und bitte, daß Ihr mich für Euern Freund haltet, denn seit vielen Tagen fühle ich mich ganz besonders zu Euch hingezogen, theils durch Eure Werke, theils dadurch, daß Euer Charakter in dem Rufe der äußersten Leutseligkeit steht.“

Als ich dies hörte, schöpfte ich wieder Athem und mein anfänglich etwas bestürztes Gemüth beruhigte sich wieder. Auch ich umarmte ihn nun, hütete mich aber sehr, seine Halskrause zu zerknittern, und sprach zu ihm: „Ich habe nicht die Ehre, Euer Gnaden zu kennen, und bin übrigens Euer gehorsamer

Diener. An allen Anzeichen aber sehe ich deutlich hervorleuchten, daß Euer Gnaden sehr geistreich und sehr vornehm ist — Eigenschaften, welche einen Jeden nöthigen, die Person hoch zu schätzen, welche mit denselben begabt ist.“ Wir wechselten hierauf noch andere höfliche Redensarten, und gingen in unseren wechselseitigen Ehrenbezeigungen auf dem hohen Pferd einher. Endlich suchte er wieder ein Gespräch einzufädeln und sagte zu mir: „Ihr müßt wissen, Señor Cervantes, daß ich durch die Gnade des Apollo ein Poet bin, oder wenigstens wünsche, einer zu seyn. Mein Name ist Pancracio de Roncesvalles.“

Cervantes.

Das hätte ich niemals geglaubt, wenn ich es nicht aus dem Munde von Euer Gnaden selbst gehört hätte.

Pancracio.

Warum hättet Ihr es nicht geglaubt?

Cervantes.

Weil es wie ein Wunder aussieht, wenn Poeten so zierlich, wie Ihr, einhergehen, und die Ursache davon ist, daß, weil ihr Geist so hochfliegend und erhaben ist, sie eher ihren Geist schmücken und zieren, als ihren Körper.

Pancracio.

Ich, Señor, bin jung, reich und verliebt; und dies sind Eigenschaften, welche bei mir die äußere Nachlässigkeit zerstören, welche die Poesie einflößt. Meine Jugend macht mich eitel, mein Reichthum gibt mir die Mittel, dies sehen zu lassen, und die Liebe veranlaßt mich, nicht nachlässig zu gehen.

Cervantes.

Ihr habt drei Viertel des Weges zurückgelegt, um ein guter Poet zu seyn.

Pancracio.

In wie fern habe ich das?

Cervantes.

Weil Ihr reich und verliebt seyd, denn die Ausgeburten des Geistes reicher und verliebter Leute sind der Schrecken des Geizes und der Sporn der Freigebigkeit. Bei einem armen Poeten aber geht die Hälfte seiner göttlichen Gedanken und geistigen Kinder in den Sorgen für seinen täglichen Lebensunterhalt zu Grunde. Aber sagt mir, ich bitte Euch um Gottes willen, welche Sorte von poetischer Suppe genießt oder vertheilt Euer Gnaden am meisten?

Pancracio.

Ich verstehe das nicht, was poetische Suppe heißen soll.

Cervantes.

Ich will damit sagen, zu welcher Gattung der Poesie Ihr Euch am meisten hingezogen fühlt, zum Lyrischen, zum Heroischen oder zum Komischen?

Pancracio.

Ich habe in allen diesen Gattungen Geschicklichkeit, aber das Genre, mit dem ich mich am meisten beschäftige, ist das Komische.

Cervantes.

In diesem Falle hat Euer Gnaden ohne Zweifel einige Komödien geschrieben?

Pancracio.

Viele; aber nur eine einzige wurde gegeben.

Cervantes.

Hat sie gefallen?

Pancracio.

Dem großen Publicum nicht.

Cervantes.

Aber den Verständigen?

Pancracio.

Eben so wenig.

Cervantes.

Die Ursache?

Pancracio.

Die Ursache war, man bürdete ihr auf, sie sey in ihren Dialogen zu breit, in den Versen nicht sehr rein und in der Erfindung kraftlos.

Cervantes.

Das sind allerdings Mängel, welche selbst die Komödien des Plautus als schlecht erscheinen ließen.

Pancracio.

Uebrigens konnte das Publicum nicht gehörig darüber urtheilen, weil die Leute sie auspfiffen, bevor das Stück zu Ende gespielt war, trotz dem aber gab sie der Theaterunternehmer den Tag darauf; aber was half diese Hartnäckigkeit? es kamen kaum fünf Zuhörer.

Cervantes.

Glaubt mir, die Komödien haben ihre Tage, wie gewisse schöne Frauen, und ihre gute Aufnahme hängt eben so wohl vom Zufall, als von dem Geist ab, in dem sie geschrieben sind. Ich habe eine Komödie gesehen, die man in Madrid gesteinigt, und in Toledo mit dem Lorbeerkranz gekrönt hat; daher rathe ich Euer Gnaden, wegen dieses ersten Unglücks Euch nicht davon abhalten zu lassen, weitere Komödien zu schreiben, denn es könnte wohl geschehen, daß Ihr, wenn Ihr am wenigsten daran denkt, mit einer Glück macht, die Euch Ruhm und Geld verschafft.

Pancracio.

Aus dem Geld mache ich mir nichts, aber der Ruhm geht mir über Alles, denn es ist doch eine gar schöne Sache, und etwas, was einem so recht das Herz bewegt, wenn man viele Leute aus dem Schauspielhause gehen sieht, die alle zufrieden sind, und wenn dann der Dichter, der das Schauspiel geschrieben hat, an der Thüre des Theaters steht und sich von Allen Glück wünschen läßt.

Cervantes.

Diese Freuden haben auch ihre Leiden, denn oft finden die

Zuschauer die Komödie so abscheulich, daß kein einziger dem Poeten einen Blick zuwirft, und er es nicht wagt, auf die Entfernung von vier Straßen an dem Theater vorbei zu gehen, und die Schauspieler ärgerlich und böse von ihm weggehen, weil sie sich in ihm getäuscht und sein Stück für ein gutes angesehen haben.

Pancracio.

Seyd Ihr, Señor Cervantes, vielleicht ein Freund von der dramatischen Kunst? habt Ihr vielleicht Schauspiele geschrieben?

Cervantes.

Ja, ich habe deren manche geschrieben, und wenn sie nicht von mir wären, so würde ich von ihnen sagen, sie sind preiswürdig, wie zum Beispiel: der Aufenthalt in Algier; Numancia; die große Türkin; die Seeschlacht; Jerusalem; Amaranta, oder das Maikind; der Liebeshain; die einzige und großmüthige Arsinde, und noch viele andere, deren ich mich nicht erinnere. Aber das Drama, das ich am meisten schätze und mir das Preiswürdigste scheint, ist eine Komödie, betitelt: die Ungewisse; [1] denn mit Erlaubniß sey es gesagt, von allen Degen- und Mantelstücken, die bis auf diesen Tag gegeben worden sind, kann dieses Stück mit Recht als das beste, unter den Guten, bezeichnet werden.

Pancracio.

Habt Ihr gegenwärtig einige derselben in Händen?

[1] Diese ist verloren.

Cervantes.

Sechs, und sechs Zwischenspiele dazu.

Pancracio.

Gut, aber warum spielt man sie nicht?

Cervantes.

Weil weder mich die Schauspielunternehmer suchen, noch ich ihnen nachlaufe.

Pancracio.

Wahrscheinlich werden sie nicht wissen, daß Ihr welche habt.

Cervantes.

O ja, das wissen sie wohl; weil sie aber gewisse Poeten haben, die sie in Kost und Lohn halten, so sind sie weiter nicht lecker, und suchen nicht nach besserer Arbeit, indem sie sich mit jenen begnügen. Indessen denke ich meine Schauspiele drucken zu lassen, daß ein Jeder mit Muße sehen kann, was daran ist, und sie im Grunde denn doch besser versteht, als wenn sie durch die Schauspieler vorgetragen werden; denn die Schauspiele haben ihre Modezeit, fast wie die Romanzen.

* * *

Bis dahin waren wir in unserer Unterredung gekommen, als Pancracio die Hand in den Busen steckte und einen zusammengefalteten Brief, der wohl eingepackt war, herausnahm, ihn küßte und sodann mir übergab. Ich las die Ueberschrift, welche also hieß:

An Miguel de Cervantes Saavedra, in der Straße de la Huertas, gerade über von dem Palaste, wo sonst gewöhnlich der Prinz

von Marocco wohnte, in Madrid. Trägerlohn: ein halber Real oder, besser zu sagen, siebenzehn Maravedis.

Ich ärgerte mich über den Trägerlohn und über die Forderung von einem halben Real oder, besser, siebenzehn Maravedis. Daher gab ich ihm den Brief zurück und sagte ihm: „Als ich in Valladolid war, brachte man in mein Haus einen Brief an mich, der einen Real kosten sollte; da ich gerade nicht zu Hause war, empfing ihn meine Nichte und bezahlte ihn, o hätte sie ihn nimmer bezahlt! Sie entschuldigte sich aber damit, daß sie mich oft habe sagen hören, bei dreierlei Ausgaben dürfe man das Geld nicht sparen, nämlich: um ein Almosen zu geben, einen guten Arzt zu bezahlen, und beim Trägerlohn der Briefe, seyen sie von Freunden oder Feinden; denn die der Freunde seyen belehrend oder enthalten einen guten Rath, und aus denen der Feinde könne man auf ihre Gedanken schließen. Man gab mir den Brief und es stand darin ein schlechtes, mattes Sonett, ohne Geist und Zierlichkeit, in welchem über den Don Quixote geschimpft wurde. Was mich daran ärgerte, war der Real, und ich machte es mir daher zum Grundsatz, in Zukunft keinen Brief anzunehmen, der ein Trägerlohn koste. Hat Euer Gnaden daher im Sinne eines für diesen Brief zu erheben, so könnt Ihr ihn wieder mit Euch nehmen, denn ich bin gewiß, daß der Brief für mich nicht so wichtig seyn kann, als der halbe Real, der dafür gefordert wird."

Der Herr von Roncesvalles begann nun über die Maßen zu lachen und sprach zu mir: „Obgleich ich ein Dichter bin, bin ich doch nicht so geizig, daß mir diese siebenzehn Maravedis wehe thun sollten, aber bedenkt, Señor Cervantes, daß dieser Brief von Niemand Geringerem ist, als von Apollo selbst. Es ist keine zwanzig Tage her, daß er ihn auf dem Parnaß

schrieb und mir ihn gab, damit ich ihn Euch bringe. Lest ihn nur, denn ich weiß gewiß, er wird Euch Vergnügen machen.“

„Ich will nach Euerm Wunsche thun,“ erwiderte ich, „aber ehe ich ihn lese, bitte ich Euch hoch und höchst, mir zu sagen, wie, wann und warum Ihr auf den Parnaß gegangen seyd.“ Seine Antwort war: „Das Wie geschah zur See, auf einer Fregatte, wo ich mich nebst zehn andern Dichtern in Barcelona einmiethete; das Wann geschah sechs Tage nach der Schlacht, die zwischen den guten und schlechten Dichtern vorfiel; und der Grund, warum ich dort hinging, war der, weil mich meine Eigenschaft als Dichter dazu veranlaßte.“ — „Ich wette,“ erwiderte ich darauf, „Ihr seyd vom Herrn Apollo recht gut aufgenommen worden.“ — „Gewiß,“ versetzte Pancracio, „obgleich wir ihn und die Fräulein Pieriden außerordentlich beschäftigt fanden, denn sie pflügten das ganze Feld, auf dem die Schlacht geliefert worden war, durch, und säten Salz darein. Ich fragte ihn, warum dies geschehen sey? er antwortete: es sey dies ganz dasselbe, wie Cadmus Drachenzähne gesät habe, aus welchen gewaffnete Männer hervorgegangen seyen; oder wie die abgeschnittenen Köpfe der Hydra, welche Herkules umgebracht habe, wo auf jedem Stumpf sieben andere gewachsen seyen, oder wie die Blutstropfen aus dem Haupte der Medusa, aus denen so viel Schlangen hervorgegangen seyen, daß ihre Menge ganz Lybien angefüllt habe. Auf eben diese Weise könnte aus dem Blute der schlechten Poeten, wenn es auf dem Schlachtfelde, wo sie umgekommen seyen, zu faulen beginne, eine so ungeheure Menge mausartig kriechender Dichterchen hervorkommen, daß zu besorgen wäre, die ganze Erde würde von solch schlechtem Samen voll, und deßwegen pflüge Apollo jenes Feld und streue Salz hinein, als wäre es die Grabstätte von Verräthern.“

Als ich diese Antwort hörte, öffnete ich den Brief und las Folgendes:

Apollo der Delphier an Miguel de Cervantes Saavedra

seinen Gruß.

Señor Pancracio de Roncesvalles, der Ueberbringer Gegenwärtigens, wird Euer Gnaden Señor Miguel de Cervantes verkündigen, womit ich an dem Tage, wo er mit seinen Freunden bei mir ankam, um mich zu besuchen, beschäftigt war. Dabei bemerke ich Euch, daß ich mich sehr über Eure Unhöflichkeit beklagen muß, indem Ihr von diesem Berge weggegangen seyd, ohne weder von mir, noch von meinen Töchtern Abschied zu nehmen; obgleich Ihr sehr gut wißt, wie sehr ich Euch gewogen bin, und wie sehr Euch daher consequenterweise die Musen schätzen. Wollt Ihr Euch aber damit, gegenüber von mir, entschuldigen, daß Ihr große Begierde hegtet, Euern Mäcenas, den Grafen Lemos, bei den berühmten Festlichkeiten zu Neapel zu besuchen, so nehme ich diese Entschuldigung an und verzeihe Euch. [1]

Seit Ihr von hier abreistet, sind mir manche Unglücksfälle begegnet, denn ich habe mich in großer Verlegenheit besonders dadurch gesehen, daß es mir fast nicht möglich war, die Poeten, welche aus dem Blute der schlechten Dichter, die hier starben, aufstiegen, zunichte zu machen und zu verderben; obgleich nun, Dank sey dem Himmel und meiner Thätigkeit, diesem Schaden bereits abgeholfen ist.

[1] Der Graf von Lemos, der bekannte Protector des Cervantes, war damals Vicekönig von Neapel.

Ich weiß nicht, kommt dies von dem Tosen des Schlachtgetümmels oder von dem Dampfe, der nach der Schlacht aus der von dem Blute der Gegner feuchten Erde aufstieg, kurz, ich habe einen Kopfschwindel bekommen, der mich in der That ganz betäubt, so daß ich nicht im Stande bin, etwas Geschmackvolles oder überhaupt Taugliches zu schreiben. Aus diesem Grunde bitte ich Euer Gnaden, wenn Ihr in Zukunft die Bemerkung macht, daß gewisse Poeten, die sonst zu den berühmtesten gehören, ungereimtes und nutzloses Zeug schreiben und zusammenstellen, diese weder zu beschuldigen, noch gering zu schätzen, sondern gegenüber von ihnen Anerkennung wenigstens zu heucheln. Denn wenn ich, der Vater und Erfinder der Poesie, zuweilen unsinnig und des Verstandes beraubt erscheine, so ist es kein Wunder, wenn sie solche Anfälle bekommen.

Ich sende Euch hiemit Privilegien, Befehle und Verordnungen zu, welche die Poeten betreffen, und diese habt Ihr buchstäblich handzuhaben und zu erfüllen, denn ich gebe Euch zu dem Allem in meinem Namen Vollmacht, so weit es das Recht und die Billigkeit gestattet.

Unter den Poeten, welche mit dem Señor Pancracio de Roncesvalles hierher gekommen sind, haben sich einige darüber beklagt, daß sie nicht auf der Liste derer stünden, die Mercurius nach Spanien brachte, und daß Euer Gnaden ihrer in Eurer Reise nicht erwähnt hättet. Ich sagte ihnen, die Schuld läge an mir und nicht an Euch, das beste Mittel gegen dies Versehen bestehe aber darin, daß sie dafür sorgten, durch ihre Werke berühmt zu werden, denn alsdann würde ihr Ruhm von selbst groß und erhaben, und sie hätten nicht nöthig, nach fremdem Lobe betteln zu gehen.

Ich werde Euch von Zeit zu Zeit, sobald sich mir die Gelegenheit eines guten Boten darbietet, weitere Privilegien zusenden.

und Euch davon Nachricht geben, was auf meinem Berge vorgeht; Ihr mögt Eurerseits dasselbe thun, und mir Nachricht über Euer Befinden, so wie über das aller andern Freunde, geben.

An den berühmten Vicente Espinel mögt Ihr meine Empfehlung ausrichten, denn er ist einer der ältesten und wahrhaftesten Freunde, so ich habe.

Wenn Don Francisco de Quevedo seine Reise nach Sicilien, wo man ihn erwartet, noch nicht angetreten hat, so schüttelt ihm in meinem Namen die Hand und sagt ihm, er möge doch nicht unterlassen, mich zu besuchen, weil er dann in meine Nähe kommt; denn als er das letzte Mal da war, hatte ich nicht Zeit, ihn zu sprechen, weil er zu schnell abreiste.

Solltet Ihr von jetzt an irgend einem von den zwanzig Ueberläufern begegnen, die zu den feindlichen Rotten übergegangen sind, so sprecht mit ihnen nichts, beleidigt sie aber auch nicht, denn sie sind übel genug daran; sie sind wie die bösen Geister der Hölle, die ihre Pein und Strafe in ihrer eigenen Brust hegen und davon verfolgt werden, wohin sie auch gehen.

Tragt für Eure Gesundheit Sorge, wacht über Euch selbst und hütet Euch vor mir, besonders in den Hundstagen, denn obgleich ich Euer Freund bin, so bin ich in diesen Tagen nicht ganz meiner Herr, und nehme alsdann weder auf Verbindlichkeit, noch Freundschaft Rücksicht.

Den Señor Pancracio de Roncesvalles betrachtet als Euern Freund und geht mit ihm um, denn, da er reich ist, kann es Euch gleichgültig seyn, wenn er auch ein schlechter Dichter ist. Hiemit mag Euch Gott beschützen, so viel er kann und so viel ich wünsche.

Gegeben auf dem Parnaß den 22. Julius an dem Tage, wo ich mir die Sporen umschnalle, um auf den Hundsstern zu reiten. 1614.

Euer Diener

Apollo der Strahlenbekränzte.

Nachdem ich den Brief gelesen hatte, fand ich ein Papier, auf welchem Folgendes geschrieben war:

Privilegien, Befehle und Verordnungen,

welche Apollo den spanischen Dichtern schickt.

Das erste Gesetz ist: Daß sich die Dichter eben so wohl durch die Nachlässigkeit in ihrem Aufzug, als durch den Ruhm ihrer Verse bemerklich machen sollten.

Item: Wenn ein Dichter sagt, er sey arm, so soll man ihm dies sogleich auf sein einfaches Wort, ohne weiteren Schwur oder Versicherung, glauben.

Zugleich gilt das Gesetz, daß ein jeder Dichter von weichem und angenehmem Charakter seyn soll, und daß er seine Augen nicht zu sehr auf Kreuze und Bänder richten soll, wenn gleich die Kreuzbänder an seinen Strümpfen zerrissen sind.

Item: Wenn irgend ein Dichter in das Haus eines seiner Freunde oder Bekannten kommt, wo man sich gerade zu Tische setzt, um zu speisen, und man ihn einladet, so soll man, wenn er gleich schwört, er habe schon gespeist, ihm nicht nur auf keine Weise Glauben schenken, sondern ihn auf alle Weise zum Essen nöthigen, denn in diesem Falle wird man ihm gewiß nicht zu viel Gewalt anthun.

Item: Der ärmste Dichter in der Welt darf, vorausgesetzt, daß er nicht so alt ist als Adam und Methusalem, behaupten, er sey verliebt, wenn er es auch gleich nicht ist, und den Namen seiner Dame ganz nach Gefallen einrichten, so daß er sie bald Amarillis, bald Amanda, bald Phillis, bald Cloris, bald Philida, ja selbst Juana Tellez oder wie er sonst will, nennt, ohne daß es erlaubt ist, ihn darüber zu Rechenschaft zu ziehen.

Item: Wird verordnet, daß ein jeder Dichter, von welchem Stand und von welcher Herkunft er sey, wegen der edlen Kunst, mit der er sich beschäftigt, als Hidalgo behandelt und geehrt werde, wie bei den älteren Christen die Findelkinder als Hidalgo's geachtet wurden.

Item: Wird verordnet, es soll sich kein Poet unterstehen, Verse zum Lobe der Fürsten und Herren zu schreiben, denn es ist meine Absicht und mein bestimmter Wille, daß keinerlei Schmeichelei, noch Lobhudelei über die Schwelle meines Hauses gehen soll.

Item: Ein jeder komischer Dichter, der glücklich drei Komödien an das Licht der Welt gebracht hat, soll, ohne zu bezahlen, in das Theater gehen dürfen, und nur etwa das Almosen an der zweiten Thüre zu entrichten haben, [1] und wenn es irgend möglich seyn kann, soll er auch von dieser Abgabe frei seyn.

Item: Ist zu bemerken, daß, wenn irgend ein Dichter ein Buch, das er geschrieben hat, unter die Presse geben will, man nicht glauben muß, daß man das Buch deßwegen zu schätzen hat, weil er es irgend einem Monarchen widmet, denn wenn es nicht gut ist, so macht es die Dedication um kein Haar besser, und wäre sie selbst an den Prior von Guadalupe gerichtet.

Item: Soll kein Dichter sich daran schämen, daß er sagt, er sey ein Dichter, denn ist er ein guter Dichter, so ist er des Lobes werth, und ist er ein schlechter, so wird es immer Leute geben, welche ihn loben, denn wo Besenreis wächst, gibt es auch Besenbinder.

[1] Dieses Almosen wurde für die Klöster gesammelt, und man bezahlte, damit einem die Sünde vergeben werde. Dieser Gebrauch wurde erst etwa vor fünfzig Jahren in den spanischen Theatern aufgehoben.

Item: Ein jeder guter Dichter kann über mich und über Alles, was im Himmel ist, nach Wohlgefallen disponiren, er darf nämlich den Strahlenkranz meines Hauptes auf die Haare seiner Dame übertragen und sie anwenden, und aus ihren Augen zwei Sonnen machen, dann bin ich die dritte, und so wird die Welt besser erleuchtet. Auch der Sternbilder und Planeten kann er sich auf eine Weise bedienen, daß seine Dame, wenn er am wenigsten daran denkt, eine himmlische Sphäre geworden ist.

Item: Ein jeder Dichter, dem seine Verse zu verstehen gegeben haben, daß er einer ist, soll sich selbst schätzen und hochachten, und an das Sprichwort denken: wer nichts aus sich macht, der wird ausgelacht.

Item: Es wird verordnet, kein vornehmer Dichter soll auf öffentlichen Plätzen das Volk um sich versammeln und vor diesem seine Verse recitiren, denn diejenigen, welche gut sind, sollen in den Hallen Athens und nicht auf den Marktplätzen recitirt werden.

Item: Gibt man die ganz besondere Verordnung, daß, wenn eine Mutter kleine Buben hat, die muthwillig sind und viel heulen, so kann sie ihnen den Popanz vorhalten und sie erschrecken und bedrohen, indem sie spricht: gebt Acht, Jungen, es kommt nächstens der Dichter so und so, der euch mit seinen schlechten Versen in den Abgrund von Cabra schleudert, oder in den Brunnen Airons stürzt.

Item: An Fasttagen darf man den Dichter nicht verklagen, er habe das Fasten gebrochen, weil er sich morgens früh beim Versemachen die Nägel abgekaut hat.

Item: Wird verordnet, daß jeder Dichter, der ein Raufer, Händelsucher und Eisenfresser wird, für solche Ausbrüche seiner Tapferkeit des Ruhmes verlustig geht, den er durch seine guten Verse erreichen könnte.

Item: Wird bekannt gemacht, daß man den Dichter, der einen fremden Vers stiehlt, nicht für einen Dieb halten soll, wenn er diesen Vers nur zwischen seine anderen hineinbringt. Ist aber die ganze Idee und die ganze Versbildung fremd, so ist er in diesem Falle eben so gut ein Dieb, als je Cacus einer gewesen ist.

Item: Ein jeder guter Dichter kann, wenn er auch kein Heldengedicht gemacht, oder große dramatische Werke in die Welt geschickt hat, mit seinen auch wenigen kleinen Gedichten den Beinamen des göttlichen erreichen, wie diesen Beinamen Garcilaso de la Vega, Francisco de Figuerra, der Capitain Francisco de Aldena und Hernando de Herrera erreichten.

Item: Geben wir den Rath, daß wenn irgend ein Dichter von einem Prinzen begünstigt wird, er ihn weder oft besuchen, noch um etwas bitten, sondern sich gänzlich dem Strome seines Schicksals überlassen soll: denn derjenige, dessen Vorsehung die Würmer in der Erde und die Muscheln in dem Wasser erhält, kann einen Dichter ernähren, und wenn er auch noch so ein armer Wurm ist.

* * *

Dies waren im Ganzen die Privilegien, Befehle und Verordnungen, welche mir Apollo durch den Señor Pancracio de Roncesvalles überschickte, mit welchem ich ein enges Freundschaftsbündniß schloß. Wir Beide aber kamen darin überein, einen besondern Boten mit unserer Antwort und mit Neuigkeiten vom Hofe an den Herrn Apollo abgehen zu lassen. Wir werden später den Tag öffentlich bekannt machen, an dem der Brief abgeht, damit ihm alle seine Freunde zugleich schreiben können.



Inhalt.

